


FONDO PROVINCIA





Californien, Nevada und Mexico.

Wanderungen eines Polytechnikers

von

Hemmann Hoffmann.





BASEL.
Schweighauserische Verlagsbuchhandlung.
1871.

Schweighauserische Buchdruckerei.

Vorwort.

Meine Wanderungen durch Californien, durch die Nevada und durch die mexicanischen Freistaaten habe ich an der Hand meiner Notizen und Briefe mit dem frischen Eindruck alles Gesehenen und Erlebten gleich nach meiner Rückkehr aufgezeichnet, so dass sie in ihrer originellen Frische die Zeit schildern, von der sie sprechen. Die Zeichnung von Land und Leuten, von Einrichtungen und Verhältnissen ist getreu und wahr; ich habe mich bemüht, jeweilen den landschaftlichen Charakter der durchwanderten Gegenden dem Leser so anschaulich als möglich zu machen, ebenso das Oekonomische, sowie die Sitten und Gebräuche der Bewohner so lebendig als es mir gelingen wollte zu schildern. Die Eigenthümlichkeit und der Contrast dieser Zustände gegen unsere europäischen mag diesen Bildern einiges Relief geben, obschon ich es vermieden die reellen Zustände mit trügerischen Farben zu übertünchen, und im Gegentheil gesucht habe der Wahrheit unverfälschtes Zeugniss zu geben, selbst auf die Gefahr hin, hie und da der Härte beschuldigt zu werden.

Meine Angaben im geschichtlichen und naturhistorischen Gebiet, wie diejenigen über Produktion und Statistik habe ich da, wo meine eigene Anschauung nicht hinreichte, aus authentischen Quellen geschöpft, und so dürften dieselben Manchem, der die Realität einer romanhaften Erzählung vorzieht, erwünscht sein, namentlich Solchen, die ein besonderes Interesse daran haben, über jene Länderstriche genau unterrichtet zu werden. Meine Schilderungen sind zwar nicht von ausserordentlichen Begebenheiten und spannenden Abenteuern durchwoben; mögen daher die mannigfaltige Abwechslung von Darstellungen, die jugendfrische Auffassung, der Boden, auf dem sie spielen, und die Scenerie, die sie einrahmen, dem Leser einigen Ersatz bieten.

Der Verfasser.

I. Capitel.

Ein Schicksalsbrief. — Abschied und Abreise. — Paris — Havre. — Southhampton. — Ein Bremer Dampfer. — Newyork. — Fahrt nach Aspinwall. — Der Istmus von Panama — Fahrt auf dem stillen Ocean. — Accapulco. — Ankunft in San Francisco.

Im Jahre 1863 Anfangs December wurde Vormittags an meinem Studierzimmer angeklopft und der alte Briefträger, sein Amt treu und eifrig besorgend, überreichte mir ein Schreiben mit der kenntlichen Aufschrift vom Vaterhaus. Darinnen aber steckte noch eine ziemlich schwere Einlage, und zwar ein Papier, ein rosenfarbenes sogar, auf welchem mir von einem weitläufigen Herrn Vetter die Einladung und der Vorschlag gemacht wurde, doch so bald als möglich mein Polytechnikum, Zürich, meine Vaterstadt Basel und die liebe alte Schweiz zu verlassen um am jenseitigen Ufer des grossen Continentes Amerika, im gepriesenen Goldlande Californien, eine bestimmte und lohnende Anstellung anzutreten. Mein Vater liess mir in seinem beigeschlossenen Brief vollständig die freie Wahl meine Studien noch fortzusetzen, oder aber kopfüber in's reelle Leben einzutauchen. — Aber welcher neunzehnjährige Polytechniker hätte einem solchen Rufe widerstanden? Besonders da der Herr Vetter mit rosigen Farben alles so ausdrücklich und bestimmt aufgezeichnet hatte und mir zu der schönen Aussicht drüben auch die zur Reise und zum Verhalten auf derselben nöthigen Rathschläge und Vorsichtsmassregeln, nebst Warnungen zur strengen Umsicht und Vorsicht unter

fremden Leuten so zuvorkommend zu Theil werden liess. — Sogleich bestieg ich die Bude meines besten Freundes um ihm diese überraschende Mittheilung zu machen, und ihm zugleich meinen schnellgefassten Entschluss anzuzeigen. Doch bei Behandlung solcher weltumfassender Pläne ward es uns innert seinen vier Wänden bald zu eng. Es trieb uns in's Freie hinaus, bald sassen wir auch im ernsten Zwiegespräch auf der Bauschanze. —

Es war ein warmer angenehmer Wintertag; die Sonnenstrahlen spielten über die ruhige klare Seefläche, der Rauch entstieg in kräuselnden Windungen den Kaminen der beiden Häuserreihen, die längs den Ufern sich hinziehen, und im Hintergrunde erglänzte die schimmernde Alpenkette, an deren Anblick ich mich so oft erbaut und aufgebaut.

Es war eine ernste Stunde; vor mir lag die winkende, immerhin räthselvolle, in die Ferne treibende Zukunft; hinter mir die glückliche Studienzeit, die trauten Verbindungen mit flotten, wackeren Cumpanen; das gemeinsame Streben im schönen, theuern Vaterland. Der Entschluss, den ich im ersten Augenblick des Dargebotenen so schnell gefasst, brannte mir auf dem Gemüth und jetzt erst wurde mir klar bis in die Tiefe der Seele hinein, was es heisst mit einer schönen Vergangenheit brechen und sich mit einer ungewissen Zukunft an fernem Ziele zu vermählen.

Noch etwa vierzehn Tage verblieb ich in der lebendigen Universitätsstadt. Das Abschiednehmen von meinen treuen Kameraden nahm kein Ende und wurde immer wieder von neuem angefangen.

Endlich war der Koffer gepackt, darinnen alle Bilder meiner Comilitonen, meine Pfeifen und Bänder, meine Bücher und Hefte; alle diese Schätze lagen neben dem übrigen Plunder in derselben grossen Holzkiste beisammen, welche einst vor 25 Jahren die Effecten meines Vaters auf seiner brasilianischen Reise beherbergt hatte.

Die Wände meiner Bude standen leer und öde. Um

so voller war mein Herz; — davon zeugen Elegien und Sonette, welche mir — o Tücke des Schicksals — General Figaro, der Erzdieb, mit vielen andern meiner Lieder, die ich so herzlich gehegt und so treu durch dick und dünn mit mir herumgeschleppt, auf niederträchtige Art gestohlen hat, um sie vielleicht an irgend eine mexicanische Schöne, als cabalistische Zeichnungen zu verschenken.

Meine Corpsbrüder begleiteten mich bis zum Bahnhof, die Locomotive pfiff zur Abfahrt, Mützen und Tücher wurden geschwenkt und unter lebhaftem Prosit dampfte ich von dannen, um am gleichen Abend meinem Vater in Basel unerwartet in die Arme zu fallen und ihm zu sagen — ich ziehe! —

In Basel hatte ich einen ganzen Monat zu verbleiben; es fiel gerade in die Weihnachts- und Neujahrszeit und so ging's mit mir herum von einem Verwandten- und Bekanntenkreis in den andern, und bei diesen Anlässen fehlte es nicht an Wünschen, an Ermahnungen und an guten Rathschlägen, mit denen mich ein jedes mit besten Kräften vollzustopfen suchte. Dabei liessen es mir meine Angehörigen an nichts fehlen, Schneider, Schuster und Nätherinnen wurden in Requisition gezogen, und im ganzen lieben Basel war kein Koffer gross genug befunden worden, um alle die unentbehrlichen Nothwendigkeiten zu fassen. Dagegen fehlte es nicht an Reisesäcken, Rouleaux, Hutschachteln u. s. w., so dass ich mit sieben Gepäckstücken, von meinem Vater und meinem Bruder begleitet, der express von Lausanne zum Abschied hergekommen war, am Morgen des 16. Januar bei 16° Reaumur unter Null auf den Bahnhof fuhr.

Mein Vater machte die Reise bis Havre mit. Wir sassen in Pelz und Wolldecken behaglich eingehüllt im Ersten-Class-Coupé. Der Abschied von Schwestern, Bruder und Bekannten lag mir noch schwer auf dem Herzen. Die Fenster waren dick zugefroren und eine unserer Hauptarbeiten war während der Fahrt, ein thalergrosses Guckloch vom Eise frei zu halten.

So fuhren wir wie durch einen langen Tunnel durch die beschneite, nebelverhüllte Landschaft und verkürzten uns die Zeit mit traulichem Gespräch und mit Vertilgung des uns sorglich zugesteckten Proviantes. Ohne Abenteuer gelangten wir nach Paris, wo wir uns in's Grand Hôtel, Boulevard des capucines führen liessen. Das Clima war milder geworden, die Strassen waren noch sehr belebt und der Eindruck einer Weltstadt spannte alle meine Aufmerksamkeit.

Der folgende Tag war ein Sonntag, leider ein Regentag, immerhin jagten wir so viel in Paris herum als die Zeit ausreichte, und ich muss gestehen, das Gesehene hat mir einen gewaltigen Respect eingeflösst. — Gegen Mitternacht bestiegen wir den Westbahnzug und trafen in der Morgendämmerung in Havre ein.

Dieses Havre hat nun nicht den vortheilhaftesten Eindruck auf mich gemacht; enge, schmutzige Gassen, alte verrauchte, düstere Häuser, wie wir sie bei uns zu Land nicht kennen; aber der Hafen, das Meer, das hat mich angezogen. Zum erstenmal diesen Wald von Masten bis weit in die Stadt hineinragend und vom Molo das offene Meer, freilich in nicht sehr grosser Ausdehnung sichtbar; die ankommenden und abgehenden Schiffe, die vielen glänzendweissen Segel draussen in allen Weiten, und das Branden der blaugrauen Fluth mit den schäumenden sich überwerfenden Wogen an's Ufer heran, das hat mir das Herz weit gemacht. — Wir bestiegen ein Fischerbot und fuhren in die See hinaus um Stadt und Umgebung besser zu übersehen. Da gestaltete sich das Bild allerdings schöner und reicher, und ich werde es nie vergessen, wie wir da herumschaukelten, Vater und Sohn, und uns in die Austern theilten, welche der verwitterte Bootsmann aus seinen Netzen herauslangte.

Ich wurde als Passagier erster Classe einmatrikulirt und nach langem Herumwandern setzten wir uns zum letzten gemeinschaftlichen Mahl; da wurde mit grosser

Andacht die letzte Flasche alten Bordeaux zwischen uns getheilt. Gegen zehn Uhr Abends begleitete der Vater mich nach dem Southhampton-Dampfer. Beim Herabsteigen in das Schiff wäre bald ein böser Streich passirt; der Träger meines Mammuth-Koffers gleitete auf der Leiter aus, und es stürzten Mann und Kiste herunter; glücklicherweise das Schwerere zuerst und in's Fahrzeug hinein, — ein Haar — und es wäre in der nassen Tiefe versunken.

Auf schwankendem Deck wurde noch der schwerste aller Abschiede genommen und es that mir im Herzen weh, als der Vater die Leiter heraufgestiegen war und noch einmal mit weicher Stimme mir Lebewohl Hemmann zurief.

Ich legte mich bald in meine Lagerstätte und trotz meinem Jammer schlief ich für einige Stunden herzlich gut ein. Doch als wir ungefähr in der Mitte des Kanals uns befanden, fing es an ziemlich unruhig zu werden, so dass die schaukelnde Bewegung mich aufweckte. Ich stieg auf das Verdeck, die Seenerie um uns war eben nicht besonders reizend, der Himmel und das Wasser kohlschwarz, das arme Herz noch vom Abschied wund und der Magen von den tanzenden Wellen und dem schwankenden Schiff in katzenjämmerlicher Verfassung. Doch mit dem dämmernden Morgen leuchtete die englische Küste aus dem Nebel heraus, das Volk im Schiff wurde wach und alles drängte sich an die Brüstung um den Anblick des uns näher rückenden Albion zu geniessen. Allmählig fuhr man in den weiten, belebten Hafen von Southhampton ein; aber das erwartete Bremerschiff war noch nicht angekommen, die Passagiere mussten also aussteigen und nothgedrungen irgend ein Hôtel aufsuchen.

Kaum war die Brücke an's Ufer geworfen, so stürzte eine Schaar Kellner und Lohnbedienter an Bord und hing sich wie Ungeziefer an die Passagiere um sie durch das Aufdringen von Adresskarten und durch das

Ueberschütten von mündlichen Anweisungen nach diesem oder jenem Unterkunftsort zu pressen, sich sogar ungefragt ihrer Fahrhabe bemächtigend. Ich fasste mir gleich einen Burschen in's Aug', schlug mich mit ihm mitten durch diese Quälgeister und gelangte zu „Rosens deutscher Gasthof“, Hôtel de l'Europe mit Familienzimmer, Kaffeesalon etc., wie angeschrieben. Wir traten in eine nicht besonders grosse Wirthsstube ein, wo jedoch mehr Ale und Porter als Kaffee getrunken wurde. Die Leute, welche hier aus- und eingingen, schienen Stammgäste zu sein, unter denen ein vertraulicher Ton herrschte und die zusammen in verschiedenartigen deutschen Dialecten kauderwelschten.

Am lautesten aber demonstrirte mein eigener Magen, über den, seit dem längst verschluckten Abschiedstrunk in Havre, die strengsten Fasten verhängt waren und dessen Anforderungen ich nun mit gründlichem Behagen Genüge zu leisten suchte.

Southhampton, das sich in Hufeisenform um die Bucht zieht, ist eine ansehnliche Hafenstadt und zählt etwa siebenzigtausend Einwohner. Früher war sie von Ringmauern umgeben, von denen noch Ueberreste geblieben sind, auch haben sich noch einzelne Thürme, Bollwerke und Thore leidlich erhalten. Während es am Strande gerade so schmutzig und ungastlich aussah, wie in dem französischen Hâvre de Grâce, fand ich das Innere der Stadt durchaus nicht unfreundlich. Die meist nur ein- oder zweistöckig aus rohen Backsteinen erbauten Häuser, die je nach ihrem Alter vom Hellroth in's Schwarze hinüberspielen, fügen sich zu reinlich gehaltenen, geradlinigen Strassen, in denen sich ein bewegtes Seestadtleben entwickelt.

Meine Effecten waren ohne mein Zuthun an Bord des Bremer Dampfers „Amerika“ geschafft worden, welcher in der Nacht, die wir am Land zubrachten, glücklich eingelaufen war, und am andern Morgen begab sich die ganze neue Schiffsgesellschaft gepaart und unge-

paart in langem Zuge in den Bauch unserer stattlichen Arche.

Das Hochbootmannspfeifchen ertönte und die Matrosen umkreisten unter melancholischem Gedudel den eisernen Stock, den schweren Anker emporhebend.

Um elf Uhr donnerten die Schiffskanonen über die Wasserfläche hin und unser mächtiges Wohnhaus fing an sich langsam aus dem Hafenwasser herauszuschrauben und die Weite zu suchen.

Erst an Bord erfuhr ich, dass unser Dampfer im Bremerhafen in Sand und Eis vierundzwanzig Stunden gefangen sass und geduldig warten musste bis ihn die hohe Fluth wieder flott machte.

Die „Amerika" ist ein schönes, grossartiges Fahrzeug, das bis tausend Passagiere fassen kann. Die gewaltige Maschine arbeitet mit 800 Pferdekräften und braucht einunddreissig Mann zu ihrer Bedienung. Im Ganzen zählte die Schiffsmannschaft hundert und vier Mann.

Wir waren unserer zweihundert Passagiere aus aller Herren Länder und hatten vollauf Raum zur Promenade auf dem dreihundert Fuss langen Deck.

Denjenigen Lesern, welche noch keine Ueberfahrt gemacht haben, will ich versuchen ein Bild der innern Eintheilung unserer Behausung zu entwerfen. Zwischen dem gewaltigen Schlot und dem Hintermast führt die Treppe in das Bereich der ersten Cajüte, deren Mitte der grosse Salon einnimmt, an den auf beiden Seiten die Schlafcabinen anlehnen. Die Cabinen haben nur Bettlänge; die Betten selbst sind zu zweit und dritt übereinander wie Krippen an der Wand befestigt. Ausser dem Bett enthält die Cabine ein kleines Sopha und einen Waschtisch. Dem Salon entlang ist die Tafel gezogen, an der es sich zur Essenszeit, auf festgemachten Polsterstühlen sehr angenehm sitzt. Passagiere erster Cajüte erfreuen sich einer feinen Table d'hôte. Zu gutem Essen gehört auch ein guter Trunk, der jedoch leider besonders bezahlt werden muss. Wo die Cabinenthüren Raum

lassen, sind an den Wänden Sophas angebracht. Von der Decke herab hängen bewegliche Etageren, Lampen und Vogelkäfige, die auch bei stärkster Schwankung des Schiffes senkrecht bleiben. An den grossen Salon grenzt der Damensalon mit Piano und Sophas ausgestattet, und etwas weiter befindet sich das Rauchzimmer mit der Bibliothek. Für die Passagiere zweiter Cajüte ist dieselbe Einrichtung eine Treppe tiefer wiederholt, immerhin dem Preis gemäss mit weniger Eleganz. Die Cajüten des Capitäns, der Offiziere, des Schiffsarztes und des ersten Maschinisten liegen zu beiden Seiten des Maschinenraums. Die übrige Schiffsmannschaft bewohnt den vordern Schiffstheil.

Von unserer Wanderung sind wir nun wieder glücklich oben am Tageslicht angelangt. Der Hafen liegt längst hinter uns, lustig gleitet die „Amerika“ durch die zwischen blau und grün schillernden Wogen. Zu unserer Rechten flieht die englische Küste mit grüngelben Hügeln, untermischt von blendenden Kreidefelsen an uns vorbei; zu unserer Linken streckt sich der blaue Himmelsbogen in die leicht gekräuselte Fluth. Ich hielt mich meist oben an der frischen, wenn auch scharfen Luft, denn unten sah es untröstlich genug aus; an den Wänden herum sassen bleiche, eingeknickte Gestalten mit bleiernen Augen, kopf- und herz- und magenkrank, fröstelnd und elend, und dem Meere erzählend, was tief, tief in ihnen verborgen lag. Mir war es bei alledem wohl zu Muth und ich fast der einzige, der mit den alten Seelöwen tafeln konnte.

Doch mit des Schicksals tückischen Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten; denn am andern Morgen blies ein anderes Wiegenliedchen mich aus dem Schlaf heraus Das Schiff schaukelte bedenklich in die Quere und in die Länge und die Wogen spielten gewaltig über das tief eintauchende Deck herüber. Das ging mir nun allerdings auch etwas näher an's Herz und mein Platz blieb beim nächsten Tafeln ebenfalls unbesetzt. Glücklich

wer einen Teller warmer Suppe und ein Glas Cognac bei alledem noch vertragen kann — und so viel Glück war mir bescheert.

Ueberhaupt verblieb ich von der Seekrankheit einer der wenigst angefochtenen und lustig dampfte meine Pfeife, wetteifernd mit unserem mächtigen Schlot und den grauen Nebeln, welche uns die Ferne verhüllten, während viele meiner Mitgefährten und Mitgefährtinnen in ihren dumpfen Cajüten eingeschlossen blieben, was wohl immer ein Fehler ist. Halte man sich doch so lang wie möglich oben in freier Luft auf, mag auch der lose Wind scharf und rauh durch die Raaen heulen, man behält Kopf und Herz munter.

Die Witterung wurde nichts weniger als freundlich, die Luft stürmisch, der Himmel grau und die See schwarz mit weiss überstürzenden Wogen. Der Winter hatte uns bis auf die weite See hinaus verfolgt, eine sehr unbehagliche Kälte wechselte mit Regen und Schneegestöber.

Oft sass ich vorn am Bugsprit und sah zu, wie unser Fahrzeug sich über die Wellenberge hob und durch die Wellenthäler gleitete, und wie die gewaltigen Wogen es herumschleuderten wie ein geringes Stückchen Holz. Dazu rauchte ich wieder ganz andächtig meine Pfeife und fand diese süsse Gewohnheit für das Schiffsleben wie gemacht. Darum versehe sich, wer dem Nicotin huldigt, zur See mit gehörigem Vorrath und vergesse dabei nicht sich mit interessantem Lesestoff zu bepacken und sich einige ernste Aufgaben zu stellen, dem vergeht die Zeit sehr rasch und angenehm. Aber es gibt auch Leute, die von Morgens bis Abends nur müssig herum liegen, die haben keinen Appetit zum Essen, schlafen unruhig, und sind ebenfalls, weil in übler Laune, schlechte Gesellschafter.

Es war aber auch eine recht wackelige Fahrt, zumeist pflegte man Rahmen auf den Tisch zu legen, trotzdem flogen häufig Teller und Schüsseln über dieselben

hinweg und ergossen sich auf den Bodenteppich. War es sehr stürmisch, so legten wir im Tag hundert und fünfzig bis zweihundert Meilen zurück, gewöhnlich aber machten wir in vierundzwanzig Stunden zwei- bis dreihundert Meilen. Am ersten Februar machten wir sogar unsere dreihundert und sechzig Meilen mit voller Kraft der Maschine und unter Beihülfe sämmtlicher aufgespannten Segel. Dies ist jedenfalls das Maximum dessen, was unser Dampfer zu leisten vermochte und nur ein bekannter Dampfer, die Persia von der Liverpool-New-Yorker Linie, soll noch schneller gefahren sein. Diesen ersten Februar feierte die Schiffsgesellschaft mit einer Schneeballen Schlacht. Damen und Herren waren in zwei Lager getheilt und das Bombardement ward von beiden Seiten sehr hitzig geführt.

So verlief die Fahrt bis zum dreizehnten Tag, mit dem sie auch beendigt war. Wie wir uns der Küste näherten, klärte sich der Himmel völlig auf und erstrahlte im schönsten Glanze. Lustig umkreisten die Möven unser Fahrzeug, Schwärme fliegender Fische huschten aus der Fluth empor um wieder nach zurückgelegten Bogenflug in dieselbe herabzuprasseln; auch der grollende Neptun wurde freundlicher und wiegte uns sanfter auf seinem Schoosse. Wie die Nacht hereinbrach kamen uns die Leuchtthürme von New-York in Sicht; das Verdeck war ungewöhnlich belebt, und mit wahrem Hochgenuss sah man das Feuermeer der allmählig sich nähernden Stadt immer weiter und glänzender sich ausbreiten. Welch' Gewimmel von Lichtern und Lichtlein rings um uns vom Hafen, von den Quais, von den unendlich vielen in weiten Bogen sich verbreitenden Wohnungen! Welch' herrlicher und grossartiger Anblick; und morgen hiess es an's Land!

Am Mittwoch den 3. Februar war ich schon früh auf -- wir lagen vor der Weltstadt, aber ein dichter Nebel hüllte uns dermassen ein, dass man keine Schiffslänge weit vor sich sehen konnte. Um uns herum war aber

schon reges Leben, nach allen Richtungen huschten mit schrillem Gepfeife kleine Dampfer an uns vorbei, wie fliegende Holländer, durch den dichten Nebelschleier kaum sichtbar.

Erst gegen neun Uhr rappelte unsere Maschine wieder, um das Fahrzeug an dem Aussteigeplatz Hoboken anzulegen. Die Kanonen donnerten zum Grusse. Sämmtliche Schiffsbewohner jubelten den Schiffen zu, durch deren unabsehbar lange Gasse wir uns hinbewegten bis zum Landungsplatz der Bremer Ueberfahrts-Compagnie.

Die Anker sanken, die Maschine hörte auf zu pulsiren. Alle Schiffsbewohner waren froh nach glüchlich überstandener dreizehntägiger rauher Winterfahrt am Ziele zu sein. Die Brücken wurden angelegt und alles drängte, um bald den Fuss wieder auf festes Land zu setzen. Sogleich erfolgte die Zollvisitation, die mir jedoch keine Schwierigkeiten verursachte. Nachdem ich meine Sachen einem patentirten Waarenführer übergeben hatte, schloss ich mich mehreren Passagieren an, um gemeinsam mit ihnen ein mir anempfohlenes Hôtel zu beziehen.

Wir bestiegen einen Localdampfer, der uns in wenigen Minuten in die eigentliche Stadt New-York versetzte und traten in das am Broadway gelegene, seiner Zeit von dem berühmten Astor gegründete Astorhouse ein. Die amerikanischen Hôtels sind beinahe alle über einen Leisten geschlagen und tragen ihre charakteristische Eigenthümlichkeit. Gleich beim Eintritt stösst man auf eine Anzahl Yankees, die statt der Marmorstatuen in bequemen Lehnstühlen stumm und steif die Wände tapeziren, ihre Füsse aufwärts gekehrt über eine eiserne Lehne streckend.

Der gleiche Anblick wiederholt sich im Wartzimmer und in den Trink- und Rauchsälen. Für Damen sind elegante Räume mit Spiegel, Sophas und Pianos eingerichtet. Ueber diesen Salonappartements, welche

die untern Räume und das erste Stockwerk einnehmen, befinden sich die Schlafzimmer, die sich durch eine uns ungewohnte Einfachheit auszeichnen. Ein oder mehrere Betten, ein Waschtisch und Stühle bilden die ganze Möblierung.

Bald erfuhr ich, dass mein California Steamer bereits den Hafen verlassen hatte, und dass der nächste erst am 13. Februar abgehen werde; ich hatte also zehn Tage vor mir, um mich in New-York umzusehen. Ich war Träger guter Empfehlungen an einen angesehenen Kaufmann, ein Glied unserer Familie, der mich mit vaterländischer Freundlichkeit aufnahm und dessen Neffe sich auf's zuvorkommendste angelegen sein liess, mir Anleitung für die beste Benützung meines Aufenthalts zu ertheilen. Er selbst war in seinen Freistunden mein Mentor und machte mich mit anderen Landsleuten bekannt.

Wer auf Plänen oder Ansichten die ganze Häusermasse, welche über die verschiedenen Landzungen, Inseln und Halbinseln am Ausfluss des Hudsonrivers ausgestreut ist, für New-York hält, der irrt sich. Die eigentliche Stadt New-York nimmt nur die Halbinsel ein, die sich zwischen dem Hudsonriver und einer Bucht in's Meer erstreckt, auf den übrigen Halbinseln und Inseln sind die Städte Brooklyn, Hoboken. New-Jersey und Newwark angelegt, die zwar an New-York anlehnen, jedoch unter besonderer Municipalbehörde stehen. Allerdings bildet New-York das Geschäftscentrum und den eigentlichen Markt. Daselbst befinden sich die Comptoirs der Compagnien und der grösseren Kaufleute, ohne dass jedoch ihre Privatwohnungen damit in Verbindung stehen. Letztere sind zumeist vom Geschäftslocal entfernt. Die eigentliche Geschäftszeit liegt zwischen 9 Uhr Morgens und 5 Uhr Abends und dieses Kommen und Gehen trägt viel zur Belebung des Strassenverkehres bei, dem auf alle erdenkliche Weise Vorschub geleistet ist. Das ist ein ewiges Gekreuz und

Durcheinanderrasseln von Specialdampfern, Strasseneisenbahnen, Omnibus und Fuhrwerken jeder Gattung, und jedes geht so amerikanisch rücksichtslos seinen eigenen Weg, dass namentlich ein Fremder genug zu schauen und zu thun hat, um für sein eigenes Ich auch Raum und Durchkommen zu finden. Der ältere Theil von New-York liegt an der östlichen, vordersten Seite der Halbinsel und von diesem Viertel aus ziehen sich die Strassen landeinwärts. Sie folgen sich alle in geraden Linien; die von Nord nach Süd gehenden werden Avenues genannt und die von Ost nach West laufenden Streets. — Viele derselben werden anstatt nach Namen, nach Nummern bezeichnet. Schräg durch die Streets bahnt sich der Broadway, die eigentliche Hauptstrasse, die sich sowohl durch grossartige Bauart, als durch eine ganz ausserordentliche Frequenz auszeichnet. Der Broadway ist etliche Meilen lang und ungefähr hundert Fuss breit, mit sehr bequemen Trottoirs. Er bildet eine wahre Ausstellung von hervorragenden Bauten, wie Kirchen, Museen, Theater, Circus; mächtige Hôtels, splendide Kaffee's und Trinkhallen erheben sich da in grossartigstem Styl, eingepasst in ganze Reihen von Palästen, in denen sich die Comptoirs der vielen Compagnien und der grossen Handelshäuser befinden. Das Erdgeschoss zieren prächtige Verkaufsläden, wo trotz Paris und London der höchste Luxus, der feinste Geschmak entfaltet ist. Kurz der Broadway qualifizirt New-York zur eigentlichen Metropole. Und welcher unbeschreibliche Verkehr, welches Gedränge und Treiben von früh Morgens. bis spät in die Nacht hinein! Die Fahrstrasse ist an einem fort mit Wägen angefüllt, die sich in allen Richtungen kreuzen. Der Amerikaner hält auf schöne Gespanne und auf fein geschnittene Caleschen; es rollen da hochgetragene Phaetons vorbei mit Rädern so dünn wie Spinnenbeine und mitten durch solche zieht sich die Kette der Omnibusse (Stages), die sich einer dem andern auf dem Fusse folgen und welche sich

ebenfalls durch die verschiedensten Constructionen auszeichnen.

Wie die Fuhrwerke auf der Fahrbahn, so drängen sich die verschiedensten Menschenkinder auf den Trottoirs; da hat ein gemüthlicher Spaziergänger vollständig sein Terrain verloren, er wird von den drängenden Massen in der einen oder andern Richtung fortgeschoben und muss unbedingt dem allgemeinen Strom folgen, er mag wollen oder nicht. Es sind darum auch eigene Polizeimänner dazu angestellt, auf das Strassengetriebe Obacht zu geben und Unfälle möglichst zu verhüten; denselben liegt namentlich auch die galante Pflicht ob, Damen von einem Trottoir auf's andere durch das Gewühl der Fuhrwerke zu geleiten; ihr aufgehobener Stock genügt um für Augenblicke den Räderstrom in's Stocken zu bringen. Dass zu diesem Dienst nur flotte Bursche auserlesen werden ist wohl selbstverständlich und keine Dame verschmäht es, den Arm eines solchen Gesetzvollstreckers anzunehmen. Diese Uebung bildet allerdings eine Ausnahme, denn sonst treiben, wie ich gefunden habe, die New-Yorker keinen Luxus mit ihrer Galanterie und ihrer gemüthlichen Fürsorge. So gerade aus Europa, aus der kleinen Schweiz herüberversetzt, habe ich gegen meine bisherige Umgebung den grösseren Kontrast nicht in Stadt und Land, sondern mehr noch in den Menschen gefunden.

Dem Amerikaner ist der nackte crude Geschäftssinn auf der Stirne geschrieben und der pfiffige Speculationsgeist zwinkert ihm aus den Augen. Auf allen seinen Zügen liegt ein harter Ausdruck von Selbstbewusstsein und Rücksichtslosigkeit, der seine Physiognomie in dem Grade verdunkelt, wie offener Sinn und heiteres Gemüth sie erhellt. Unsere Landsleute und die Europäer überhaupt nehmen meistens nach wenigen Jahren Aufenthalt diesen gleichen starren Typus an und sehen ebenfalls eintönig, scharf und sogar griesgrämig aus. —

Ich könnte nun nicht rühmen, dass mir die Damen

besser gefallen hätten, wir sind bei uns daheim nicht daran gewöhnt, dass sich das schöne Geschlecht so gar frei und unbefangen bewegt; dort fallen sie durch ihr resolutes ungenirtes Wesen auf und kommen einem mit ihrem scharfen Gesichtchen, mit dem aufgeworfenen Näschen und spitzen Kinn ziemlich keck und schnippisch vor. Es wird diesen Amerikanerinnen, die den Unabhängigkeitssinn über alles hochhalten, auch nicht gerade nachgerühmt, dass sie im Hauswesen, die republikanische Tugend der Einfachheit besonders pflegen; im Gegentheil werden sie der Prachtsucht in Kleidern und Geschmeiden und des Luxus in Haus und Küche gezeiht.

Doch mir steht es wohl am allerwenigsten an den Altklugen und Sittenrichter spielen zu wollen, ich rede da überhaupt nur von meinem eigenen sich mir unwillkürlich aufgedrängten ersten Eindruck.

Was nun das Leben in New-York anbelangt, so hat es wieder seine hervorragenden Seiten. Man lebt viel mehr dem Haus und der Familie als in manchen gemüthlicheren Städten diesseits des Oceans. Ein comfortables Haus ist die erste Bedingung, dasselbe liegt, wie bereits erwähnt, oft meilenweit vom Geschäftslocal entfernt, in angenehmer ruhiger Lage. Gewöhnlich steigt man über eine steinerne Vortreppe in die Hausflur, woselbst sich überall Waschapparate, Kleiderträger, Spiegel und andere Bequemlichkeiten zur Toilette vorfinden. Hat man sich vom Staub befreit und zurecht gemacht, so wird man in den, oder je nachdem in die Salons oder Parlors eingeführt, die nebst dem Wohnzimmer (Drawingroom) die Belleétage einnehmen. Im Erdgeschoss befinden sich Küche und Speisezimmer (Diningroom), und im zweiten Stock die Schlafgemächer. Diese Eintheilung wiederholt sich durch alle Stadien, von der einfachsten bis zur fashionabelsten Wohnung. In vornehmen Häusern hat jedes Familienglied zu seinem Zimmer noch seinen besondern Salon. Den Salon der Mama, den Salon für die Tochter, für den jungen Herrn u. s. w., jedes nach

besonderm Geschmack. Des Morgens frühstückt die Familie zusammen und zwar wird dabei für den angehenden Tag ein guter Grund gelegt. Dann geht das Ausfliegen an, der Herr Gemahl per Dampfer, Eisenbahn oder Wagen nach seiner Office, die Kinder in die Collegien, Mama und Töchter auf den Einkauf und auf die Promenaden. Gegen Mittag wird Lunch gehalten, jedes Familienglied, wo es sich gerade befindet. Der Papa im Café oder in der Trinkhalle, die seinem Geschäftslocal am nächsten liegt. Die Ladies wenn sie im Cours sind ebenfalls in eleganten Café's oder in feinen Conditoreien. Dieses Lunchen ist zwar sehr bequem und wenig zeitraubend, dafür aber ungemüthlich, und wird zumeist stehend abgethan und nachher wird wieder fortgearbeitet bis zum Schluss der Geschäftszeit; alsdann Rückkehr sämmtlicher Hausgenossen in die Privatwohnungen, comfortables Diner aus substantiellen Speisen mit weniger Humor als mit Ceremoniel gewürzt.

Vielfach ziehen sich nach aufgehobener Tafel die einzelnen Hausbewohner in ihre Appartements zurück oder fliegen nach ihrer Façon aus, ohne dass sich eines an das andere bindet. Die Tochter lässt anspannen oder besteigt ihr Reitpferd, während „The old Lady“, die Mama, Gäste hat; oder sie empfängt in ihrem Salon im Haus eingeführte Herren, ohne dass sich der Herr Bruder darum kümmert, der auch seiner Wege geht. Es macht sich dies alles so natürlich und ungezwungen, dass sich Niemand im Geringsten dadurch angefochten fühlt.

Uebrigens sind solche amerikanische Hausabende oft nicht uninteressant und es wird in der Regel weit weniger Wind und Wetter und anderes platte Zeug verhandelt, als in unserm humanistischen Europa.

Der ungeheure Verkehr in den verschiedenen Häfen, Werften und Buchten gibt New-York und was daran und darum hängt ein ausserordentlich bewegtes Leben, und immer wieder fühlt man sich neu davon überrascht.

Zwar sind die Strassen, die nahe am Strand liegen, in keiner Beziehung die saubersten. Es sind diess die Quartiere worin sich Matrosen und Militärs herumtreiben und wo die Industrie der Exploitation in hohem Grade florirt.

Hier gruppiren sich auch die Volksbelustigungen; Seiltänzer, Menagerie- und Panoramabesitzer u. s. w., die in grosser Anzahl vorhanden sind.

Zu den Sehenswürdigkeiten New-Yorks zählt in erster Linie der Centralpark. Ich habe ihn leider nur im Wintercostum, bei einer Temperatur von 4 Grad unter Null, besucht; und so bot er nur sein grossartiges Gerippe dar. Er umfasst fünfzehntausend Acres! Auf diesem Raum finden sich in der guten Jahreszeit alle möglichen landschaftlichen Formen und Gestaltungen vergegenwärtigt. Alleen und zierliche Promenaden für Equipagen, für Reiter und Fussgänger abgetheilt, ziehen sich durch immense Grasplätze. Diese wechseln mit künstlichen Felsparthieen, dunklen Wäldchen, blumenbegränzten Gartenanlagen in harmonischer Weise zusammengestellt. Alles belebt und durchzogen von Bächen und Flüssen, über die eine Menge pittoresker Brücken von Stein-, Eisen- und Holzconstruction geworfen sind. Wahre Kunstwerke der Gartenbautechnik. Dieser Park umfasst auch die grossen Bassins, welche New-York mit Trinkwasser versehen und aus deren Schooss die Röhrenleitungen in alle Strassen und Häuser sich verzweigen.

Die öffentlichen Gebäude imponiren zwar mehr durch ihre Massen als durch vollendeten Styl. So ist z. B. das grosse Zollhaus, das wichtige Geldmacherinstitut der Staaten, in dieser Beziehung überraschend; freilich geht durch diese hohle Gasse der ganze Güterverkehr New-Yorks und der Mittel-Staaten ein.

Angenehm ist der Exchange Reading Room, ein colossales Lesecabinet, wo Zeitungen aller Sprachen und Länder ausgebreitet liegen. Zur Frequenz desselben bedarf es für Fremde der Einführung.

Das Museum des alten Barnum bietet allerdings grosses Interesse dar und man merkt aus seiner praktischen Anlage, wie der kluge Gründer mit der Lockspeise der Neugier das Publikum anzuziehen und zu fesseln wusste und wie er dazu gekommen ist, sich selbst als Vermittler zwischen Künstler und Publikum aufzuwerfen. Als ein Jahr später dieses Gebäude abbrannte, wurde auf den rauchenden Trümmern sogleich der Plan zu einem gleichen Etablissement entworfen und Alles in Thätigkeit gesetzt, um denselben in unglaublich kurzer Frist zur Ausführung zu bringen.

Der Tresor oder die Schatzkammer imponirt wieder in ganz besonderer Weise. Hier ist es, wo die Auswechslung zwischen Papier und baarem Geld und umgekehrt, stattfindet und wo der Staat seine Bonds einlöst.

Theater und Circus, die ich besuchte, geben mir nicht gerade Stoff zu Bemerkungen, aber auch hierin sind die Leistungen nicht zu unterschätzen, und wo viel Geld ausgegeben wird, finden sich immer die hervorragenden Kräfte; ich urtheile da ganz amerikanisch. —

Uebrigens so kalt es die Amerikaner nehmen, so waren doch damals die öffentlichen Vergnügungen lahm gelegt, der Bürgerkrieg, der in den Eingeweiden der Republik wüthete, hielt alle Geister mehr oder weniger befangen.

Oefters begegnete ich Truppenabtheilungen, die sich zusammenzogen, um an die Hauptarmee abzugehen.

Eines Tags war grosser Auflauf in den Strassen, es hielt ein aus dem Krieg zurückkehrendes Zuaven-Regiment seinen Einzug. Von zweitausend Mann, die vor drei Jahren ausgezogen waren, kehrten nur etwa hundert und zwanzig zurück. Die Firemen (Pompiers), welche bei allen derartigen Feierlichkeiten paradiren, zogen mit Musik, Ehrenbögen und Fahnen an den Landungsplatz und nahmen die Trümmer des Zuavenregimentes in ihre Mitte, um dasselbe mit feierlichem Pomp durch die Stadt zu geleiten. Ueberall wurden die Tapfern mit lautem

Jubel empfangen, alle Balkone und Fenster waren dicht besetzt, die Damen winkten mit weissen Tüchern und die befrackten Herren klatschten enthusiastisch in die Hände. Bei Kreuzpunkten von Strassen waren an allen vier Ecken geheizte Dampfspritzen aufgestellt, mit Bändern und Kränzen geschmückt, die ihre Ehrenbezeugungen durch die schrilltönenden Dampfpfeifen auf eine ohrenzerreissende Weise kund gaben. Zum Schluss der Festlichkeit wurden die Veteranen zu einem glänzenden Gastmahl geführt, das ihnen nach allen überstandenen Mühsalen am besten behagt haben mag.

Die Newyorker Feuerwehr ist sehr einfach und praktisch uniformirt, rothe wollene Hemden, dunkle Beinkleider, durch eine breite Gurt zusammengehalten, an welcher ihre Werkzeuge hängen, und als Kopfbedeckung ein lederner Helm.

Trotz der harten Winterszeit war es mir vergönnt einen Ausflug in die Umgebung zu machen, ich wurde nämlich von einem meiner Landsleute eingeladen, mit ihm sein Landgut zu besuchen. Wir fuhren zu diesem Zweck auf der Hudson Eisenbahn ungefähr fünfundvierzig Meilen am Hudson River entlang, welcher oberhalb New-York völlig zugefroren war. Die ganze Landschaft lag in Schnee und Eis begraben; so viel konnte ich mir übrigens merken, dass diese Gegend im Frühlingsschmuck und Sommerkleid sehr hübsch sein muss. Der Zug führte abwechselnd durch eine sehr freundlich angebaute Gegend, mit vielen Ansiedelungen und kleinern Städtchen belebt, durch Wald und Felsparthieen und bei kleineren Binnenseen vorbei.

Was die Bahn selbst betrifft, so fand ich die Bahnhöfe höchst einfach und kahl, dagegen die Waggons im Styl der Schweizerwagen sehr angenehm und praktisch; nur haben die Amerikaner eine einzige, statt drei Wagenklassen und nützen daher ihr Material viel besser aus, als die im Kastengeist auferzogenen Europäer. Ebenso ersparen sich die Amerikaner die Uniformen für ihre

Angestellten, welch' letztere sowohl auf den Bahnen als auf den Dampfbooten ohne Ausnahme das Civilkleid tragen.

Zehn Tage in New-York, überhaupt in einer grossen Stadt, wo man viel Zeit den weiten Distanzen opfern muss, sind sehr bald verlebt und so war denn auch leider nur zu früh der dreizehnte Februar angebrochen. Meine Gepäckstücke waren geschnürt und abgeführt und wiederum kam der Augenblick des Abschiednehmens; diessmal von meinen freundlichen Verwandten, denen ich für alle mir erwiesenen Artigkeiten stets dankbar sein werde. — Ich war nicht der einzige Abreisende, eine Unzahl Passagiere drängte sich an dem Wharf, die einen zu diesem Dampfer, die andern zu jenem Segler, jeder mit seinen besondern Plänen und besondern Empfindungen das feste Land hinter sich lassend.

Zu meinem California-Steamer war ebenfalls grosser Zudrang; das letzte Colli an Bord, der letzte Händedruck, noch einige springende Spätlinge, Brücken zurückgezogen, Tücher geschwenkt und nun war man wieder unter die Oberbotmässigkeit eines Kapitäns gestellt.

Es war ein freundlicher Tag, die Kälte war gebrochen und die Sonne lächelte frohlockend über das bewegte Hafenleben. Die Kanonen donnerten gegen den bereits verlassenen Strand und schon umkreisten uns von lauem Winde getragen die Seemöven und Meerschwalben zum Willkomm auf wogender See.

Alle Welt war dem scheidenden Lande zugekehrt, von dieser Seite entwickelte sich noch zur unvergesslichen Erinnerung das prächtige Panorama von New-York.

Es öffnete sich die weite Bucht rings umstarrt von dichten Häuserreihen, in die tiefsten Weiten sich ausdehnend, vor denen ein Wald von Masten lagerte. Die Bucht selbst belebt durch freundliche Inseln, die mit ihren blendenden Gebäuden und grauen Forts munter aus dem Wasserspiegel hervortauchen, umschwärmt von einer Unzahl von Booten und Fahrzeugen aller Art.

Immer mehr und mehr breiteten sich die buchtumschliessenden Arme des Ufers, das immer tiefer und tiefer in die Ferne rückte. Zuerst tauchte der Hafen, dann die Stadt, und endlich auch der letzte Saum der Küste unter in den grünlichen Fluthen des Oceans und mutterseelenallein unter der klarblauen Aetherglocke durchfurchte unser Dampfer die wogenden Fluren Neptuns.

Es war nun Zeit sich auf dem Schiff selbst etwas näher umzusehen und sich mit den neuen Verhältnissen vertraut zu machen. — Anfänglich surrte die ganze Schiffsbevölkerung durcheinander, wie ein stossender Bienenschwarm. Keiner wusste, wohin er gehörte und wo er sich haushäblich niederlassen sollte; endlich trachtete ein Jeder auf eigene Faust eine Cabine ausfindig zu machen, die noch ein leeres Bett darbot. — Allerdings war es hier mit der Annehmlichkeit und Bequemlichkeit nicht weit her und ein Vergleich mit dem genossenen Comfort des unlängst verlassenen europäischen Dampfers liess sich gar nicht anstellen.

Jeder kleine Raum war eingenommen, die Betten sammt und sonders besetzt, einer lag über dem andern geschichtet und musste sich bequemen seine Sachen so nah und so eng als möglich beisammen zu halten.

Beim Tafeln war es dieselbe Geschichte, man war eng zusammen gepresst, schlecht bedient, überhaupt höchst ungemüthlich; dazu hatten wir in der ersten Zeit noch schlechte Kost, die sich aber in der Folge besserte.

Doch zu Aller Trost und Freude genossen wir des herrlichsten, freundlichsten Wetters, das uns die ganze Fahrt über begleitete.

Besonders prachtvoll waren die Abende und die glanzvollen Mondnächte. Die Abende — wenn die Sonne herabstieg vom blauen Himmelszelt und als mächtige Feuerkugel am Saume des Horizontes dahin rollte, Himmel und Fluthen mit Purpur übergiessend, mit wechselndem Farbenspiel von schmelzenden Tönen, orangefarben

bis in's lilagraue. Wunderherrlich sind die Naturbilder in der Nähe der Tropen durch die zauberhafte Raschheit, mit welcher sie sich folgen, wo der blendende Tag beinah unmittelbar in die dunkle Nacht übergeht. Und die Nächte — aber wir hatten keine dunklen Nächte, kaum hatte sich die Sonne zur Ruh gebettet und ihre Lichter ausgelöscht, so segelte auch schon im Osten die volle Mondscheibe empor und goss neuen Zauber über den Wasserspiegel. Die Wellen schimmerten und glizerten in silbernem Glanze und trugen das Mondlicht spielend über die weite Fläche. Dazu begrüssten uns neue Sterne vom reinen Himmelsbogen, das südliche Kreuz, das Argonauten-Schiff, während der grosse Bär tief nordwärts am Rande des Horizontes sich zeigte. — Durch alle die Pracht räderte unsere „Ocean Queen“ in raschem Fluge vorwärts; aus ihrem dunklen Schlot qualmte die weisse Friedensfahne und hinter ihrem Steuer verblieb eine lang gezogene, glänzende Furche. In solchen wonnigen Nächten wurde es auch auf unserm Deck lebendig, die Passagiere lagerten sich in verschiedenen Gruppirungen auf demselben herum. Die Zungen lösten sich, die Herzen schlugen wärmer, man plauderte, scherzte, lachte, und hie und da liess einer zur Ergötzlichkeit Aller seine Stimme in einem ungekünstelten Lied erschallen. So ein Schiffsleben hat seine Reize, man ist bald wie eine Familie zusammen, und zwar wie eine Familie harmloser Kinder; was einer an Redekunst und Stimme am Land ängstlich für sich behält, das findet an Bord seinen ungezwungenen Ausdruck.

So fuhren wir an der Küste Nord-Amerikas südwärts, jedoch ohne Land zu erblicken, und nichts bemerkend von dem blutigen Bruderkampf, der in gleicher Breite am Festland tobte. Weiter südwärts wand sich unsere „Queen“ durch die westindische Inselgruppe, von welcher hie und da ein grüner Saum aus den Wellen emporstieg. Doch unser Capitän hielt sich möglichst vom Land entfernt, eben sowohl auch von anderen Schiffen.

Er hatte grossen Respect vor den südlichen Kreuzern und diese Angst wurde mehr oder minder von der ganzen Schiffsgesellschaft getheilt. Jedes Segel, jedes schwarze Pünktchen, das am Rande des Horizontes auftauchte, wurde sorgfältig beobachtet und ein Zusammentreffen zu vermeiden gesucht.

Wenn wir auf diese Weise der Bekanntschaft mit andern Fahrzeugen aus dem Wege gingen, so entschädigten uns dafür die freundlichen Meerbewohner. Es stiegen Wallfische, grosse, fleischige Massen, wie kleine Inseln, an die Oberfläche und ergözten uns durch den aus ihren Nüstern hoch geworfenen Wasserstrahl. Auch Delphine tauchten öfter ihre neugierigen Köpfe empor und lugten fragend, ob es auch etwas zu schnappen gäbe; dann schossen sie wie Pfeile unserm Bord entlang und tauchten vor dem Bugspriet in die Tiefe. So gelangten wir nach einer Fahrt von dreizehn Tagen in früher Morgenstunde am 26. Februar glücklich in den Hafen von Aspinwall.

Dieses Aspinwall ist nichts weiter als eine Art Faktorei zur Umstapelung von Menschen und Gütern. Der Bahnhof bildet den Mittelpunkt. Er ist ziemlich geräumig, obwohl sehr einfach angelegt, um ihn herum reihen sich die Magazine und die Schuppen für den Waarenverkehr, mehrere grössere Hôtels, meist von Franzosen gehalten, Restaurationssäle und eine Anzahl Negerhütten. Aspinwall ist kein Ort langen Verbleibens, es ist auch dafür gesorgt, dass man ihn, sowohl von der einen, als von der andern Richtung kommend, möglichst schnell wieder verlässt, zumal da das Klima ungesund und fieberhaft ist.

Die erste Colonne, die Passagiere dritter Classe, hatten sich sofort in den bereitstehenden Zug einzubequemen und dampften ab, während uns andern Sterblichen gegönnt war, einige Stündchen im Orte zu weilen und uns auf dem Lande zu restauriren.

Auf mich machte dieses Aspinwall immerhin einen

überraschenden Eindruck, stand ich doch zum erstenmal mitten in der üppigen Tropenwelt, unter hoch emporragenden Cocos-Palmen, deren herabwallende Blätter wie Ruder in der reinen Luft spielten, umgeben von den riesenblättrigen Bananen und den wie Schwerterbündel aus dem Boden heraufstarrenden Agaven und Aloës.

Ich schwelgte in wachender Träumerei, und glaubte mich verzaubert eingewoben in ein Märchen von tausend und eine Nacht. Ganz treffend passt zu diesem Bild die dortige Negerbevölkerung, die mit ihrem Thun und Treiben meine Aufmerksamkeit am meisten spannte. Diese niedlichen Negerhütten inmitten von Palmen und Bananen mit ihren Blätterdächern, vor denen die Familie versammelt war. Die Mutter in blendendes Weiss und Roth gekleidet als Verkäuferin von Obst, Gebäck und kleinen Arbeiten, die nackten Kinder spielend mit Hund und Hühnern, oder sich balgend, der Herr Papa mit Flechtwerk oder irgend einer andern Hantierung beschäftigt. —

Doch die Glocke vom Bahnhof sammelte uns wieder in die Räumlichkeiten der Civilisation. Wir erlegten unser Passagier-Geld von 25 Dollar für die 47½ Meilen, was 53 Cents per Meile ausmacht; obendrein 10 Cents für jedes Pfund Gepäck, das 30 Pfund überstieg. Das Signal zur Abfahrt ward gegeben, wir vertheilten uns in die verschiedenen Wagen und so dampften wir zum Glück nicht mit übertriebener Schnelligkeit durch die Tropenwelt von Ocean zu Ocean. — Die Temperatur war eine sehr hohe, die Sonne brannte heiss senkrecht auf unsere Scheitel und wir waren in einem fortwährenden Schweissbad. Doch Niemand dachte an Beschwerden, die Frische der Eindrücke, mitten in der reizendsten Wildniss, versetzte uns in die gehobenste, glücklichste Stimmung.

Die Fahrt geht mitten durch Wälder, die noch in ihrem herrlichen Urschmuck prangen, sie bietet eines

der sinnenberauschendsten Schauspiele dar, die je vor ein menschliches Auge getreten sind. Der tropische Urwald entfaltet die Pracht einer üppigen, imposanten Vegetation nirgends in so erhabener Weise, als in Central-Amerika und gerade am Isthmus drängt sich die ganze Fülle dieser Herrlichkeit über die Spanne Erde, durch welche die Weltstrasse führt.

Immer tiefer drangen wir in den herrlichsten der Wälder. Dicht gedrängt hebt sich in üppiger Fülle Stamm an Stamm aus dem mit hohem Gras und schwertartigen Blättern überwucherten Grunde, wo Tausende von Wurzeln wie Schlangengewinde sich in einander verschlingen. Und welcher Reichthum unter den Baumarten! Neben der dunklen Jacaranda die buschigen Lecythen, der schlanke Ipé zur Seite des stachligen Wollbaum, der silbergraue Ambauba mit seinen tiefgelappten weissen Blättern, im Gefolge der blüthenreichen Caesalpinen. — Mit majestätischer Grösse reihen sich Stämme wie uralte Denkmäler an schlanke Schäfte, die weithin ihre langgestreckten oder aufwärts gebogenen Aeste unter sich verweben. Die Natur, nicht befriedigt, ein so wunderherrliches Laubdach über feste Pfeiler gebaut zu haben, will hier überall Schmuck und reiche Fülle. — Auf jedem Stamm haben sich Parasitenfamilien angebaut, die ihre saftigen, stachlichen Blätter in schwellendem Bogen um sich werfen, und aus deren Mitte feuerfarbige Blüthen blinken. Eng schliesst sich die reichblättrige Liane um die schlanken Schäfte bis zur Krone empor und schwingt sich in reichen Festons von Ast zu Ast, um sich dann wieder zur Erde herabzuneigen und den ganzen Wald, frisches Baumleben und modernde Baumleichen mit ihren Fesseln zu umschlingen. —

Das wilde Gewirr der Schlingpflanzen und die langgestreckten Wedel der Palmen reichen fast in die Wagons hinein und locken den Reisenden hinaus in diesen Wundergarten. —

Die Fahrt geht auch so vernünftig langsam, wie

eine gewöhnliche Pferdepost, fast bei jeder Gruppe von Häusern, die vom Bahnpersonal bewohnt, links und rechts aus Palmen und Bananen hervorschauen, wird angehalten und den Passagieren auf Minuten auszusteigen erlaubt. Eine der schönsten Stationen ist das ungefähr neun englische Meilen von Panama entfernte Paraïso, das von der Bahn aus gesehen in einem kesselförmigen Thalgrunde liegt. Hier sind grosse Stellen gelichtet und der Ausblick wird umfassender, das schönste landschaftliche Tropenbild prägt sich dem Beschauer für immer in's Gedächtniss ein. Der geographisch wichtigste Punkt ist der Summit, die Wasserscheide, wo die majestätischen Anden dem Menschen zu Gefallen bis auf 287 Fuss über'm Meer herabknieen, um ihm den Uebergang zu erleichtern, der künstlich noch um 24½ Fuss durch einen Einschnitt erniedrigt wurde. —

Bevor wir die Wasserscheide überschreiten, kann ich nicht umhin eine kurze Schilderung über die Entstehung und den Bau dieser merkwürdigen Bahn zu geben, wie ich sie aus verschiedenen Notizen gesammelt habe.

Es ist diese Bahn nicht sowohl ein durch räumliche Ausdehnung oder Prachtbauten imponirendes Weltwunder, als ein Wunderwerk menschlicher Energie und zähester Ausdauer, wie deren ausser dem nordamerikanischen Volk vielleicht nur sehr wenig Völker der Erde fähig sein werden. Seit der Entdeckung von Amerika musste man mit einem Umweg von tausend Meilen dessen Südspitze, das Cap Horn, umfahren, um aus dem atlantischen Meer in den stillen Ocean zu gelangen. Natürlich also, dass nach einem nur einigermassen geeigneten Weg über die Landenge von Panama gesucht wurde. Man hielt sich besonders an die von den Gebirgen herabströmenden Flüsse. Das Terrain aber theils Sumpf, theils Urwald, theils Gebirg, liess nur ganz schmale Pfade für kühne Wanderer zu, die während ihr Gepäck von Eingeborenen auf Kähnen mühsam stromaufwärts

gezogen wurde, vor den Mühsalen der Reise nicht zurückschreckten.

Nachdem die Idee eines Canals, nach den immer und immer wiederholten Vermessungen, sich als unausführbar herausgestellt hatte, erscholl die Parole „Eine Eisenbahn“.

Die Staats-Regierung von New-Granada bot allen Völkern der Erde das Privilegium der Erbauung an und doch wich eine Nation um die andere vor dem Riesenwerk zurück. Frankreich, welches bereits Vermessungen vorgenommen und einen Contract mit der Regierung abgeschlossen hatte, entzog sich demselben sehr bald wieder. Das sonst so kühne England mochte die unsägliche Schwierigkeit einer durch tödtliche Sümpfe, lange Strecken Urwalds und über den Gebirgskamm gehenden Eisenbahn viel zu genau kennen, um sich in das Wagniss einzulassen.

Indessen hatten die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika durch die Erwerbung von Oregon und Californien ein wachsendes Interesse daran, dass der ganze Verkehr zwischen New-York und dem Stillen Ocean nicht den ungeheuren Umweg um einen halben Erdtheil herum fort und fort zu machen genöthigt war. Die Auswanderungszahl, namentlich nach Californien, wuchs mit den Jahren ungemein, und so wurde bereits im Jahre 1848 eine Postdampfer-Linie zwischen New-York und Californien über Panama concessionirt. Die New-York-Schiffe berührten New-Orleans und gingen bis Chagres. Von da wurde der Landweg bis Panama eingeschlagen, in welchen Hafen die Schiffe der Pacific-Linie weiter nach Californien und Oregon führte. Zur Anbringung einer Eisenbahn wollte sich trotzdem Anfangs selbst der sonst tollkühne Unternehmungsgeist der Nord-Amerikaner nicht entschliessen.

Endlich fanden sich zwei Capitalisten von New-York bereit, W. H. Aspinwall (daher der Name des Ortes) und G. Low, von denen der erste die Tracé vom Gebirg

bis zum Pacific-Ocean, der letztere die Linie von der atlantischen Küste bis auf die Höhe des Gebirgs übernahm. Die Rechte der Unternehmung gingen bald an eine Actien-Gesellschaft von New-York über mit einer Millionen Dollars Capital. Es wurden Vermessungen vorgenommen, nach Festsetzung derselben betrug die ausgesteckte Bahntracé von einem Meer zum andern fünfzig Meilen. Die Schwierigkeiten sollte man aber erst beim Bau selber kennen lernen. Man sah bald, dass man von der dünnen Bevölkerung des Landes selbst, welche aus Eingeborenen (Indianern), Negern und verschiedenen Mischlingsracen, Mulatten und Mestizen bestand, wenig für Recrutirung von Arbeitsmannschaft erwarten durfte. — Fast dreissig Meilen sollte die Bahn durch knieetiefen, fest mit dichtem Unterholz bedeckten Morast führen, aus welchem tödtliche, fiebererzeugende Dünste aufstiegen, wozu noch ganze Wolken Mosquitos und Sandfliegen kamen. Nur eine kurze Strecke des Tracé führte durch eine reizende Landschaft, durch Paraiso, das Paradies genannt. Hiermit wechselten undurchdringlicher Urwald, jähe Abhänge, Schluchten und Gebirgsbäche, bis man endlich den Gebirgskamm erreichte, von wo aber das Terrain wieder steil nach dem stillen Ocean abfiel. Zwischen dem achten und neunten Grad nördlicher Breite gelegen, herrscht auf der Landenge den grössten Theil des Jahres hindurch die Glühhitze einer tropischen Sonne, während in dem andern Theil des Jahres je tropische wolkenbruchähnliche Regen herabstürzen und das ganze Land bodenlos machen. Lebensmittel und Materialien mussten hunderte von Meilen herbei geholt werden. Die eingeborene dünne Bevölkerung war faul und überhaupt an Arbeit wenig gewöhnt. Doch die Arbeit begann. —

Die ersten Arbeiter wurden in Carthagena angeworben. Diese fingen damit an auf der Insel Manzanilla an der Mosquito-Bay den Wald zu lichten. Die kleine Insel war eigentlich nichts als ein grosser Sumpf am

Meer, in den man wegen der dichtverwachsenen Schlingpflanzen kaum eindringen konnte. Die Arbeiter legten Anfangs muthig Hand an's Werk, wurden aber sehr bald von zahllosen Schwärmen von Mosquitos der Art angefallen, dass sie nur unter dichten Gazeschleiern fortarbeiten konnten. —

Der moorartige Boden der Insel machte das Aufschlagen eines Lagers unmöglich und nur die Werkzeuge konnten Abends in einem Schuppen auf der Insel zurückgelassen werden, während die Arbeiter selbst auf einem alten Schiff zur Nachtzeit einquartiert werden mussten. Sehr bald war der grösste Theil davon desertirt. Es wurde wieder frische Mannschaft angeworben, aber viele kamen nur an, um am Sumpffieber zu sterben. Während der Regenzeit waren sie den härtesten Strapazen ausgesetzt, knietief staken sie im Morast und waren dem Wetter vollständig preisgegeben. Das Fieber trat so stark ein, dass fortwährend frische Mannschaft herbeigezogen werden musste, um die durch Krankheit und Tod gelichteten Reihen der Unglücklichen wieder auszufüllen. Endlich kam auch ein Arzt an und eine neue Arbeiter-Colonne von fünfzig Irländern aus New-Orleans. Die Bahn war allmählig ein und einhalb Meile weit abgesteckt und es wurden im August 1850 die ersten Erdarbeiten in den Sümpfen begonnen, während gleichzeitig acht Meilen weiter, der Stadt Gatun gegenüber, am Ufer des Chagres eine andere Station errichtet wurde, um die fortwährend sich mehrende Arbeitermenge besser zu vertheilen.

Da allmählig auch Handwerker herangezogen werden konnten, so war man wenigstens einigermassen im Stand, bessere Wohnschuppen und Hospitäler einzurichten. Dennoch nahmen bald wieder die Sumpffieber so überhand, dass in kurzer Zeit die Hälfte der Arbeiter, deren Zahl jetzt vierhundert betrug, krank darnieder lag, während die Uebrigen, wie von panischem Schrecken ergriffen, entliefen.

Fast schien das ganze Unternehmen verloren zu sein. Die leitenden Männer liessen jedoch ihren Muth nicht sinken, und es gelang in wenigen Wochen von den benachbarten Inseln abermals so viel Arbeiter herbeizuziehen, dass sich die Zahl derselben im December auf tausend Mann belief. Am 1. October 1851 führte die erste Locomotive einen Zug Erdkarren auf den Schienen bis Gatun. Schon zwei Monate später wurde diese Strecke von nach Californien gehenden Auswanderern benützt. Am 2. Februar 1852 ward der am atlantischen Ausgangspunkt der Bahn neu erstandene Ort förmlich eingeweiht und nach dem ersten und aufopferndsten Unternehmer „Aspinwall" genannt. —

Nun wurden Arbeitermassen vom ganzen Erdball zusammengeholt, von Grossbritannien Irländer, aus Hindostan Kulies, aus dem himmlischen Reiche Chinesen, während ausserdem auch Frankreich und Deutschland ihr Contingent an Arbeitskräften lieferten, so dass sich die Anzahl derselben auf sieben tausend steigerte. Indessen entsprach diese Masse an Ort und Stelle nicht den Erwartungen. Die tausend herbeigeschafften Chinesen, obwohl mit allem möglichen versorgt, was nach Landessitte zu ihren Bedürfnissen gehörte, mit Reis, Thee und Opium, versanken allmählig in eine Art Selbstmordsucht und entleibten sich schaarenweise. Daneben brachen auch die Sumpffieber und Seuchen unter ihnen aus, so dass von ihnen binnen wenigen Wochen nur noch zweihundert übrig waren.

Auch die Franzosen, Irländer und Deutschen wurden durch Krankheit so decimirt, dass sich die Gesellschaft sehr bald entschliessen musste, sie wieder einzuschiffen. Die verheerenden Fieber hatten eine förmliche Verzweiflung unter den Arbeiterschaaren verbreitet. Wiederum erschien als Ausweg nur der schon früher betretene, aus den benachbarten Provinzen Arbeitskräfte herbeizuholen, weil sie dem tödtlichen Clima noch am meisten gewachsen waren. Das Unternehmen machte

jetzt raschere Fortschritte. Im Januar erreichte man die Wasserscheide auf dem Gebirgskamm 37 Meilen weit von Aspinwall entfernt, dem atlantischen Ausgangspunkte des Schienenweges und zwölf Meilen von der Stadt Panama an der Pacificküste. Der Bau von diesem Punkte aus war gleichzeitig begonnen worden und am 27. Januar 1855 um Mitternacht wurde die letzte Schiene gelegt, über welche am folgenden Tag zum erstenmal die Locomotive von einem Ocean zum andern daher brauste. —

Die kühnen Unternehmer haben sich über die Rentabilität des Unternehmens nicht getäuscht. Nach dem Bericht über deren Geschäftsbetrieb vom Jahre 1860 hat die Bahn bei acht Millionen Dollars Anlagekosten (inclusive Inventar) im erwähnten Jahr 1,551,000 Dollar Betriebseinnahme ergeben, während an Betriebskosten 703,000 Dollar ausgegeben wurden, so dass pro 1860 ein Ueberschuss von 1,366,000 Dollar verblieb, welcher es möglich machte eine sechsprocentige Dividende den Actionären zu gewähren. —

Aber vergessen darf man nicht, mit welchen Menschenopfern das grossartigste Werk erkauft wurde. — Noch wird der Kirchhof, Mount Hope, von der Bahn aus den Reisenden gezeigt. Derselbe birgt unter dem Schatten von Cocuspalmen die Hunderte und Hunderte der den Anstrengungen und verderblichen Einflüssen der Hitze und Seuchen erlegenen unglücklichen Arbeiter. —

Die Panama-Eisenbahn-Gesellschaft hat nach mehrjährigen Verhandlungen im Jahre 1865 den Abschluss eines neuen Contractes mit der Columbischen Regierung erreicht, welcher der bisherigen Gesellschaft und damit der Nordamerikanischen Union ein ferneres ausschliessliches Privilegium auf das Eigenthum dieser Bahn auf ewige Zeiten sichert.

Die wichtigeren dieser neuen Contracts-Bedingungen sind folgende:

1) Die Regierung gesteht der Gesellschaft die vollständige Eignerschaft der Bahn und deren Zubehör für ewige Zeiten zu.

2) Weder eine andere Gesellschaft noch eine andere Person kann das Recht erhalten innerhalb einer Entfernung von 150 Kilometer zu jeder Seite der Panamabahn eine andere Eisenbahn oder einen Schifffahrtscanal zu erbauen.

3) Die Gesellchaft zahlt der Regierung eine Summe von 500,000 Dollars und emittirt zu Gunsten der Regierung 18,000 Actien zu 100 Dollars; das Capital der Gesellschaft besteht jetzt in 50,000 Actien zu 100 Dollars, welche jedoch auf andere Besitzer nicht übertragen werden können und verpflichtet sich die Bahnlinie auf der Seite des Stillen Oceans bis zu den Inseln Noos, Culebra, Perico und Flamenco gegenüber und bis zu einem Küstenpunkt zu verlängern, woselbst die geringste Wassertiefe zur Ebbezeit acht Meter beträgt. Durch den Besitz jener Actien erhält die Regierung zwar nicht die Rechte eines Actionärs, jedoch die Befugniss einen der Direktoren der Gesellschaft zu ernennen.

4) Die Gesellschaft erhält das Recht zur Herstellung und zum Betrieb eines Schifffahrtcanals zwischen dem Caledonischen Golf und San Miguel, sowie

5) zur Herstellung und Inbetriebnahme einer anderwärtigen Eisenbahn innerhalb einer Entfernung von 150 Kilometer zu jeder Seite der Stammbahn.

6) Die Gesellschaft ist befugt der jetzigen Eisenbahn jede andere beliebige Richtung zu geben, welche sie etwa für günstiger halten sollte.

7) Die Regierung tritt der Gesellschaft alle Staatsländereien unentgeltlich ab, welche für die von der Gesellschaft herzurichtenden Bahnanlagen, neuen Bahnlinien, Bahnhöfen, Gebäuden und Werften u. s. w. erforderlich werden, ausserdem eine Fläche von 60,000 Hectaren disponiblen Regierungsareals im Staate Panama, wo die Gesellschaft dieselben zu besitzen wünscht. Diese Fläche

kann unter Umständen bis auf 96,000 Hectaren ausgedehnt werden.

8) Der Gesellschaft wird zum Zweck der Ergänzung, Veränderung und Ausdehnung ihrer Bahn und Canalanlagen bezüglich der Privatländereien das Expropriationsrecht zugestanden.

9) Die Gesellschaft übernimmt die unentgeltliche Beförderung der Post, Militär, Waffen, Munition im Dienste der Regierung. Die sonstigen Regierungstransporte aber zu einem um zehn Procent billigeren Frachtsatz als derselbe von Privaten erhobene, dagegen ist die Gesellschaft von der Zahlung von öffentlichen Abgaben jeder Art befreit. —

Seit der Betriebseröffnung im Jahre 1855 wurde bis 1866 auf der Panamabahn befördert:

396,032 Passagiere; ferner 600 Millionen Tonnen Güter, 500 Millionen Dollars in Gold, 147 Millionen Dollars in Silber, 5 Millionen Dollars in Edelsteinen und 19 Millionen Dollars in Papiergeld; zusammen also mehr als 155½ Millionen Pfund Sterling in Gold und Edelsteinen. —

Doch kommen wir aus dieser Prosa wieder heraus in die herrliche Natur, die in ihrer Farben- und Formenpracht sich selbst zu einem hohen Lied verkörpert und aufgebaut hat. Ein Jeder ist davon durchdrungen und begeistert. Bei jedem Halt, der gemacht wird, steigt die Reisegesellschaft aus den Waggons, wagt sich einige Schritte in den prächtigen Wald hinein und schmückt sich mit Blumen, Lianen und Palmzweigen. Die Freude und Glückseligkeit des Kindes ist in alle Gemüther eingekehrt und jede Steifheit des Sinnes, jede Blasiertheit ist besiegt und überwältigt. — Siehe! über den Palmenkronen dehnt sich jetzt unabsehbar die grüne, ruhige Spiegelfläche des Meeres. — Es ist der Stille Ocean. — Wir sind in einer neuen Welt. — Grosser majestätischer Anblick. — Aber nun wieder das hastige Leben. — Wir sind angekommen.

Man drängte uns mit ungebührlicher Eile in den bereitliegenden Hafendampfer, der dann alsbald mit uns hinausstach zum Steamer St. Louis, welcher vor Panama uns erwartete.

Hier wiederholte sich die gleiche Hetzjagd für Erlangung eines Unterkommens, die Zahl der Passagiere war eher gewachsen und der Raum auf dem St. Louis noch kleiner als derjenige auf dem New-Yorker Dampfer Ocean Queen.

Help yourself, hiess es nun wiederum. Derweil waren die Anker gehoben, das Wasser siedete in den Kesseln, der Dampf zischte durch die Ablassröhren. Nun noch einen letzten Blick an's Ufer. — Da lag Panama im altspanischen Style, mit seinen flachen Dächern, mit seinen emporragenden Kuppeln und schnörkligen Kirchen in behaglicher Ruhe hinter einer Reihe kleiner Inseln, die mit ihrem üppigen Buschwerk die Bucht freundlich beleben. Dieses Panama ist vom Weltverkehr so ziemlich unberührt geblieben, es vegetirt behaglich und abseits gewendet sein stilles Klosterleben fort. —

Unser Steamer machte ganze Wendung und begann gemächlich nordwärts zu dampfen. Es war dieser heilige Ludowico eben nur ein erbärmlicher alter Rumpelkasten, der recht eigentlich in den letzten Zügen lag und dessen Maschine mit Noth und Mühe den nöthigen Dampf erkeuchen konnte. Das Holzwerk girrte und ächzte fortwährend, und sogar in's fatale Wakeln gerieth zuweilen der gebrechliche, abgelebte Kerl. Man hatte gedacht für den Stillen Ocean könne er noch eine Reise thun, es war wirklich seine letzte; im atlantischen Ocean würde er längst ausser Dienst gesetzt worden sein.

Er barg in seinem Bauch übrigens noch eine Sorte von Passagieren, die nicht zu den angenehmsten gehören; namentlich des Nachts gab es ein Gekreisch und ein Spektakel, besonders unter den Ladies, wenn ganze Rudel von Mäusen und Ratten ihnen Besuch abstatteten und sich nicht entblödeten auf ihrem Lager sich muth-

willig herumzutummeln und ihnen unverschämt über Gesicht und Hände zu springen.

Von Damen hatte es allerdings eine ganze Colonie an Bord mit grösseren und kleineren Schreihälsen, so dass wenigstens immer für musikalische Unterhaltung gesorgt war. — Ueber die Verpflegung hatte man sich nicht zu beklagen, nur waren die Getränke sehr theuer, eine sehr unbequeme Einrichtung bei einer so heissen Fahrt.

Die Beschäftigung der Schiffsbevölkerung bestand meist im süssen Nichtsthun, es waren der Leute zu viele, man konnte keinen ruhigen Winkel ergattern und kaum sich einen Augenblick in ein Buch vertiefen. Man stand herum, spazierte, suchte sich einen schattigen Sitz, plauderte und schlief.

Der Capitän, ein aufgeweckter Mann, zwar schon in vorgerückten Jahren, trug nicht wenig dazu bei, Leben in die Gesellschaft zu bringen; hauptsächlich waren es die jungen Ladies, denen er seine ganze Aufmerksamkeit schenkte und an die er seinen unerschöpflichen Schatz von Galanterieen und Artigkeiten unablässig verschwendete; während er dagegen die schweren Obliegenheiten des Schiffscommandos mehr seinen jungen Offizieren überliess. Das Präsidium der Tafel war auch ein Geschäft, dem der Capitän mit aller Würde und mit grossem Behagen oblag. Er präsidirte den ersten Tisch und bildete mit seinem Tafelviereck eine besondere Gesellschaft; diese letztere war gleichsam sein Hof, während die übrigen Passagiere mehr als Unterthanen betrachtet und behandelt wurden.

Eine Hauptperson an der Hoftafel war ein wohlgenährter, schmunzelnder Methodistenprediger, der sich den Spruch des Psalmisten wohl beherzigte: „wen der Herr lieb hat, dem salbt er das Haupt und schenkt ihm schwabblig voll ein.“ Jede Tafel war für ihn eine Hochzeit zu Canaan, und wenn er sich auch nicht unterfing, aus Wasser Wein zu bereiten, so wusste er sehr

wohl dafür zu sorgen, dass an letzterem nie Mangel war. Doch auch er musste sein Brod im Schweisse seines Angesichts verdienen, denn er hatte die schwere Arbeit übernommen, nicht vom Brod allein zu leben, sondern auch gar sehr von dem schmackhaften Fleisch der Hühner und Truthähne. — Das machte dem guten Mann gar entsetzliche Beschwerden und glänzender wie Mose, als er vom Berg Sinai herabstieg, war er immer bemüht sein purpurnes Antlitz in sein weisses Taschentuch zu verhüllen, um es vom hervorquellenden Schweiss zu befreien. Nach aufgehobener Tafel betete er dann auch recht augenfällig und recht inbrünstig zu seinem Gott, dass er die Gesinnungen seiner Schäflein ihm stets zugewendet erhalten möge, damit sein Leib niemals Schaden erlitte durch den Unglauben und die Abtrünnigkeit der Welt. —

An den beiden andern Tischen speisten eine Anzahl vornehmer israelitischer Handelsleute, meist mit ihren Frauen und Kindern, die konnten es gar nicht verwinden nicht an die Hoftafel gezogen worden zu sein. Das war ein ewiges Geträtsch und Gelispel und Intriguiren. „Na, wär mir doch recht, es käme die Alabama und nähme diesen alten Rumpelkasten!“ sprach einmal einer dieser Söhne Abrahams — aber wie erschrocken fuhr der zusammen, als mitten in seine Rede die Donnerstimme des Capitäns mit einem vernichtenden „God dam ye“ einfiel und die Drohung folgte — Noch ein Wort und es geht in die Eisen! — Das feine Männigen war wie versteinert, hatte er doch keine Ahnung, dass der Capitän hinter ihm stehe und ihn belausche. —

Dieses Gewitter reinigte die Luft, vom Moment an waren den Leuten die losen Zungen an den Gaumen gebunden.

Es liess sich eben nicht spassen, war es doch eine bekannte Sache, dass die südlichen Caperschiffe in beiden Oceanen kreuzten und der Union schon viel Schaden zur See angerichtet hatten. So munkelte man allerdings

auch von der berüchtigten Alabama, welche zu jener Zeit die Gewässer des stillen Meeres, die wir durchschnitten, zu ihrem Jagdrevier auserlesen hatte.

Einmal ganz besonders wurde die Schiffsgesellschaft in Alarm und Schrecken gesetzt. Es war diess am Abend des 7. März. Am westlichen Rande des Horizontes tauchte ein Dampfer auf und zwar von sehr verdächtiger Grösse. Alle Blicke waren auf denselben gerichtet. Unser Capitän bog so viel als möglich Nordostwärts ab, aber wir wurden von ihm beobachtet und bald war uns klar, dass er sein Cap in directer Linie auf uns richtete und mit vollem Dampf daherflog. Nun grosse Bewegung, Angst und Zetter an unserm Bord — wer ist der Fremdling und was will er? — Nachdem er uns nahe genug auf den Leib gerückt, hisste er seine Flagge auf und gab sich als die „Golden City", als ein neues, prächtiges Fahrzeug unserer eigenen Schiffscompagnie zu erkennen. Grosser Jubel folgte auf den blassen Schreck, beide Schiffe wechselten Signale mit Raketen, die rothe und blaue Sterne warfen; es wurde sogar einige Zeit still gehalten und die Golden City sandte ein Boot an unseren heiligen Ludwig ab. Die an unser Bord gekommenen Offiziere begaben sich mit ernster Miene mit unserm Capitän abseits und lange wurde unter ihnen verhandelt und berathschlagt. Die Sache wurde noch geheimnissvoller als man Waffen und Munitionen in das betreffende Conferenzzimmer tragen sah und eine Anzahl der getreuen Hoftafler des Capitäns dahin beordert wurde.

Wie gross war Jedermanns Erstaunen, als plötzlich die Thür aufging und der Capitän bewaffnet bis an die Zähne mit den Offizieren und seiner übrigen Schaarwacht hervortrat und das sämmtliche Schiffsvolk vor sich zusammenrief. In respektvoller Entfernung musste vor ihm Halt gemacht werden; er zog eine Rolle hervor und las die Empörungsacte vor, mit den tröstlichen Worten zum Schluss: „Tod den Verräthern!" — Nun

wurde inquirirt, visitirt, alles im Schiff von unterst zu oberst gekehrt, aber nichts — gar nichts wurde vorgefunden. Der Berg hatte eine Maus geboren; diessmal hatte unser Herr Capitän die Lacher wahrlich nicht auf seiner Seite. —

Der ganze Spektakel war von der Golden City aus veranlasst, sie war Trägerin der falschen Nachricht, es befinde sich eine Rotte Empörer an Bord des St. Louis, welche in einer günstigen Nacht die Schiffsoffiziere überrumpeln und gefangen nehmen wolle, um sich als Herren des Fahrzeugs im Namen der Rebellenstaaten zu erklären — aber alles war blosser Humbug.

Manche Nacht hindurch wurde noch zwecklos Schildwache gestanden und patrouillirt, nach neun Uhr Nachts durfte sich Niemand mehr auf dem Verdeck aufhalten und wer etwa herauf kam, wurde angerufen und streng beobachtet. Zur Ergötzlichkeit einiger meiner Vertrauten habe ich diese Räubergeschichte in anmuthige Reime gebracht.

Wir hielten uns stets in der Nähe des Strandes und hatten dadurch den erfreulichen Genuss beinah fortwährend die Küste der mexikanischen Republik in Sicht zu haben. Sie bot uns die reizendsten Tableaux, bald waren es pittoreske Felsparthieen die uns anzogen, bald dicht bewaldete Hügel, über welche sich im Hintergrund das Hochgebirg der Anden erhebt; bald auch war es uns vergönnt, in einzelnen Spitzen derselben rauchende Vulkane zu erkennen, und diess trug nicht wenig dazu bei, uns bei dem herrlichen Wetter die Fahrt angenehm zu machen.

Eines schönen Morgens steuerten wir schnurstracks auf die Küste los, um in den kleinen Hafen von Accapulco einzulaufen. Da dieser mexikanische Hafen von französischen Schiffen blokirt war, wurden wir erst in denselben eingelassen, nachdem uns ein zur Erkennung entgegengekommener Offizier die Erlaubniss überbracht hatte.

Der Puerto von Accapulco ist reizend. Er bildet einen tief in die freundlichste Landschaft eingeschnittenen Zirkel, man glaubt sich plötzlich auf einen der reizendsten Binnenseen versetzt. Seine stillen, blauen Wasser ebnen sich zum klaren Spiegel, in dem sich die ihn umschliessenden bewaldeten Hügel und Berge und die aus ihm hervortauchenden mit üppigem Pflanzenwuchs überwucherten Inseln im reinsten Bilde abspiegeln. Wie ein silbernes Band hebt sich der weisse Strand, an dem die Brandung leicht anschlägt, von der blauen Fläche ab. Während wir uns an dem prachtvollen, wechselnden Farbenspiel der in reichster Frühlingstracht prangenden Küste erquickten, neigten sich unsere Anker in dieser wunderlieblichen Bucht, die nun auch plötzlich Leben gewann. Von allen Seiten kamen Boote und Canoes, herangerudert von braunen Gestalten in weisser und buntfarbiger Kleidung mit breitrandigen Strohhüten. Anf der einen Bordseite wurden Steinkohlen und Waaren aufgenommen, auf der andern entwickelte sich ein sehr heiteres Treiben. In einer Unmasse von kleinen Fahrzeugen wurden alle möglichen Landesprodukte zum Verkauf angeboten, Orangen, Bananen, Ananas, Cocusnüsse, Feigen, Zuckerrohr, Eier, Hühner, auch Muscheln und Papageien; — ein ganzer Markt. Jeder wollte der nächste sein, jeder der lauteste im Anpreisen seiner Waaren. Zur grössten Belustigung der Passagiere schwammen braune Buben, wahre Taucherenten, herum und bewiesen ihre Kunstfertigkeit damit, dass sie die von einigen Neugierigen in die Tiefe geworfenen Geldstücke hervorholten. Diese Gäste verblieben den ganzen Tag in unserer Nähe und erst mit Einbruch der Nacht nahmen sie Abschied und ruderten bei Fackelschein dem Ufer zu. Die Umrisse der Gebirge verdunkelten sich immer mehr, über uns erstrahlte der prächtigste Sternhimmel, der sich in magischem Glanz in dem dunklen Schild der Bucht wiederspiegelte. Dieses herrliche Bild sog ich mit vollen Zügen ein und noch lange schimmerte es in meinen

Träumen eingewebt fort, als unser Ludwig die Anker gelichtet und den Puerto längst wieder verlassen hatte.

Einige Tage später passierten wir den Golf von Californien, der als ein unruhiger, stürmischer Geselle berüchtigt ist. Er hat uns auch wirklich angepackt und gerüttelt und namentlich unter den delikatern Damen viel Unheil gestiftet, die waren alle weh und krank. So näherten wir uns allmählig unserm Ziele — und eines Tages hiess es, wir seien auf der Höhe von San Francisco.

Leider war dichter Nebel über Küste und Meer verbreitet und der Sicherheit wegen verblieb unser Ludwig volle 24 Stunden an ein und demselben Fleck sitzen. Als endlich dieser düstere Schleier sich lüftete, wurde eingefahren durch die Golden Gate (das goldene Thor) und im Südwesten der grossen Bucht schimmerte uns mit tausend Lichtern die gepriesene Weltstadt des Westens, San Francisco entgegen. —

Rasch näherten wir uns der Küste; der alte St. Louis merkte, dass es seinem Stalle zugehe, er legte auch ganz zierlich am Wharft an, und nun hiess es wieder ausgestiegen und ausgepackt.

Da mag nun jeglicher Passagier mit seinen besonderen Hoffnungen und Erwartungen den Fuss auf den californischen Boden gesetzt haben.

Ich kehrte im ersten besten Gasthof ein; am andern Morgen putzte ich mich heraus und suchte sofort meinen Herrn Vetter, der mich hieher gerufen, in seiner Office auf. Der Empfang war freundlich, er führte mich in seine, von der Stadt etwas entlegene Wohnung, ein niedliches Holzhäuschen von Rosen und Schlingpflanzen dicht umrankt und von comfortabler innerer Einrichtung.

II. Capitel.

San Francisco. — Vorstellung bei meinem Vetter. — Einhausung. Das Essaygeschäft. — Menschen und Sprachen. — Clima. — Enttäuschungen. — Aufbruch. — Reise nach dem Reese River. — Ankunft in Austin. — Quartiernahme bei Mr. Roberts. — Die Minenstadt Austin. — Das Minenleben. — Schlechte Zeiten. — Das Ochsenfuhrwerk. — Die Fahrt durch die Wüste. — Ankunft in Virginia City.

Am Samstag den 12. März war ich in San Francisco angelangt. Wochen sind darüber vergangen. Von der grossen Mehrzahl der Passagiere, mit denen ich auf der St. Louis traulichen Umgang pflog, habe ich nachher weder etwas gesehen noch gehört; diese Zeit ist verflogen wie ein Traum. Nun zu einem andern Bilde.

Auf Anrathen meines Vetters und nunmehrigen Principals miethete ich mir, halbpart mit einem Landsmann aus Zürich, ebenfalls ein kleines Holzhäuschen in seiner Nähe und stattete dasselbe mit eigens eingekauften Mobilien und Hausgeräthe aus. Es liegt sehr angenehm, ungefähr anderthalb Meilen vor der Stadt, von grünen Wiesen und Gärten umgeben, mit freundlicher Aussicht nach der Mission Dolores und den naheliegenden Bergen hin. Schade, dass auf der andern Seite eine Reihe Sandhügel das schöne Panorama der längs der Bucht sich hinziehenden Stadt verdecken. Diese Sandhügel sind eine wahre Landplage für San Francisco; denn der scharfe Seewind, der täglich während einigen Stunden über die Stadt streicht, löst den freien Sand los und verbreitet ihn als Flugsand über alle Strassen, wo er in die Häuser dringt und Menschen und Vieh be-

lästigt. Man ist übrigens beschäftigt, diese Hügel nach und nach an's Meeresufer abzutragen oder tiefer gelegene Stellen damit auszufüllen. Zu diesem Zwecke werden Eisenbahnen bis an dieselben hingebaut. Die Locomotive schiebt einen Zug Schotterwagen an die Arbeitsstelle, wo eine kräftige Schaufelmaschine arbeitet, die mit jedem Schaufelschlag einen Wagen anfüllt.

Das Geschäft, in welchem mein Vetter eine gute Anstellung hatte, die an mich hätte übergehen sollen, war eine Essay Office, wo der Gehalt und Werth der Gold- und Silberbarren, sowie der verschiedenen Erze untersucht und bestimmt wird. Aus den Minen wird nämlich die Mehrzahl der Metallbarren, wie sie aus dem Schmelztiegel kommen, abgeliefert. Diese Barren enthalten also in sehr ungleichen Theilen Gold und Silber und oft noch etwas Antimonium, Blei, Kupfer u. s. w.; es ist daher von sehr grosser Wichtigkeit für den Eigenthümer, sowie überhaupt für den Handel, dass deren Gehalt an Gold und Silber, somit auch deren Werth, äusserst genau bestimmt werde. Ein Gleiches ist der Fall mit dem Goldsand, mit Amalgamen oder Erzen, die aus neuentdeckten Placers und Minen gesandt werden, um über deren Werth und Ausbeutbarkeit durch eine chemische Analyse Rechenschaft sich geben zu lassen.

Das Essay Office von G. W. Bell und Co. bestand aus drei Abtheilungen; in der ersten befand sich das Comptoir, wo mit dem Publikum verkehrt wurde, in der zweiten wurden die Untersuchungen gemacht, die Goldwaagen dieser Abtheilung befanden sich in einem besondern Glascabinet, und die dritte Abtheilung bildete den Schmelzraum.

Der Essay Process der gegossenen Barren ist kurz folgender: Man stemmt aus zwei entgegengesetzten Kanten der Barre je ein Stücklein Metall heraus und wiegt dieselben haarscharf ab, nacher bringt man sie mit einem dreimal schwereren Bleizusatz in die Capelle. Diese

Capelle wird sammt ihrem Inhalt in den wohlerhitzten Muffelofen geschoben und eine gute halbe Stunde der Glühhitze ausgesetzt. Ueber der Masse bildet sich bald eine dünne Haut von trüber Farbe, die in der Hitze vibrirt und Irisfarben schillert, bis sie plötzlich entzwei reisst und die glänzende Oberfläche des reinen Silbers durchblicken lässt; — diesen Moment nennt man den Silberblick.

Der chemische Process besteht darin: Das Blei oxydirt sich bei der Hitze sehr leicht, und das dadurch entstandene Bleioxyd verbindet sich mit den Oxyden der beigemischten Substanzen, wie Kupfer, Antimon, Eisen ab. Diese Oxyde ziehen sich in die Capelle hinein, welche aus feinem Knochenmehl angefertigt, sehr porös ist und die flüchtig werdenden Verbindungen leicht aufzunehmen vermag, während das nichtoxydirende Silber und Gold in reinem Zustande zurück bleibt. Nun wird die Capelle aus dem Ofen genommen und das sich zu einer kleinen Kugel geballte reine Gold und Silber gesäubert und wiederum auf's Genaueste abgewogen. Diese Kugel wird nun zu einem dünnen länglichen Streifen gewalzt, und dieser letztere in einen Glaskolben gebracht, dazu Salpetersäure gegossen und durch eine Gasflamme erhitzt. Bei letzterm Process löst sich das Silber auf und verbindet sich mit der Salpetersäure, während das Gold in Form kleiner Kügelchen ganz rein zurückbleibt. Nun hat man also das Gewicht aller Bestandtheile, welche die Masse bilden. Erstens das Totalgewicht der probirten Stücke, das Gewicht des von Kupfer, Eisen, Antimon etc. befreiten Silbers und Goldes und schliesslich das Gewicht des Goldes allein; nach diesen gleichen Proportionen wird nun die ganze Barre im Verhältniss ihres Gewichtes berechnet, wozu man sich eigens aufgestellter Hülfstabellen bedient.

Hat man Goldbarren zu prüfen, so fällt der erste Process in der Capelle weg und man scheidet bloss auf dem angegebenen Wege das Gold vom Silber aus.

Beim Probiren der Erze wird zuvor mit denselben eine qualitative Analyse vorgenommen, um zu erkennen, aus welchen Substanzen sie zusammengesetzt sind. Diese Manipulation gibt den Leitfaden für die Bestimmung der Beimischungen zur quantitativen Analyse.

Zu diesem Behuf wird das zum Probiren bestimmte Erz fein gepocht, in einen Tiegel gebracht und der Glühhitze ausgesetzt. Der Masse werden Natron und Kalisalze (Potasche, Soda) beigegeben, damit sich die im Erze vorkommenden Silikate mit solchen verbinden; das Produkt dieser Verbindung ist eine glasartige, buntgefärbte Schlacke. Ferner werden Mennige zugesetzt, welche wegen ihres reichen Sauerstoffgehaltes alle unedlen Metalle, wie Kupfer, Antimon, Arsen, Eisen, Mangan u. s. w. in Oxyde auflösen und mit diesen verbunden sich am Boden des Tiegels als Schlacke sammeln. In diesem Moment bildet sich an der Oberfläche der Metallkönig, Regulus, eine halbkugelförmige Masse, die aus reinem Gold und Silber besteht. Mit letzterer Legirung wird dann weiter verfahren, wie oben angedeutet wurde.

Sehr oft hat man auch Retorten-Amalgame aus den Amalgamirmühlen zu behandeln, aus welchen zuerst das in nicht geringem Quantum beigefügte Quecksilber im Glühofen ausgeglüht werden muss.

Diese Prüfungsoperationen bedingen ein ungemein sorgfältiges Verfahren; auch ist Sorge zu tragen, dass niemals Verwechslungen dabei vorkommen.

Die Bell'sche Office war allerdings damals ein accreditirtes Geschäft, und wenn die Concurrenz auch eine grosse Zahl gleicher Institute auftauchen liess, so erfreute sie sich dennoch eines guten Zuspruchs, namentlich wegen ihrer vortheilhaften Lage mitten in den Räumlichkeiten der über ganz Californien und die angrenzenden Terrytorries ausgebreiteten und überhaupt weltbekannten Post- und Expeditions-Gesellschaft von Wells Fargo & Co.

So kam es, dass auf unsern Office-Tischen oftmals

25 bis 30 Silberbarren herumlagen, die einen Werth von 50 bis 80,000 Dollars repräsentirten. Namentlich vor den Steamertagen, d. h. vor den Tagen der Abfahrt des New-Yorker Dampfers, an welchen überhaupt alle grösseren Geschäfte in aussergewöhnliche Thätigkeit versetzt sind, ging es sehr lebhaft zu. —

Um vom Geschäft in meine Wohnung zu gelangen, konnte ich die Pferde-Eisenbahn benützen, welche in dieser Richtung bis nach der drei Meilen von San Francisco entfernten sog. Mission läuft. Es bestehen mehrere solcher Pferdebahncompagnieen, deren jede ihren besonderen Stadtviertel mit ihrem Dienst versieht, es ist dadurch San Francisco sowie seine Umgebungen von Pferdebahnen in allen Richtungen durchzogen, und zwar meistens von Bahnen mit doppelter Spur. Die Wagen folgen sich in Intervallen von fünf bis sieben Minuten und sind von Morgens 6 Uhr bis Mitternacht in Bewegung.

Das San Francisco von heute ist eben nicht mehr dasjenige von 1850 und 1851. Aus einer improvisirten Holzstadt hat sich seither eine grosse, prächtige Weltstadt herausgebildet, die wie aus einem Gusse neu und schimmernd, dem an sie heranbrausenden Meere entstiegen zu sein scheint.

Es ist diess nun allerdings weniger poetisch zugegangen; viele Tausende, von Golddurst angezogen, haben sich dazu bequemen müssen, Hammer und Kelle zur Hand zu nehmen und mit ihrem Schweiss die Steine zu den luxuriösen Bauten der verhältnissmässig Wenigen zusammen zu tragen und zu verkitten, denen Fortuna reichliche Schätze in den Schooss geworfen hat.

Die Einwohner Californiens und im engern Sinne San Francisco's bilden ein Aglomerat von Bevölkerung, das aus Bruchtheilen aller Herren Länder zusammengeschwemmt ist, angezogen durch das sirenisch lockende Gold und zusammengehalten durch den täglichen Kampf um das Dasein.

Mit Schiller möchte ich fragen:
„Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
„Die alle hier zusammen kamen!“

Und allerdings sind schon Völker hier. — Mit der Entdeckung der Goldlager bei Suttermill im Jahr 1847 drängte das Geschiebe der Auswanderung unablässig an diese Gestade, durch Central-Amerika, um das Cap Horn herum, über die Prairien und Rocky Mountains, von der westlichen und südlichen Küste und endlich von Asien herüber. Dieser Menschenstrom sammelte sich zum Theil im Hauptbassin und gründete die Städte San Francisco, Sacramento, Stockton, Petaluma, Oukland, Marysville u. s. w. Zum Theil ergoss er sich auch über die Landschaft rings umher und bebaute den ergiebigen Boden, so dass in einem Zeitraum von wenigen Jahren die vorher völlig brach gelegenen Ländereien in die blühenden Staaten Californien, Oregon, Washington, Nevada u. s. w. umgebildet wurden. Immerhin besteht der Hauptstock der Bevölkerung aus eingewanderten Amerikanern, die dem Lande auch den eigentlichen Charakter geben. Darum ist auch die dominirende Sprache die englische, welche sich jedoch von dem classischen Englisch auffallend unterscheidet, und zwar durch Wörterreichthum. Während der Engländer sich streng auf die ihm überlieferten Wörter und Ausdrücke beschränkt, eignet sich der Amerikaner alle ihm passenden und leicht fasslichen Ausdrücke anderer Sprachen an und einverleibt sie seinem cosmopolitischen Jargon, das mit indianischen, spanischen und deutschen Ausdrücken durchspickt ist. An diesen Mischungen unterscheidet man auch leicht den Down East Yankee, den südlichen Virginier und den westlichen Backwoodsman. Neben dem Amerikaner dominirt der Engländer, der ganz merklich vom erstern absticht, und diese Unterthanen der glorreichen Königin zerfallen wieder leicht erkennbar in Waleser, Cornwalser, Schotten, Irishmen. Der eigentliche Engländer setzt, wenn er spricht, immer ein h vor die Vocale, vernachlässigt jedoch

diesen Consonanten, wenn er gebraucht werden sollte. Die Waleser und Cornwalser kauderwelschen ein Ding, das gar keiner Sprache gleicht, am allerwenigsten der englischen, und die Schotten und Iren hat man auch bald heraus, namentlich die letztern mit ihrer harten, groben und dennoch singenden Redeweise.

Nach den Engländern kommen die Deutschen aus allen Staaten und Stäätchen Deutschlands zusammengeweht und die Abkömmlinge der deutschen Amerikaner.

Diese sprechen allerdings eine abscheuliche Sprache. Wenn Mutter Germania sie hörte, — weinen würde sie und mit ihr würden weinen alle unsere weinerlichen und nicht weinerlichen classischen Heroen. Diese Deutschen lesen alles vom Erdboden auf, was den andern Sprachen abfällt und machen daraus eine schlampige Bettelsuppe von Wort- und Satzverbindungen, vor der es einem ekelt. Das erste schlechte Wort, das sie den Engländern oder den Spaniern wegschnappen, verdeutschen sie, hängen ihm schwäbische oder plattdeutsche Vor- oder Endsilben an und verhunzen auf unverantwortliche Weise das Einzige, was sie vom Heimathland herüberbrachten, — ihre deutsche Mundart. Die Kinder solcher Deutschen haben den gesunden Instinkt, dass sie nur höchst ungern deutsch sprechen lernen, nämlich solches Deutsch, und sich daher viel lieber und viel hübscher englisch ausdrücken.

Die Zahl der Franzosen ist geringer, diese bleiben ihrem Stamm und ihrem Nationalcharakter viel getreuer, ihr Französisch bleibt ungefälscht, eher fälschen sie damit das Englische, das sie sich zur Conversations- und Geschäftssprache mühevoll aneignen.

Hervorragender sind die Spanier, welche gewissermassen die Rolle des Adels spielen, des aristokratischen, wie des Bettel-Adels.

Eine Anzahl dieser spanischen und mexikanischen Grössen waren hier Landbesitzer vor der Einwanderungsepoche. Diese letztere hat ihnen die Taschen gefüllt

und nun spielen sie die Sennores mit derselben Grazie, als wenn sie in Toledo oder in Sevilla Studien darauf genommen hätten. Die kleineren Leute unter ihnen sind meist Rancho-Besitzer im südlichen Theile von Californien und nähren sich redlich. Der schlechtere Theil hält Trinkhallen und Spielhäuser oder treibt sonst Spitzbübereien. Von den weissen Bewohnern kommen wir zu den farbigen Racen, die in üppiger Fülle und in allen Nuancen, vom blanken Kupfer bis in's glänzende Schwarz vertreten sind.

Die Kupferfarbigen gehören den verdrängten Indianerstämmen an, die noch an der östlichen Grenze jenseits der Sierra Nevada umherstreifen; gemischt unter Europäer sind sie friedfertige Leute, die sich ihr Brod mit Arbeit verdienen und mit Wenigem zufrieden sind, was sie von denjenigen ihrer Stammgenossen unterscheidet, die noch hordenweise in ihrer ungebundenen Freiheit und Wildheit leben und auf die wir später zu reden kommen werden. Diese Letztern halten sich seltener in Städten auf; da kleiden sie sich jedoch fein und sorgsam in europäische Tracht. — Eines Abends war ich unter Bekannten beim Bier, bald setzte sich ein gutgekleideter junger Mann an denselben Tisch und nahm an unserer Unterhaltung Theil. Seine Physiognomie und Gesichtsfarbe war allerdings sehr auffallend, dagegen seine Manieren elegant und er sprach ein gutes Englisch. Ich erfuhr dann, dass dieser Fremde der Sohn eines Indianerhäuptlings sei, einem der nördlichen Stämme angehörend, und dass er sich nur vorübergehend in San Francisco aufhalte, um das Leben und Treiben der Weissen kennen zu lernen.

Neger, Mulatten und andere Mischlinge schwarzer Abkunft sind in ziemlich grosser Zahl eingewandert; die aus den Nordstaaten gekommenen unterscheiden sich vortheilhaft durch ihre edleren Züge und ihre männlichere Haltung von denjenigen der Südstaaten. Es sind meist fleissige, eingezogene Leute, die kleinere Hand-

werke treiben; namentlich sind sie als Barbiere berühmt und wissen das Messer mit einer wahren Virtuosität zu handhaben. Es braucht anfänglich eine kleine Ueberwindung dazu, seine Kehle einem solchen pechschwarzen Kerl anzuvertrauen, dessen Augenweiss und Perlmutterzähne grell aus dem dunkeln Grund hervorlugen; aber man gewöhnt sich allmählig daran und stellt ihre Geschicklichkeit über ihre Hautfarbe. In Hôtels und Partikularhäusern bilden sie vielfach das dienende Personal und sind keineswegs missbeliebt.

Missbeliebt aber und zur Landplage geworden sind die massenhaft eingedrungenen Chinesen. Diese gelben Knirpse sind ungefähr unter den Menschen, was die Schmeissfliegen unter den Insekten.

Im Goldlande Californien waren noch vor wenigen Jahren die Arbeitslöhne auf einer fabelhaften Höhe. Jeder Eingewanderte suchte seine Kräfte und seine Talente so gut wie möglich zu verwerthen, und es war daher wirklicher Mangel an einer verhältnissmässig billigen Arbeitskraft; diese wurde nun in den Coulies im nahegelegenen übervölkerten himmlischen Reiche gefunden. Es bildeten sich Compagnieen, die Verträge mit chinesischen Fürsten für die Lieferung einer Anzahl ihrer Unterthanen, Männer und Weiber, abschlossen. Diese Leute werden in grossen Auswandererschiffen herüber gebracht und in besondere Quartiere einlogiert. San Francisco hat ein sehr bedeutendes chinesisches Quartier. Mit diesen Compagnieen werden nun von den Minenbesitzern, Bauunternehmern, Fabrikanten u. s. w. Akkorde zur Lieferung von so und so viel Stück zu einem gewissen Taglohn per Kopf eingegangen. Die Compagnie hat dann für den Unterhalt dieser Leute zu sorgen und bezieht den Lohn, von welchem immerhin ein Theil dem Arbeiter selbst zukommt. — Ob nun diese Auswanderung der Coulies immer freiwillig geschieht, oder ob sie von ihren Grossen dazu gepresst werden, das ist mir nie ganz klar geworden. Richtig ist aller-

dings, dass ein grosser Theil dieser Coulics sich selbst mit Weib und Kind dazu verdingt, eine Anzahl Jahre in Californien zu arbeiten und dann wieder zurückzukehren; welcher Verding mit den chinesischen Agenten abgemacht wird. Diese verdungenen Chinesen, die sich von den Sklaven dadurch unterscheiden, dass sie um Lohn, wenn auch nur um einen Bruchtheil ihres eigentlichen Verdienstes arbeiten, und dass ihre Akkordfrist nicht zeitlebens, sondern nur eine Anzahl Jahre dauert; diese verdungenen Chinesen sind einestheils für den Fortschritt von Californien von grosser Bedeutung gewesen. Ohne sie hätten viele Strassenanlagen, Bauunternehmungen, ja sogar der Bau der Pacific Bahn nicht so rasch zu Stande gebracht werden können, und durch sie sind die Arbeitslöhne für geringere Leistungen normal geworden. Andererseits aber ist die Herbeiziehung dieser geringen Menschenrace ein Unheil für dieses Land, indem durch sie die Bevölkerung offenbar verschlechtert worden ist. Zum Glück leben sie meist von den übrigen Einwohnern getrennt und abgesondert in ihren China towns (Chinesischen Quartieren), welche sowohl in den grösseren Städten als in den Minen und Landstädtchen angelegt sind, die sich aber überall durch Morast und Schmutz auszeichnen. Dieses asiatische Volk hat eine schmutziggelbe, lederartige Hautfarbe und ist von Natur durchschnittlich kleiner als die weisse Race. Ihre Weiber sind in der Regel noch um etwas kleiner als die Männer, jedoch meist von hellerem Teint. Ihre schief geschnittenen Augen stechen hinterlistig und heimtückisch aus dem verschmitzten, oft entsetzlich verzerrten Fratzengesicht, aus dem auch die Backenknochen meist ungebührlich hervortreten. Ihre straffen schwarzen Haare, welche mit dem anrückenden Alter grau und weiss werden, namentlich um die Stirne herum, tragen beide Geschlechter in einem lang geflochtenen Zopf über den Rücken herabhängend; je länger der Zopf, desto grösser die Zierde. Beim Spazieren und Ausruhen lassen sie ihn

herunterhangen und baumeln, beim Arbeiten winden sie ihn um den Kopf. Den Männern wird der Schmuck des Bartes nur selten zu Theil, nur wenige vereinzelte Haare sprossen ihnen auf der Oberlippe, welche jedoch sorgfältig gepflegt werden, da die Inhaber stolz darauf sind. Diese Leute sind so ziemlich nach einem Muster geschnitten und unterscheiden sich nur dadurch, dass der eine hässlichere Grimassen schneidet und ein affenähnlicheres Gesicht hat als der andere.

Die Kleidung der gemeinen Chinesen ist bei Mann und Frau beinahe dieselbe, sie besteht meist aus blauen oder schwarzen Kitteln von einer Art baumwollenen Lasting, aus denen der schmutzigfette Hals unvermittelt hervorragt, Hosen von gleichem Stoff und gleicher Farbe schlottern locker um ihre mageren Beine. Die Füsse bekleiden sie mit Pantoffeln mit Filz- oder Holzsohlen. Sehr erpicht sind die arbeitenden Coulies auf den Besitz von Lederschuhen und Stiefeln, wie sie die Weissen tragen, und kommen sie nicht ehrlich dazu, so stehlen sie dieselben. Die vornehmen Chinesen tragen weisse, enganschliessende Unterkleider und hüllen sich in die bekannte Tunika, denen die sogenannten Nachtröcke unserer deutschen Professoren sehr ähnlich sind.

Sie tragen verschiedene Kopfbedeckungen, schwarze kurzrandige, zugespitzte tücherne Hüte mit Goldborten, ferner breitrandige festgeflochtene Strohhüte, womit sie sich gegen Sonne und Regen schützen; dann auch halbkugelförmige, schwarze, gewobene Kappen, oben mit farbigen Quasten, ähnlich den Kappen, welche die katholischen Geistlichen im Ornat tragen. Diese Quasten, entweder gelb, roth oder blau, sind das Unterscheidungszeichen des Standes und Ranges ihrer Träger.

Ihre Sprache und Sprechweise, die bekanntermassen aus einer Menge einsilbiger, selbstständiger Laute zusammengesetzt ist, wie Hong, Song, Sam, Sing, King, Thing, Hon, Tin u. s. w., war für mein Ohr fast unerträglich. Es ist ein abscheuliches Gekreisch, das von

den lächerlichsten Gesticulationen begleitet hervorgequickt wird. Zum Verzweifeln ist dabei, dass diese Leute, so nahe sie auch die Köpfe zusammenstecken, immer schreien, als wären sie taub, und dass der Strom ihres tollen Gequetsches mit unbegreiflicher Geläufigkeit fortsprudelt.

Die Coulies leben sehr einfach; ihre Anforderungen an Wohnung und Kleidung sind höchst gering; ihre Nahrung besteht hauptsächlich aus Reis und Thee. Alles, was zu ihrem Bedarf nothwendig ist, beziehen sie aus ihrer fernen Heimath, und jeder Cent, den sie verdienen, wandert direct oder indirect dahin zurück. Im Lande Californien, wo sie überhaupt nur so lange leben, als zur Erfüllung ihrer Verpflichtungen nothwendig ist, lassen sie gar nichts zurück, nicht einmal ihre Todten. Die Leichname werden für einige Zeit provisorisch begraben, später ausgekocht und die Gerippe nach dem himmlischen Reich versandt, wo sie dann erst in heiliger Erde zur ewigen Ruhe gebettet werden.

Diejenigen Chinesen, welche nicht an grösseren Unternehmungen arbeiten, treiben allerlei leichtere Hantierung. So geht in grösseren Städten alle schmutzige Wäsche durch ihre Hände, die Männer waschen und klatschen dabei so eifrig drauf los, wie bei uns die lautesten Waschweiber.

Auch haben sie sich der Fabrikation von Cigarren, die früher ein lohnendes Geschäft war, ganz und gar bemächtigt; überhaupt nehmen sie je länger je mehr den weissen Arbeitern einen Verdienst nach dem andern aus der Hand und verdrängen somit dieselben, darum sind sie auch dem weissen Arbeitsmann in der Regel verhasst. Es haben letztere an verschiedenen Orten, jedoch bisher vergebens, durch Meetings und auf anderm Wege gegen die vermehrte Einfuhr dieser asiatischen Race zu protestiren gesucht. Es ist zu hoffen, dass diese Stimmung nach und nach die überwiegende werde, und dieses Volk allmählig wieder vom amerikanischen

Territorium verschwinde, um ordentlichen Haushaltungen von eingewanderten Weissen Platz zu machen, sowohl im Raum, als im Verdienst.

So verschieden wie die Racen sind auch die Religionen vertreten. Die amerikanische Verfassung hat die Kirche vom Staat getrennt und so ist Jedem freigestellt und Gelegenheit geboten, denjenigen Cultus zu üben, der ihm am besten zusagt. Die gleichdenkenden Leute sammeln sich zu einer Gemeinde.

Die Kirchen sind meist Privatgeschäfte, finden sich genug Leute zur Gründung einer Kirchengemeinde, seien es Protestanten, Presbyterianer, Episcopalen, Deutschkatholiken, irische Katholiken, Lutheraner, Methodisten, Juden u. s. w., so baut ein Particular oder eine Gesellschaft die Kirche, besoldet einen Pfarrer, einen Küster, einen Organisten und etliche gute Sänger und Sängerinnen. Bei der Wahl dieser Beamten trachtet man das Unternehmen concurrenzfähig und so einträglich wie möglich zu machen. Dann nach erfolgten Anpreisungen und Proben werden die Sitze öffentlich zur Miethe versteigert, und je nachdem ein berühmter Redner angestellt ist, zu sehr hohen Preisen losgeschlagen; so wird auch in Religion Geschäft gemacht. An Sonntagen wird in der Regel zwischen 11 und 1 Uhr sogenannter Gottesdienst gehalten, ferner Abends von 8 bis 11 Uhr; diese Abendgottesdienste sind die besuchteren, man geht dahin anstatt in's Concert oder in's Theater.

An den Sonntagen, die hier keineswegs mit presbyterianischer Strenge gefeiert werden, sondern vernünftiger Weise als Tage der Erholung, werden häufig Ausflüge gemacht. Man fährt mit den Street-Cars nach der am südlichen Theil der Bucht sehr anmuthig gelegenen Mission Dolores. Von dort wandern die einen nach den auf Lone Mountain grossartig angelegten Gottesacker. Andere besuchen eines der dortigen Garten-Etablissemente, wo die schönsten Anlagen und Ruheplätze sich vorfinden und wo zugleich für Musik und

Restauration gesorgt ist. Noch andere wenden sich den zoologischen Gärten zu, die, obschon nur Privatanstalten, dennoch manch' Interessantes bieten.

Ein anderer Zug macht auf einem Ferrysteamer die kurze Seefahrt nach Alemedo, Petaluma, St. Quintin, oder nach Oakland, um sich unter dem Schatten der Lebenseichen mit Spiel und Tanz zu ergötzen.

Equipagen, Reiter und Reiterinnen fliegen nach dem Ocean-House oder nach dem Cliff-House, hübsche Niederlassungen, die eine prächtige Aussicht über die Bay, die goldene Pforte und über die Stadt gewähren.

Das Clima von San Francisco ist, trotzdem dass es nie eigentlich wintert, nie gefriert und niemals schneit, keineswegs das angenehmste. Die Temperatur als solche wäre wohl ganz gut; aber der abscheuliche Wind, der gewöhnlich um die Mittagszeit von Norden her sich erhebt und dessen Wehen erst auf den Abend sich legt, verdirbt alle Schönheit und Annehmlichkeit. Am frühen Morgen, wenn die Leute zumeist noch in den Federn liegen, ist unbedingt die schönste und freundlichste Tageszeit. Man erlabt sich recht eigentlich an der wohlthuenden Frische und an der reinen, durchsichtigen Luft. Zwar steigt allmählig die Wärme, jedoch wird sie selten lästig. Dagegen stellt sich regelmässig um die Mittagszeit der unerbittliche Boreas ein, verdüstert die Luft, zieht Sandwolken über Häuser und Gassen; die Leute reiben sich die Augen und haben alle Noth sich Mund und Nase frei zu halten. Am schlimmsten ergeht es den guten Ladies; die kommen mit ihren Crinolinen in grosse Bedrängniss, da es sich dieser tückische Nordländer oft einfallen lässt, auf ungebührliche Weise sich darein zu verwickeln.

Als Abwechslung tritt in den Monaten November oder December die Regenzeit ein und dauert den Januar und Februar über. Während derselben bleibt der ungastliche Nordwind verdrängt und diese Jahreszeit bietet, wenn die Niederschläge pausiren, die herrlichsten Tage

mit lauem West und wolkenlosem, klarem Himmel; diese Tage werden dann auch mit um so mehr Wonne genossen. Während den eigentlichen Regentagen ist es oft nasskalt und unfreundlich und es werden dann in den vornehmern Häusern und überall in öffentlichen Gesellschaftslokalen die eleganten Marmorkamine in Requisition gezogen, und ein jeder trachtet in dem Zirkel Platz zu finden, der sich um die prasselnde Flamme bildet. Schon Mancher hat das Klima von San Francisco, namentlich diesen sandstreuenden Wind nicht ertragen können und musste sich entschliessen, entweder nach Sacramento oder auf's Land auszuwandern, wenn er nicht dem Lone Mountain zugeführt werden wollte. —

Mir bekam das Klima von San Francisco ganz wohl und überhaupt gefiel mir sonst der dortige Aufenthalt, aber mit der Hauptsache, mit meiner geschäftlichen Stellung fing es an schief zu gehen. Anstatt ordentlich verwendet zu werden und meine Stelle angewiesen zu bekommen, wurde ich nur als Volontair behandelt, und bald zu dieser, bald zu jener untergeordneten Arbeit angewiesen; ich brauchte nicht lange, um zu merken, dass ich das fünfte Rad am Wagen sei, und dass man lieber meine Fersen als meine Fussspitzen sah. Mein Herr Vetter, der mir dringlich nach der Schweiz geschrieben, hatte in jenem Augenblick die Absicht, San Francisco zu verlassen und nach dem Reese-River zu gehen, um dort Minen zu untersuchen, damit zu speculiren, Mühlen anzulegen u. s. w.; damit verband er den Plan, mir seine Funktionen im Essay-Office in San Francisco zu übertragen.

Das war nun allerdings eine gute Meinung, aber die Sachen nahmen einen andern Gang. —

Für diesen Reese-River-District, im Lander-County, damals noch Nevada-Territory, an der Grenze gegen den Staat Utah gelegen, 500 Meilen östlich von San Francisco und 300 Meilen westlich von der Mormonenstadt am grossen Salzsee, war ein Jahr vorher grosses

„Exitment“, wie man hier den Geschäftsschwindel benennt. Man hatte dort einige Minen zu Tage gelegt und darüber einen so mächtigen Lärm geschlagen, als beständen die Berge dort aus lauter Silber. Jedermann in San Francisco hatte Geld zur Aufsuchung und Ausbeute von Minen nach dem Reese-River-District geworfen, die einen nur wenige Thaler, andere hunderte von Thalern, noch andere tausende und zehntausende. Doch mit der Ausbeutung ging es nicht halb so rasch; das Geld ging schneller nach Reese-River, als das Silber von da wieder zurückkommen wollte. Die Leute waren an die schnelle Ausbeutung der Placerdiggings Californiens gewohnt, wo das Gold in beträchtlicher Menge und mit verhältnissmässig geringer Mühe aus dem aufgeschwemmten Boden herausgewaschen wird; wo jedoch auch nur die Glücklichen zu gutem Fund kommen, und gar Manche mit leeren Händen ausgehen. Aber in Reese-River liegt das edle Metall nicht an der Oberfläche, sondern umhüllt von hartem Quarz, zieht es sich bald in dickern, bald in dünnern Adern durch das krystallinische Granit- und Gneisgebirge. Auch kommt das Silber selten in reinem Zustande vor, sondern meistens gemischt mit anderen mineralischen und metallischen Verbindungen, so dass nur durch lange und schwere Arbeit, die viel Kraft und viel Kapital erfordert, ein gutes Produkt zu Tage gefördert werden kann. Wenn nun anfänglich vieles Geld nach diesen neuen Minen floss, so nahm nach und nach dieser Kapitalzufluss immer mehr und mehr ab; der grosse Eifer war erkaltet, der Schwindel löste sich bei gar Manchem in Katzenjammer auf und so blieben die Einzahlungen aus, die hätten nachfolgen sollen.

Mein Herr Vetter war, wie schon bemerkt, auch vom Reese-Riverschwindel erfasst worden; er stand sogar an der Spitze von Minencompagnien und hatte sehr viel Geld in die Sache geworfen. — So standen die Dinge, als ich ein paar Monate nach meiner Berufung

in San Francisco ankam. Das Gold war bereits in den Löchern, oder in den Taschen guter Freunde und zu Weiterem für die Fortsetzung wollte sich Niemand mehr herbeilassen; seinen Plan, nach Reese-River aufzubrechen, hatte er bereits wieder aufgegeben, und damit war es auch mit meiner Ersatzstelle nichts. Natürlich hielt er diess vor mir so viel wie möglich geheim und liess mich nur zum Schein in der Office arbeiten, jedoch keineswegs in der Weise, wie es in dem mir nach Zürich gesandten Briefe versprochen war; — ich sah ein, dass etwas nicht richtig war und dass ich es überdiess mit einem Egoisten zu thun habe.

Er sprach mir oft von dem Silberdistrict und rieth mir an, mich dahin aufzumachen. Mir fiel es unter diesen Umständen nicht schwer, mich von ihm zu trennen.

Wie erbärmlich es aber in den weitentfernten Minen mit seinen Unternehmungen aussah, davon hatte er mir nichts merken lassen. Um dahin aufzubrechen rüstete ich mich im californischen Styl leidlich aus, packte das Nothwendigste zusammen, liess das übrige Plunder in San Francisco, meine kürzlich angeschafften neuen Möbeln verkaufte ich zu einem Spottpreis an die Haushälterin meines Vetters und steckte mir den Empfehlungsbrief an den Superintendenten Mr. Roberts bei. —

Es war am Freitag den 6. Mai, als ich des Abends um 4 Uhr den Sacramentosteamer zu meiner weiteren Pilgerfahrt bestieg und zwar nicht in der rosigsten Stimmung, mein Herr Vetter hatte sich trotz seinem Versprechen weder zum Begleit, noch zum Abschied eingefunden und ich muss sagen, der Zorn schüttelte meine Eingeweide und ich hatte Mühe meinen inneren Groll zu ersticken. Nun wusste ich, dass ich allein in der Welt stand und dass ich auf Niemanden hier, als auf mich selbst angewiesen sei. — Dabei plagte mich einigermassen das Gewissen, denn ich handelte der bestimmten Vorschrift meines lieben Vaters ganz zuwider; er hatte mir verboten nach den Minen zu gehen und mir anbe-

fohlen, bei irgend welchen Widrigkeiten auszuharren und seine Hülfe in Anspruch zu nehmen.

Auch waren meine Geister nicht durch illusorische Erwartungen besonders gehoben. Mein kurzer Aufenthalt in San Francisco hatte mich schon über das californische Glück einigermassen belehrt; ich hatte gar zu Viele elend und abgerissen aus den Minen wieder zurückkommen sehen, um noch irgendwie verblendet zu sein. Doch das Bewusstsein, dass ich mit den mir übrig gebliebenen eigenen Thalern in der Tasche, mit eigenem Kopf und mit eigener Faust mich nun durchzukämpfen habe, das wärmte mich wieder und mit dem ganzen Gewicht meiner neunzehnjährigen Persönlichkeit dampfte ich dem neuen Lande und dem neuen Schicksal zuversichtlich entgegen. Ein kleiner Umstand half mit, meinen Humor wieder zu erwecken. Es ist zwar nicht die schönste der menschlichen Eigenschaften sich am Missgeschick Anderer aufzurichten, aber wie vielfältig geschieht es nicht und hier ist der Fall sehr unschuldiger Natur. Eine San Franciscanerin hatte nämlich ihre Freundin an Bord begleitet und wusste ihr da noch so viel Wichtiges zu berichten, dass ihr die Abfahrtsvorbereitungen gänzlich entgingen. Plötzlich schaufelten die mächtigen Räder und wir waren schon zwanzig Schritt vom Land abgestossen, als die gute gesprächige Frau sich anschickte den Dampfer zu verlassen. Nun diesen Schreck, diesen Jammer; die Arme rannte wie wahnsinnig auf dem Boot herum; aber unerbittlich stach der Mann am Steuer immer tiefer in die blauen Wogen der weit sich vor uns ausbreitenden Bucht, und sie musste sich eben darein ergeben eine Fahrt bis zur nächst gelegenen Station Benetia mit uns zu machen und dort zu übernachten.

Am folgenden Morgen um 4 Uhr landete unser Steamer bei Sacramento-City. Da ich Schnellpost reiste, hatte ich kaum Zeit mich recht umzuwenden, um mit gestärktem Magen in die californische Eisenbahn zu

kommen. Diese bewegte sich auch alsbald durch eine fruchtbare, wohlbebaute Ebene, an einer Reihe von Ansiedlungen vorbei, später etwas ansteigend bis zu dem Minenstädtchen Folsom, das am Fusse der nächsten Ausläufer der Sierra-Nevada liegt. Auch hier blieb mir nichts übrig, als so schnell wie möglich die bereit stehende Stage (Postwagen) zu besteigen. Diese Stage war übrigens sehr primitiv, sie bestand aus einem einfachen, mit einer Blache überspannten Brettergerüste, auf welchem Reisende und Passagiergut untergebracht werden mussten; davor waren aber sechs kräftige Renner gespannt, die von einem kundigen Lenker angetrieben recht tapfer ausgriffen. Wir kutschirten im schnellsten Trab vorwärts, über höchst schlecht angelegte Wege, über Unebenheiten aller Art, über Buckel und Löcher, bald wurde man aufwärts, bald nach rechts, bald nach links geworfen, dass einem dabei die Rippen im Leibe krachten und einem Hören und Sehen verging. Von 20 zu 20 Meilen wurden die Pferde gewechselt, zuweilen auch die Wagen, und so ging es unerbittlich fort Tag und Nacht. Anfänglich war unser Vehikel ordentlich vollgepfropft mit zwölf unglücklichen Passagieren, Herren und Damen, die sich zwischen ihre Koffern, Nachtsäcke und Schachteln so gut einducken mussten, als es eben ging. Man musste gezwungen in derjenigen Position verharren, in welche man beim Einsteigen versetzt wurde; es brauchte ein langes Studium, um mit Marter und Mühe einmal ein Glied rühren zu können. Eine Unterhaltung liess sich wegen dem furchtbaren Gerassel des Wagens nicht anknüpfen, und bei meiner Nachbarin scheiterte meine Anstrengung, ihr meine Galanterie als Gentleman an den Tag zu legen, auf das Vollkommenste, weil unglücklicher Weise ich bei einer ungeschickten Bewegung ihre Hutschachtel eingedrückt hatte. Das war ein Nothschrei, sogar unser kaltblütiger Ganymedes war davon erschreckt, er warf ein markiges Goddam in den Wagen hinein.

Durch den ungeschickten Bau unseres Fuhrwerks wurde uns der Ausblick in die Landschaft sehr verkümmert, das Wenige, was man zu sehen bekam, bot jedoch nichts Ergötzliches dar. Anfangs fuhren wir durch angebautes und culturfähiges Land, hie und da bei verlassenen Minen vorbei, abwechselnd auch durch niedrige Laubwälder. Später kam man durch öde Gegenden, die Strasse fing an merklicher zu steigen. Endlich gelangten wir nach Placerville, einer sehr belebten Bergstadt, die eigenthümlich zwischen zwei Abhänge der Nevada eingezwängt ist. Von da fing die eigentliche Bergstrasse an, mit allen erforderlichen Kunstbauten, Brücken, Dämmen u. s. w., sobald sich aber auf längere Distanz wieder ebene Strecken zeigten, hörte die Kunst auf und der Fuhrmann war darauf angewiesen, sich seinen Weg selbst über Stock und Stein, durch dick und dünn zu bahnen. Bis gegen Placerville war die Witterung freundlich, dort fing der Himmel an sich zu umwölken. Wir gelangten in die Region der Niederschläge, die sich erst zu sanftem Regen, dann aber zu wirbelnden Schneeflocken gestalteten.

Als wir bei Carson zum Nachtessen aus unserer fliegenden Höhle krochen, war rings herum die Gegend schon ganz eingeschneit und das Schneien dauerte fort bis zum andern Morgen. Jetzt, wo man sich gegenseitig in dieser ungewohnten Temperatur hätte erwärmen sollen, waren wir nur noch vier Passagiere, ich wickelte mich sorgsam in meinen Californiablanket ein, den unentbehrlichen Reisebegleiter in jenen Gegenden, welcher später öfter mein ganzes Bette ausmachte und der mir jetzt dazu verhalf Leib und Seele zusammen zu halten. Wir waren nun in der zweiten Nacht und obschon ich mich sonst eines gesunden Schlafes erfreue, war es mir rein unmöglich bei dem abscheulichen Gerüttel ein Auge zu schliessen. Halb fröstelnd und halb seekrank dämmerte ich mit dem grössten Unbehagen dem kommenden Morgen entgegen. — Wir befanden uns, als der Tag erwachte,

in einer öden Berggegend, die Nadelhölzer, welche die Lenden dieser Berge umgürten, hatten wir hinter uns, kahl und fahl starrten ringsumher die steinigen Häupter, nirgends eine freundliche Waide, nirgends eine erfrischende Vegetation, überall nur grauer, nakter Fels und Trümmerhaufen von Geschieben. Hie und da bemerkte man Löcher in den Bergwänden, Spuren verlassener Minen. So gelangten wir nach Silbercity, eine Bretterstadt, die wie ein hinausgeworfenes Kartenspiel, planlos und verworren durch das Hochthal zerstreut liegt. Links und rechts ragen hohe Blechkamine aus diesem Häusergewirr hervor mit langen, russigen Dampffahnen, und sehr vernehmbar war das Pochen und Zischen der arbeitenden Maschinen. Hier waren wir nun im eigentlichen Quarzminenland und so unwirthlich auch die Gegend ist, so folgte jetzt Ansiedlung auf Ansiedlung dem Goldhill entlang, überall Minen und Werke zur Gewinnung und Verarbeitung der Erze. Endlich ging es bergab bis nach Virginia, dem damaligen Hauptort von Nevada-Territory. — Virginia war schon eine sehr ansehnliche Stadt mit allen Schöpfungen der Civilisation ausgestattet, steinerne Häuser, Kirchen, Collegien, Theater, grössere industrielle Werke, aller Art Geschäftshäuser, alles nagelneu, als hätte man die ganze Stadt in einer Nürnberger Schachtel hierher gebracht und in diesem Gebirgsthale aufgestellt.

Doch auch hier war meines Bleibens nicht, nach kurzer Mahlzeit eilte ich mit der Pionierpost weiter; wir waren blos drei Mann und suchten uns so bequem einzurichten, als es unter Umständen möglich war.

Der Civilisation hatten wir wiederum den Rücken gekehrt und die Spuren der menschlichen Ansiedlungen wurden immer seltener. Kahles, ödes Land rings um uns. Oefter begegneten wir sogenannten Teams, grossen Frachtwägen mit sechs bis zehn Zugthieren bespannt, die einen mit Pferden, die anderen mit Maulthieren und einige mit Ochsen; mittelst welchen den Ansiedlern in den Minen-

plätzen Nahrungsmittel, Getränke, Kleidung, Hausgeräthe, Werkzeug, Maschinerien aller Art zugeführt werden, da in jenen Gegenden der Mensch dem Boden nichts abzugewinnen vermag als Erze, und er für seinen ganzen Unterhalt auf die Zufuhr angewiesen ist. — So ging es den Rest des dritten Tages und die dritte Nacht hindurch, rastlos durch die öden Flächen, die jenseits der Abhänge der Nevada sich bis an die östlichen Gebirge am Reese-River ausdehnen. Diese Hochebenen sind durch die Erosion der Gebirge mit einer unfruchtbaren Lehmschicht überdeckt, durchfurcht von Bächen, die einen sehr willkürlichen Lauf nehmen und die bald in grösseren, bald in kleineren geschlossenen Becken sich zu Seen und Tümpeln vereinigen, bald in weiten Strecken in seichten pfützenartigen Ansammlungen sich über das Land verbreiten. —

Mit Einbruch der Nacht hatten wir den jenseitigen Gebirgszug erreicht, durch einen Engpass traten wir in das Bergthal des Reese-River ein und endlich um 2 Uhr Nachts wurde ich mehr todt als lebendig an meinem Bestimmungsort Austin abgestellt. Da war mir nun Hören und Sehen vergangen, und ziemlich verwundert schaute ich am folgenden Morgen meine neue Umgebung an, als ich aus meinem steinernen Schlaf erwachte.

Ich befand mich in einem grossen Bretterhaus und zwar in der obern Abtheilung, die sich in dem Giebel zuspitzt; in dem gleichen Raum standen weitere neunzehn Betten, ebenso einfach wie das meinige, das aus einem leichten Holzverschlag und darüber geworfenen Waldhaarsack bestand. Stühle und Tische wurden als Ueberfluss betrachtet, sie fehlten gänzlich; es war also dies Austin-Hôtel mit noch weit geringerm Comfort ausgestattet, als mein früheres Hôtel in New-York, das ich schon einfach genug gefunden hatte. Den unteren Theil des Gebäudes nahm der Speisesaal und die Trinkhalle in Anspruch, ich setzte mich hier an einen der grobgezimmerten Tische, um mich herum eine Anzahl bärtiger,

ungeschlachter Mannsgestalten und verzehrte nicht ohne Behagen das mir vorgesetzte Frühstück, das vernünftiger Weise in Californien reichlich aufgetischt wird. Da rechnete ich nun meine ausgelegten Batzen zusammen und fand, dass ich mitsammt aller Unbequemlichkeit, die mir noch in allen Rippen lag, sehr kostspielig gereist sei. Fünf Dollars der Sacramentodampfer, 75 Dollars die Sacramento-Austinpost und einen Thaler jede genossene Erfrischung unterwegs. Hier im Austin Hôtel hielt der Wirth auch nur gerade Rechnung, einen Dollar per Nacht für das Bett und je einen Dollar für jede Mahlzeit, sei es Frühstück, Mittag- oder Nachtessen.

Wenn ich nun ruhigen Blutes meine zurückgelegte Reise an der Hand der Karte recapitulire, so kann ich solche in folgenden Rahmen fassen:

Abfahrt von San Francisco Nachmittags den 7. Mai im Dampfer Chrysopolis. Ankunft den 8. Mai Morgens 4 Uhr in Sacramento		125 Meilen.
Abfahrt von Sacramento, sofort nach Ankunft per Eisenbahn nach Folsom durch Sacramento-County		22 „
In der Stage (Postomnibus) nach Placerville durch das Eldorado-County		
über Mormon Tavern . . .	9 Meilen.	
„ Durocks Station . . .	5 „	
„ Shingle Springs . . .	3 „	
„ Bukeye Flat	2 „	
„ Mud Springs	5 „	
„ Diamond Springs . . .	1 „	
„ Placerville	3 „	
„ Elkhorn House	7 „	
„ Sportsman's Hall . . .	5 „	
„ Junction House	$4\frac{1}{2}$ „	
„ Brockliss Bridge . . .	3 „	
„ Websters Station . . .	18 „	
Uebertrag:	$65\frac{1}{2}$ Meil.	147 Meilen.

	Uebertrag:	65½ Meil.	147 Meilen.
über	Strawberry Valley . . .	12 „	
„	Yank's Station	12 „	
„	Friday's Station . . .	10 „	
			99½ „
	Durch Nevada-Territory		
„	Van Sickles	10 „	
„	Genoa	5 „	
„	Carson City	13¾ „	
	Goldhill, Silber City.		
	Ankunft 9. Mai Nachmittags.		
„	Virginia City	18 „	
			46¾ „
„	Desert Station	36 „	
„	Carson Lake	15 „	
„	Sand Hill	14 „	
„	Sand Springs	9 „	
„	Middle Gate	24 „	
„	Gold Springs	10 „	
„	Edwards Creek	24 „	
„	Smith's Creek	8 „	
„	Dry Wells	24 „	
„	Jacobs-Ville, am Reese-River	14 „	
	Ankunft 10. Mai Morgens 2 Uhr.		
	Austin	10 „	
			188 „
		Im ganzen, also	481¼ Meil.

Zurückgelegt in 58 Stunden, nämlich:

125 Meilen per Steamer
22 „ „ Eisenbahn und
334¼ „ „ Postwagen.

Nach geodätischen Messungen sind die directen Entfernungen von Austin nach Virginia City 187 Meilen, Carson City 204 Meilen, Placerville 305 Meilen, Sacramento 353 Meilen, San Francisco 473 Meilen, Salt Lake City, State-Utah, 391 Meilen.

Auf meine Nachfragen nach Mr. Roberts erhielt ich richtigen Bescheid und so schickte ich mich an, den Lander Hill hinauf zu klettern, an dem er sich angesiedelt hatte. Von einem ordentlichen Weg keine Spur; ich kam bei einzelnen Zelten und Blockhütten vorbei und endlich wies man mir die Behausung von Mr. Roberts. Die zeichnete sich allerdings von den andern dadurch aus, dass sie wie ein Fuchsbau in die Berghalde eingegraben war, der vordere Theil ragte zwar aus der Höhle hervor und war mit einem Dach bedeckt, der innere lag im Berg. Die Wände waren aus zusammengereihten dünnen Stämmen gebildet, die Fugen mit angeworfener Erde verkleistert und das aus Stöcken und Reisig gefügte Dach mit Erde überdeckt. Ich glaubte eher vor Reinecke's Palast — Malepartus — zu stehen, als vor demjenigen des Superintendenten der hochgepriesenen Reese-River-Minen. Dieser Mr. Roberts, ein stämmiger, bärtiger, gesunder Amerikaner aus dem Staate Maine gebürtig, hiess mich willkommen, nahm von meinem Introduktionsschreiben Kenntniss und musterte mich vom Kopf bis zum Fuss. —

Seine erste Frage war: „Bringen Sie Geld mit von der Company in San Francisco?“ Als ich diess verneinte, zogen dicke Wolken über seine Stirne und das Gewitter fand seine Entladung in einem derben Fluche. — Der gute Superintendent war wirklich zu bedauern; da musste er sich in dem Heidenland den schwersten Strapazen aussetzen, hatte eine Anzahl brummender und hungriger Arbeiter auf dem Hals, mehrere Schachte in Granit und Gneis bis auf eine gewisse Tiefe hinabgetrieben, — und nun fehlte der Zufluss. Er hatte an meinen Herrn Vetter dringlich geschrieben und telegraphirt und erhielt nur papierene Tröstungen, bald hiess es der Secretär werde Gelder schicken, bald, sie seien unterwegs — und endlich hiess es gar sie seien gestohlen. —

In diese angenehme Situation war ich nun mitten

hinein gestellt. Mein Erstaunen war noch weit grösser, als das von Mr. Roberts. Es fiel mir wie Schuppen von den Augen und klar wurde mir nun das unsichere Benehmen und Verhalten meines Vetters in San Francisco. Aber welche Gründe konnte dieser Mensch wohl gehabt haben, mich in so schlimme Verhältnisse zu verwickeln? — und mich zu dieser kostspieligen und unerfreulichen Reise nach diesen völlig aufgegebenen Minen zu veranlassen?

Doch mein Entschluss war alsbald gefasst, tüchtig die Arbeit anzupacken, wo sie sich finde und Mr. Roberts wacker an die Hand zu gehen.

Trotz ihrem wirschen und rohen Aeussern sind die Leute in den Minen in der Regel tüchtige Kerls, die das Herz am rechten Fleck haben. Sie machen zwar wenig Complimente und gehen ihren eintönigen Weg, sind aber dabei zum grössten Theil von einer kindlichen Treuherzigkeit, von der man in den grossen Städten keinen Begriff hat.

Ich zog nun bei Mr. Roberts ein, um mit ihm zu haushalten und zu arbeiten. Unsere Wohnung bestand nur aus einem Raum, der zugleich als Küche, Esszimmer, Schlafzimmer, Comptoir und Salon diente.

Auf der rechten Seite der roh zusammengeflickten Bretterthüre waren vier Pfähle eingerammt, zwischen welchen zwei Bettmulden übereinander angebracht waren. Gegenüber stand eine grosse Kiste, sie war unsere Schatzkammer, in der unser Mundvorrath, Mehl, Kaffee, Thee, Zucker u. s. w., unser Tischgeräth und unsere Effecten, — kurz unser ganzes Hab und Gut eingeschlossen war, und deren Deckel zugleich als Schreibtisch diente. Statt Gemälden hing unser einfaches Kochgeschirr an den Wänden herum, und unsere Divans und Fauteuils bildeten zwei umgekehrte Blechkisten. Das wichtigste Stück in unserem Haushalt war der offene Feuerherd, das eigentliche Foyer des Gemaches, über dem vom Kamin herab der Kochkessel hing. Jedoch auch da

drinnen, in diesem einfachen Loch, schmeckte der Schlaf nach vollbrachtem, harten Tagwerk und die selbstzubereiteten Mahlzeiten, die in ihrer Frugalität mit der ganzen Umgebung harmonirten, wurden meist mit gesundem Humor gewürzt, auch schmeckte Abends am glimsenden Kamin bei traulichem Gespräch das Pfeifchen vortrefflich.

Unser Palast, halb Hütte, halb Höhle befand sich an der Berghalde einige tausend Schritte über der Maine Street (Hauptstrasse) angebaut und diese Lage bot uns einen ganz hübschen Ueberblick über das zu unseren Füssen ausgebreitete Austin und das lebhafte Treiben seiner Bewohner. Ueber diese Maine Street ging regelmässig die Sacramento-St. Louis Post, welche über Virginia City und Salt Lake Californien mit den Staaten verbindet und die Overland Mail (das Brieffelleisen) mit sich führt, ferner der ganze Verkehr der ankommenden und abgehenden Fuhrwerke. — Austin selbst ist ein kleines Städtchen kaum anderthalb Jahre alt, das sich durch eine enge, langgezogene Thalschlucht zieht und sich zu beiden Seiten an die Hügel anlehnt. Mitten durch dasselbe fliesst ein kleiner Bach, der jedoch während der Regenzeit zum reissenden Strom anschwillt und den Boden vor sich aufwühlend, die tiefer gelegenen Gelände überfluthet. Die Häuser sind aus Holz und Erde erbaut und zwischen denselben sind Reihen von Zelten aufgespannt. Da grössere Bäume in jener Gegend durchaus mangeln, so müssen die Bretter und Pfosten aus Californien über die Nevada herauftransportirt werden, was dieses Baumaterial sehr vertheuert. Man bedient sich daher viel der dünnen, verkrüppelten Nadelhölzer, die spärlich an den mit Geröll überschüttcten Halden wachsen und die man, unverständig genug um dem Bedarf des Augenblicks zu fröhnen, abholzt, ohne an die Calamität zu denken, welche für die späteren Zeiten hieraus erwachsen wird. Aus diesen dünnen Stämmchen werden nun die Hütten nach Art der Blockhäuser aufgesetzt und die Fugen mit Erde verstrichen.

Man sieht auch viele Häuschen aus sogenannten „Adotes“, ungebrannten Backsteinen, errichtet; erst in neuerer Zeit fingen Andere an, an Ort und Stelle, Backsteine zu brennen und sich solcher zu bedienen.

Austin enthält einige Hôtels und Kosthäuser nach der Art des oben beschriebenen, zwei von Deutschen errichtete Brauereien, etliche Kaufläden, meist von Juden gehalten, wo Kleider, Schuhwerk und Spezereiwaaren zu Markt gebracht werden; ferner mehrere Schmiedewerkstätten zum Repariren der Minenwerkzeuge, der Fuhrwerke und zum Beschlagen der Zugthiere; zwischen hinein die Brocker Officen und die Officen für die Superintendenten und Secretärs der incorporirten Minengesellschaften. Mehr abseits polterten verschiedene Mühlwerke, zwar nicht zur Bereitung des nährenden Mehls, sondern zum Pochen der erzhaltigen Quarze erstellt.

Schulen und Kirchen fehlen noch, aber nicht das Telegraphenbureau; denn der Telegraph ist nicht nur der Begleiter der Eisenbahn, sondern auch ihr Vorläufer. So führt der elektrische Drath die Verbindungen der Postlinie entlang und verknüpft neben solcher die Blitzbriefe zwischen der Ost- und Westküste Nordamerika's. Diese Telegraphenlinie dürfte die längste über Land führende der Welt sein; sie erstreckt sich über 70 Längengrade und ist allerdings von höchster Bedeutung für den transatlantischen Nachrichtenverkehr.

Die Landschaft ringsherum ist rauh und unfreundlich, überall begegnen dem Auge die kahlen Schutt- und Trümmerhalden, nirgends freundliche, erquickende Vegetation, kein schattiger Baum, kein buschiger Strauch, selten nur ein zwischen den Steinen hervorbrechendes Pflänzchen. Austin steht 6000 Fuss über dem Meeresspiegel; dieser Höhe entspricht auch das Clima, es ist rauh und unfreundlich. Mitte Juui schneite es während den Nächten noch tüchtig drauf los; solchen Nächten folgten kalte Morgen und am Mittag brannte dafür die

Sonne um so heisser und stechender in unsere steinige Bergmulde hinein.

Des Abends versammelt sich die Einwohnerschaft, die fast ausschliesslich aus Männern besteht, in den verschiedenen Trinklocalen und Spielsälen. Es sind dies die einzigen Räume, wo man Beleuchtung, ein warmes Kamin und Unterhaltung findet. Wie beinah in allen diesen Minenstädtchen ist die Bevölkerung eine ausserordentlich gemischte, aus Sprösslingen aller Nationen und Racen zusammengesetzt, Amerikaner, Germanen, Romanen, Neger, Chinesen und Indianer, die sich in der Regel gut zusammen vertragen. Die weisse Bevölkerung besteht meist aus starken, stämmigen Männern, wild und rauh aussehend, wie die Gegend selbst, abgehärtet durch die täglichen Strapazen. In hohen, schwer benagelten Stiefeln, die über dicke, wollene Hosen hinauf reichen, trollen sie einher, die übrige Kleidung besteht aus einem grellfarbigen Flanellhemd und einem darüber geworfenen langen, schwarzen Tuchrock; auf dem Kopf sitzt der breitrandige, solide Filzhut.

Die Lenden gürtet ein fester Lederriemen, an welchem der Revolver (Six shooter) und das Messer (Bowie) herabhängt. Dieses letztere ist der unzertrennliche Gefährte des Miners; da jeder sein eigener Koch und Kellner ist, so wissen sie dasselbe bei allen möglichen Hantierungen sehr geschickt zu gebrauchen. So Rinaldo-Rinaldinimässig dieses alles aussieht, Gegend, Wohnungen und Menschen, so findet man unter der rauhen Hülle dieser letztern manch einfaches, kindliches und treuherziges Gemüth. Allerdings heisst es da mehr als anderwärts, trau, schau, wem; aber arge Uebertreibung ist es, wenn geschildert wird, dass in diesen Minendistricten Mord und Raub Gewohnheitssache sei und man sich nicht sicherer befinde, als unter einer Heerde reissender Wölfe, — davon keine Spur. —

Also in den Trinkhallen und Spielsälen versammelt sich des Abends die Einwohnerschaft; diese Spielhöhlen

oder Spielhöllen sind die grosse Landescalamität. In den grossen Städten San Francisco und Sacramento sind sie zwar seit Jahren geschlossen und polizeilich streng verboten; das hindert nun freilich nicht, dass trotz des Verbotes das Spiel im Geheimen getrieben wird und dass eigens dazu angestellte Agenten die Leute, die aus dem Innern kommen, aufsuchen und sie mit Hinterlist in jene verborgenen Nester locken, um sie gerupft und abgezogen wieder auf die Strasse zu stellen.

Aber auf der Landschaft und namentlich in den Minendistrikten, da wuchert das Spiel in den üppigsten Formen und so standen auch in Austin die Spielboutiken bis Mitternacht und noch länger offen. Die Inhaber sind meist Spanier oder Franzosen, um der Sache mehr Reiz zu geben, werden die Banken auch von Weibern gehalten, von verblichenen Schönheiten, die ihre allerletzten Reize in diese Wildniss tragen. Diese Spielhallen sind grosse Säle mit einer Drinkbar (Buffet) ausgestattet, wo Spieler und Zuschauer sich erfrischen können. An den Wänden herum stehen die Spieltische, an welchen verschiedene Hazardspiele mit Karten und Würfeln practizirt werden, das bekannte Pharao, das Rouge et noir, das mexikanische Monté, die Roulette u. a. m. In diesen Salons wird auch Musik gemacht, von schwarzen oder weissen Schnurranten, wenn man überhaupt den Höllenlärm, den sie vollführen, mit dem Namen Musik belegen darf. Die Wände sind mit obscönen Bildern behangen und alles ist darauf angelegt, um die ungeschlachten Miners zu betäuben und zu reizen. Sie werden an die Tische herangelockt und fallen dann in die Hände der verschmitzten Spielhalter und ihrer verkappten Agenten. Diese haben durch Gewohnheit und Geschicklichkeit das Spiel völlig in ihrer Macht, sie wissen so zu manövriren, dass sie nach dem richtigen Augenblick gewinnen oder verlieren können. Hierzu haben sie alle möglichen spitzbübischen Hülfsmittel an den Karten, an den Tischen und an den Würfeln zum voraus

angebracht. Den Neuling lässt man in der Regel anfänglich gewinnen, ganze Abende, auch an folgenden Tagen, um bei ihm die Spiellust zu wecken, dann muss er abwechselnd verlieren und geräth dadurch in die rechte Spielwuth hinein, in welcher ihn der Spieler haben will und in der er sein Opfer dann auch rein ausbeutet.

So wird mancher fleissige Miner zu Grunde gerichtet, hat er einmal einen Zug zu den Spieltischen, so ist es mit ihm aus, er ist mit unwiderstehlicher Gewalt daran gebunden.

Mancher hat mir offen gestanden, dass ihm die Schelmereien der Spielhalter und ihrer Agenten wohl bekannt seien und dennoch könne er es nicht überheben sich vom Spiele fern zu halten.

Auf mich hat es absolut den gegentheiligen Eindruck gemacht und ich habe niemals auch nur einen Cent an's Spiel gewagt. —

Bald hatte ich mir einige Deutsche und Engländer zu Bekannten gemacht, mit denen ich vom Lärm so viel als möglich abseits zusammen sass. Wir plauderten dann über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, aber sehr viel Tröstliches in Bezug auf letztere kam dabei nicht zum Vorschein.

Austin ist also eine Minenstadt und der grösste Theil seiner Bewohner beschäftigt sich mit dem Aufsuchen, Graben und Bearbeiten edler Metallerze, welche in Verbindung mit Mangan, Kupfer, Arsen u. s. w. als Adern den Quarz durchziehen. Das Gebirge am Reese-River ist allerdings reich an solchen Silbererzadern, die wohl auch an gewissen Stellen an die Oberfläche ansteigen und sichtbar zu Tage treten, jedoch meist sich entweder in mehr oder weniger geneigtem Winkel in den Boden verzweigen oder seitwärts in horizontaler oder schiefer Richtung in das Gebirge einlaufen. — Zur Gewinnung der Erze ist daher der Schachtbau, wie er z. B. im Erzgebirge und im Thüringischen angewandt wird, nothwendig. Der Abbau von senkrechten

Gruben auf eine Tiefe von mehreren 100 Fuss oder der Einbau von horizontalen oder schiefen Gängen in die Flanken des Gebirges. Dieser Bergbau kann also nicht auf die Faust eines Einzelnen unternommen werden, sondern er erfordert das Zusammenwirken vieler vereinten Kräfte und namentlich der nöthigen Geldmittel.

Das hier beobachtete System ist folgendes. Man sucht Stellen auf, wo das Erz zu Tage tritt, oder wo die Art des Gebirges darauf schliessen lässt, dass man auf Adern stossen müsse. Diese Wanderer und Sucher sind meist erfahrene Miners, die entweder auf eigene Rechnung oder für Rechnung reicher Unternehmer arbeiten, man nennt sie Prospectors. Diese Prospectors krappeln an den Schutthalden der Granitwände herum und suchen in den losgelösten Stücken „out groppings“ nach der richtigen „colour“, Färbung.

Haben sie die nöthigen Anhaltspunkte, so wird nach der Stelle gesucht, von welcher sich das Bruchstück losgelöst hat und ist sie gefunden, so wird Pickel und Schaufel zur Hand genommen und die Ader angeschlagen und nach allen Richtungen sondirt, ob die Stelle baufähig sei oder nicht. Ist sie als baufähig erachtet, so wird sie feierlich als Eigenthum des Auffinders, oder derjenigen, die prospectiren liessen, erklärt; dies geschieht, indem an einen eingerammten Pfahl ein Besitzzettel „Notice“ mit folgendem Inhalt geheftet wird:

We the undersigned claim from this mark or notice 600 feet in northeasterly and 600 feet in southwesterly direction and 100 feet at both sides of the ledge or lode for mining purpose including all spurs, angles and branches belonging to it.

(Wir die Unterzeichneten nehmen diese Stelle von 600 Fuss in nordöstlicher, 600 Fuss in südwestlicher und je 100 Fuss auf beiden Seiten der Ader mit all' ihren Abzweigungen zu Minenzwecken in Besitz.) — Folgt das Datum, der Name des Prospectors und derjenigen, für welche er von der Stelle Besitz nimmt.

Die Erstellung einer solchen Anzeige genügt, um dem Finder für einige Zeit den Besitzthum der betreffenden Stelle zu sichern.

Geschieht dieses Aufsuchen für Rechnung schon bestehender Gesellschaften, so sorgt der Superintendent derselben für die baldige und richtige Inangriffnahme des vorbestimmten Schachtes, und stellt die nöthigen Arbeiter an, die dann nach Regeln der Bergbaukunst das Werk in Angriff nehmen. Erfolgt das Aufsuchen für eigene Rechnung, so schreibt der Prospector zu seiner eigenen Unterschrift die Namen einer Anzahl seiner Freunde und Bekannten auf, aus dem einfachen Grunde, weil er für sich allein nie mehr als 200 Fuss aufnehmen „claimen" kann, für einen Abwesenden aber blos 100 Fuss. Mit diesen Letztern sucht er sich zu einer Cooperatif-Gesellschaft zu verbinden, um gemeinsam mit Körper- und Geldkräften das „Ledge" zu bearbeiten. Es wird dann ein Präsident gewählt, ein Secretär und ein Superintendent; sobald sich die Gesellschaft auf diese Weise constituirt hat, wird sowohl das Claim als auch die Gesellschaft im Recorder Office der County Court (Bezirksgericht) eingetragen, wodurch es gesetzliche Kraft erhält. Jeder Theilhaber hat einen entsprechenden Vorschuss zum Anschaffen der Werkzeuge und Utensilien einzuwerfen und mit seiner intellectuellen und körperlichen Kraft einzustehen.

Reichen die Mittel einer solchen Corporation nicht hin, um das Werk gehörig in Gang zu setzen, so werden je nach der Anzahl der in Besitz genommenen Fusse Land, Actien (Stocks oder Shares) ausgegeben. Jeder, der sich mit 100 Fuss betheiligt, erhält einen Kaufbrief (Deed), der ihn berechtigt an andere Liebhaber eine Anzahl Fuss abzutreten. Jeder Verkauf dieser Art muss vom Secretär der Gesellschaft registrirt werden. Auf diese Fussactien erfolgt die erste Einzahlung und je nach den Statuten sind dann in späteren Terminen Assessments (Supplementszuschüsse) zu leisten. Haben sich

mehrere reiche Leute in ein Claim eingekauft, und möchten sie in Folge günstiger Aussichten das Ganze an sich reissen, so bringen sie es auf geraden oder krummen Wegen dazu, dass grosse Assessments bezahlt werden müssen, denen die ärmern mitarbeitenden Theilnehmer nicht Folge leisten können und wodurch letztere gezwungen werden, sich auskaufen zu lassen; man nennt dies das „Freeze out System". Claims werden eben sowohl für Rechnung von Speculanten in San Francisco, Sacramento u. s. w. in Besitz genommen, oder an solche gegen eine fixe Summe abgetreten. Jede Mine erhält ihren besonderen Namen, unter welchem sie bekannt wird und in Kurs kommt, und die Wahl schöner Namen trägt nicht wenig dazu bei, das unwissende Publikum dafür zu gewinnen. So hatte man in Austin die „Lincoln Ledge, The fancy Esmeralda, The Schiller Claim, The Shakespeare Mine, The mountain queen, the union success" u. s. w.

Beim Aufkommen der Silberminen in Nevada waren davon die Köpfe der Bewohner der Seestädte vollständig verdreht, man sprach nichts anderes mehr als von jenem Wunderland, wo man das baare Silber nur vom Erdboden aufzuheben habe. Man träumte nur noch von den Silberbergen und so bildete sich namentlich in San Francisco eine Company um die andere, an denen Kaufleute, Speculanten, Handwerker und Arbeiter sich betheiligten. Nicht nur der Herr, sondern auch der Knecht, der Diener, der Koch, der Kellner, der Küchenjunge, im grossen auch die Damen, die Köchinnen und die Dienstmägde. —

Jedermann glaubte sich glücklich, wenn er gegen gutes Geld einen Papierstreifen eintauschen konnte, auf welchem der schöne Name irgend einer Mine aufgedruckt war. Die Speculation stieg auf eine schwindelhafte Höhe und es wurde natürlich dieser Moment allgemeiner Aufregung von Schwindlern, die an der Spitze dieser Unternehmungen standen, wohl benutzt, um massenhaften Ab-

satz von Minenactien zu bewerkstelligen. In San Francisco wurde selbst der Somnambulismus (Spiritualismus) vielfach zu Nutzen gezogen. Die Schwindler hatten Frauenzimmer an der Hand, die als leitendes Medium des Spiritualismus galten, und welche in ihren phythischen Verzuckungen bald diese, bald jene Mine besonders anpriesen. Mit der Zeit kam natürlich die Wahrheit an den Tag. Es fand sich, dass Minen, wofür man Actien besass, nicht einmal dem Namen nach existirten. Von andern erfuhr man, dass es Wildcates seien. —

Wildcates, die man zu deutsch „Katzenlöcher" nennt, sind verlassene Gruben, die zu keinem Resultat geführt haben, und diese Wildcates waren mit einladenden Namen belegt, amtlich recorded und auf den Markt gebracht worden.

Zwar gab es eine Anzahl Minen, die auch wirklich bearbeitet wurden, doch unter diesen hatte man ebenfalls zwischen den guten und den schlechten zu unterscheiden. Wie es im Bergbau vorkommt, fand man öfter an der Oberfläche vielversprechendes Gebirge, wie man aber den Schacht tiefer hinab trieb, gingen die Spuren verloren und Geld und Mühe war umsonst verwendet. So wurden namhafte Summen verlocht und vieles Gold, das einst in Californien mit harter Arbeit, im Schweisse des Angesichts gewonnen wurde, warf man später der unwirthbaren Nevadagegend unnütz in den Schooss.

In der Nähe von Austin, in Upper Austin, in Clifton und am Landerhill waren immerhin etliche gute Minen im Gang, aus denen ergiebiges Erz gewonnen werden konnte. Gold, Silber, mit Schwefel, Kupfer, Eisen, Blei, Mangan, Antimon und Chlorverbindungen vermengt.

Auch arbeiteten bereits etliche Mühlwerke, um diese Erze zu pochen; aber unter den damaligen Verkehrsverhältnissen konnten weder diese Minen noch Austin selbst ordentlich aufkommen. Diese Minen sind viel zu weit abgelegen, der Transport auf dem sehr coupirten und zerworfenen Terrain allzu schwierig und kostspielig.

Es mangelt an Wasser, ein Hauptbedürfniss für Minen zu exploitiren, an Holz und an jeglichem andern Baumaterial. Wenn einst die Pacificbahn sich bis dahin erstreckt und Zu- und Abfuhr billiger werden, erst dann mag sich diese Gegend nach und nach emporheben.

Nach amtlichen Aufnahmen sind die Minenergebnisse im Reese-River-District um Austin herum folgende:

Highbridge Mine. Grünes Kupfer mit Schwefelkupfer, mit kohlensaurem Kupfer und grün und blauer Blende auf Quarz.

Silbergehalt in Procenten 4,531.
Goldgehalt „ „ 0,000.

Prüfung auf Silber per Tonne (1000 Kilogramm) Erz 1709,59 Dollars.

Vanderbilt Mine (Sylver Peak und Red Mountain Company). Enthält Quarz, eingesprengt mit grünem Kupfer und kohlensaurem Kupfer, grün und blau schimmernd. Oxidirter Eisenhydrat, Flecken von Galena (Schwefelblei) und schwefelsaurem Gold und Silber.

Silbergehalt in Procenten 2,370.
Goldgehalt „ „ 0,008.

Prüfung auf Silber per Tonne 2794,08 Dollars.

Manhattan Mine (North Star Mining Company). Rothes Silber, graues Silber mit Flecken von Eisenkies in Quarz.

Prüfung auf Silber per Tonne 1365,90 Dollars.

Great Eastern Mine. Diese zeigt graues Silber, rothes Silber von Schwefelkies herrührend, graues Kupfer, Kupferkies in sehr kleinen krystallinischen Körnern, Eisenkies, Spuren von Bleiglanz im Quarz.

Silbergehalt in Procenten 9,280.
Goldgehalt „ „ 0,0025.

Prüfung auf Silber per Tonne 3498,80 Dollars.

Transylvania Mine. Weist auf schwefelsaures Kupfer mit blauem und grünem kohlensaurem Kupfer und eisenhaltigen Quarz.

Silbergehalt in Procenten 1,408.
Goldgehalt „ „ 0,000.
Prüfung auf Silber per Tonne 2794,68 Dollars.

Fisherman Ledge (Bullion Company im Reveille-Distrikt). Quarz mit Kupfer vermischt, dazwischen kleine Theile von Bleiglanz und Blende.

Silbergehalt in Procenten 4,345.
Goldgehalt „ „ 0,000.
Prüfung auf Silber per Tonne 1713,46 Dollars.

Chase Mine (Yankee Blade Company). Graues Quarzgestein imprägnirt mit schwefelsaurem Silber; gediegenes Silber, graues Silber und graues Kupfer vermengt und Kupferkies.

Silbergehalt in Procenten 6,250.
Goldgehalt „ „ 0,00025.
Prüfung auf Silber per Tonne 2365,50 Dollars.

Florida Mine. Enthält graues mit rothem Silber und grauem Kupfer auf Quarz.

Silbergehalt in Procenten 11,170.
Goldgehalt „ „ 0,0005.
Prüfung auf Silber per Tonne 4211,09 Dollars. —

Wie es mit dem Gold ergangen ist, gerade so ging es auch mit den Menschen. Mancher der wohl und heimisch eingerichtet war in den Staaten oder in Californien, verkaufte sein Heimwesen, machte alles zu Geld und zog hinauf nach der öden Nevada. So sind Tausende vom Gold- und Silberschwindel getrieben, in diese Berge gekommen und führen hier ein Leben, das nicht sehr zu beneiden ist; harte Arbeit, viel Entbehrung, trostlose Umgebung, unwirthliches Clima, wenig Genuss und viel Ausgaben. Diese Leute sind nun einmal hier und Hoffnung ist ein schön Ding, die meisten hoffen noch eines schönen Tages mit ihrem Pickel in irgend ein Silbernest hinein zu fahren, — so folgt ein Tag und ein Jahr dem andern.

Alle Lebensmittel kommen per Fuhrwerk aus Californien herauf und von Salt Lake, dem Mormonenstaat.

Sie sind darum auch sehr kostspielig. Ein Sack Mehl zu 100 Pfund kostet 22 Dollars (Fr. 110); ein Pfund Fleisch 25 Cents (Fr. 1. 25). Ein sogenannter Drink, nämlich ein Schluck Schnaps oder ein Gläschen Wein oder ein Glas Bier 25 Cents (Fr. 1. 25). In einem gewöhnlichen Boardinghouse bezahlt man wöchentlich 12 bis 14 Dollars für Kost (Fr. 60 bis 70) und eine einzige Mahlzeit 1 Dollars (Fr. 5).

In den weit vom Verkehr abgelegenen Gegenden, wie in Reese-River, wird das 25 Centstück (Fr. 1. 25) als das kleinste circulirende Geldstück angenommen, während in San Francisco 10 und 5 Cents umlaufen.*)

Zu jener Zeit waren die Leute im allgemeinen arm, das meiste Geld sah man auf den Spieltischen, sonst war wenig in Circulation. Zwei Drittheile der Leute hatten nur halbe oder gar keine Beschäftigung und die engagirten Miner wurden nur theilweise oder gar nicht bezahlt. Glücklich derjenige, der mit Proviantzetteln an die Magazine abgefunden wurde, aber nur wenige Magazine nahmen solche Zettel an; viele Unternehmer hatten auch dort ihren Credit eingebüsst. Die Krisis wurde noch durch die Greenbacks- (Papiergeld) Frage gesteigert.

In den Staaten war das Papiergeld schon längst überall eingeführt und die Geschäftswelt hatte ihre Cir-

---

*) An dieser Stelle mag bemerkt werden, dass der amerikanische Dollar hunderttheilig ist und genau übereinstimmend mit dem spanischen oder mexikanischen Peso oder Piaster, welch' letzterer achttheilig ist, so dass die halben und Viertels-Piaster mit den 50 und den 25 Centstücken übereintreffen. Der mexikanische Achtels-Piaster ist der Real, was nach amerikanischem Geld 12½ Cents ausmacht. Man rechnet in Californien und in den Territorien noch viel nach Realen, welchen man den Namen Bitt gibt, zwei Bitt machen also einen Viertels-Dollar. Ein Zehn-Centstück wird beim Publikum allgemein als Real ausgegeben und angenommen und geht unter dem Namen Shortbitt, welcher Usus bis in die Staaten hinüber spielt, wo statt dem Wort Bitt auch Shilling gebraucht wird.

culationsmittel. Dieses Papier erstreckte sich nicht allein auf Werthe von 20 Dollars, 10 oder 5 Dollars, sondern die Greenbaks vertraten auch 50 Cents, 20, ja sogar 5 Cents und als Metall blieben nur noch die kleinen Ein-Centstücke im Umlauf. Nur Californien und die angrenzenden Minenterritories wehrten sich dagegen.

Aus schon berührten Gründen erfordern die Minen der Sierra-Nevada grosse Capitalien zu ihrer Ausbeutung, welche aber jetzt von den Staaten her wie abgeschnitten waren. Die Capitalisten und Banquiers hielten die Zahlungen zurück, weil sie von einem Tag zum andern hofften in Papier regliren zu können. Niemand schloss einen grösseren Verkauf ab, weil er fürchtete mit Papier bezahlt zu werden, desshalb doppelte Krisis. Wer noch Geld hatte, der hielt es versteckt, wer keines hatte, konnte auch keines erwerben. So lagen die Leute in den Strassen herum und liessen sich die Zeit lang werden. Es wurden damals wegen der Greenbacksfragen verschiedene Monster-Meetings abgehalten, an welchen die Mehrheit entschied, abzuwarten und die fatalen Zustände lieber noch eine Zeit lang zu erdulden, als die Annahme des Papiergeldes zu decretiren.

Unser einförmiges Leben hier, so zu sagen am Ende der Welt, fand auch durch verschiedene aufregende Ereignisse Abwechslung. Eines Tages kam mit der Overland-Stage ein Passagier an, der nach den Staaten reisen wollte; wie er vom Postwagen herabstieg, wurde er vom hiesigen Sheriff abgefasst und mit den Worten begrüsst „You are my prisonner!“ (Sie sind mein Gefangener!) — Der Angeredete warf ihm einen trotzigen Blick zu, langte in die Tasche und ehe man sich's versah, jagte er sich mit seinem hervorgelangten Terzerol eine Kugel durch den Kopf und sank lautlos vor den Umstehenden zusammen. Dieser Passagier war ein Brocker (Mäkler), welcher von Virginia City mit etlichen tausend Thalern durchgebrannt war, die er eben in sein heimathliches Nest im Staate Ohio, wo seine Familie wohnte, ent-

führen wollte, als ihn in Austin der Telegraph und durch diesen der Arm der Gerechtigkeit erreichte.

Ein paar Tage später hatten wir von entgegengesetzter Richtung eine noch grässlichere Mordgeschichte. In elendem Zustande kamen von Osten her zwei unglückliche Passagiere an, welche die Nachricht brachten, dass wieder einmal die Overlandmail in der Nähe des Salt Lake von den Indianern überfallen und gänzlich aufgehoben worden sei. Conducteur und einige Passagiere wurden auf grausame Weise gemordet, nur die zwei Flüchtlinge hatten die gute Chance sich verstecken und retten zu können. Sie waren Träger einer Anzahl unzerstört gebliebener, blutbefleckter Briefe und Depeschen, die sie, nachdem die Indianer sich wieder fortbegeben hatten, an dem Orte des Schreckens und der Zerstörung aus den Blutlachen auflasen.

Die Rothhäute auf den grossen Plains zwischen den Rocky-Mountains und der Sierra-Nevada gehören meist den wilden Banden der Sioux, Kiowas, Chevans, Apaches und Comanches an. Es sind diebische, verrätherische Stämme, welche von jeher den Blassgesichtern feindselig waren und es bis zu ihrer gänzlichen Verdrängung bleiben werden. Es ist keine Seltenheit, dass durch sie die Ueberlandstrasse unsicher gemacht wird und arme Uebersiedler vom Osten her über die Prairien ziehend, denen diese weite Reise ohnehin schon Strapazen genug aufbürdet, von streifenden Indianerhorden überfallen und das Opfer ihrer Grausamkeit und Barbarei werden. Zum Schutze dieser Ueberlandstrassen hat die Regierung zwar einzelne kleine Forts in den endlosen Prairien, welche sich vom Missouri bis zu den Rocky-Mountains und von da weiters bis zu den Sierra-Nevada's ausdehnen, erstellt, und sie mit Truppenabtheilungen bemannt, wie z. B. das Fort Laramie, das Fort Kearny u. s. w., welche Posten sich jedoch den Indianern gegenüber mehr im Stande der Nothwehr als des Angriffs verhalten.

Die Rothhäute dieser grossen Plains stemmen sich

entschieden gegen alle Civilisationsversuche und müssen daher, wie man es drüben ansieht, nothgedrungen dem gleichen Naturrechte unterliegen, nach welchem auch die Raubthiere verschwinden müssen. Sie haben zu unterliegen, so weit geregelte Culturverhältnisse reichen. Man behauptet, dass so wenig man im Stande ist, den Wolf, oder die Hyäne der Art an sich zu ziehen, dass in ihnen die Blutgier nicht wieder erwacht und die Oberhand gewinnt, ebensowenig gelinge es, den Indianer der Prairien zu civilisiren und ihm Geschmack und Liebe für bestimmte Thätigkeit und die Eigenschaften eines betriebsamen Staatsbürgers beizubringen, ihn überhaupt als Arbeiter oder Landbauer dauernd an die Scholle zu fesseln. Die unverfälschte Rothhaut folgt einem unabweisbaren Zug, der sie zum freien Nomadenleben treibt. Diese Prairie-Indianer sind reichlich mit Pferden (Indianponies), mit Zelten, Fellen, Decken, Waffen und Provisionen versehen. Sie folgen den grasenden Büffelheerden im Sommer nach Norden, im Winter nach Süden. Ihr Leben und ihr Glück ist die Jagd. Für die Männer ist die weitere Arbeit etwas schimpfliches, sie fällt ausschliesslich auf die armen Weiber (Squaws), welche zu der Last der Kinderzucht noch jegliche Hantierung zu verrichten haben, um es dem Herrn Gemahl nach ihrer Art comfortable zu machen. Der kleine Krieg, der zu ihrer Verdrängung und Vertilgung ununterbrochen geführt wird, zieht sich hauptsächlich den äussersten Linien der westlichen Staaten entlang, wo gegenseitige Ueberfälle, Zerstörungen von Ansiedelungen und die damit verbundenen Gräuel sich immer wieder erneuern; dennoch drängen die Fluthen der Civilisation unablässig vor, und ihre Grenzlinie findet sich jedes Jahr wieder um eine kleine Zone vorwärts geschoben.

Die uns angrenzenden Stämme verhielten sich indess ruhig, bei ihren Jagdzügen durchstreiften sie oft unser Gebict, ohne dass dieses ihnen reiche Beute bot, sie verhandelten Decken und Bärenfelle und kauften dagegen ihre Be-

dürfnisse ein. Ihre Weiber versahen Austin mit Brennholz, das sie verkleinert in Bündeln auf dem Kopfe herbeitrugen und dafür Geld und Nahrung erhielten.

Viele von ihnen haben etliche englische Wörter aufgeschnappt, während in Austin auch viele indianische Ausdrücke bekannt sind. Sie begleiten ihre Worte übrigens mit lebhaften Gesten und können sehr gut zu verstehen geben, dass sie Hunger haben. Stets tragen die Weiber ihre Jungens mit sich; wenn sie keine Lasten tragen, in einem über den Rücken geschlungenen Tuch; haben sie aber schwere Holzbündel auf dem Kopf, so hängt das Kleine vorn an der Brust. Diese Squaws sind keineswegs ungeschickt. Zufällig traf ich einst eine solche ausruhend auf einer kleinen Erhöhung, das Holzbündel neben sich und mit ihrem Kinde spielend. Sie hatte vier kleine Steine, die sie in die Höhe warf und mit Händen und Armen auffing und wieder durcheinander spielen liess; das geschah auf eine so behende und geschmeidige Weise, wie ich es von keinem Jongleur besser gesehen habe.

Um im Westen des Felsengebirgs, wo wie gesagt die Indianerstämme weniger blutdürstig sind als in den grossen Prairien, diesem Racenkampf ein Ende zu machen und um dem von der Einwanderung occupirten Boden mehr Sicherheit zu verschaffen, hat die Staatsregierung auf dem Wege des Vertrags den Indianern gewisse Gebiete innerhalb bestimmter Grenzen zur fixen Ansiedlung angewiesen, welche als Indian-Reservation durch Superintendenten vom Staat überwacht werden. Der Staat Californien zählt folgende Indian-Reservation: Die Tule River-Reservation, mit 750 Indianern, welche im Jahre 1866 an Waizen 10,000 Bsh. und an Gerste 50,000 Bsh. zu Markt brachte. Diese Indianer legten zur geeigneten Bewässerung ihres Pflanzlandes einen Canal von 5 Meilen Länge an uud sind mit der Erstellung einer Landstrasse auf eine Strecke von 25 Meilen beschäftigt. Zweitens die Round Valley-Reservation, in welcher

700 Indianer angesiedelt sind. Im Jahre 1866 produzirten diese letztern nach amtlichen Erhebungen 6318 Bsh. Waizen, 1127 Bsh. Gerste, 8000 Bsh. Mais, 2150 Bsh. Hafer, 1500 Bsh. Kartoffeln; dazu Heu und Gartenfrüchte. Mit 30,000 hölzernen Riegeln (fence) hatten sie 2700 Acker eingezäunt. Drittens die Hoopa Valley-Reservation mit ca. 600 Indianern, welche ebenfalls Waizen und Gerste bauen und endlich die Smith River-Reservation, die auch weit über den eigenen Erhaltungsbedarf produzirt.

Gleiche Reservation bestehen in den Counties Los Angelos, Tehama, Klamath, Mendocino, Freser, eine jede ungefähr 25,000 Acker haltend. Dabei wurde sorgfältig darauf Bedacht genommen, der betreffenden Reservation jeweilen nur eine bescheidene Ausdehnung zu geben und sie von einander getrennt zu halten. Bereits ist damit bezweckt worden, wie obige Thatsachen sprechend beweisen, diese Indianer an einen bleibenden Aufenthalt zu binden und ihnen durch Erfahrung begreiflich zu machen, dass sie bei fleissiger Bebauung des Bodens eine weit bequemere und gesichertere Existenz haben, als bei dem rastlosen Herumstreifen, und so haben sich denn aus ehemaligen wilden Jägerhorden eine Anzahl friedlicher, ackerbauender Colonien in kurzer Zeit gebildet. —

In Austin habe ich mancherlei hantiert; habe in den Gruben „Gouverneur Law“ und „Victor Emanuel“, die Mr. Roberts zu beaufsichtigen hatte, gepickelt und geschaufelt, auch an der Kurbel die mit Gestein gefüllte Rindshaut mühsam aus dem Schacht empor gewunden und zwar bei Sonnenschein und Regen und bei frugalen, selbstbereiteten Mahlzeiten. Ich habe mit Mr. Roberts Tage lang an den steinigen Halden herum prospected. In unserer Cabin legten wir, wie allgemein üblich, eine Mineraliensammlung an, die mitgenommenen Handstücke wurden probirt und verglichen und Schlüsse gezogen. Wir beide zusammen entdeckten auch einst eine zu Tag liegende Ader, sie wurde in aller Form für unsere Rech-

nung geclaimt und mit dem Namen New-York Mine belegt. Wie ich später vernommen, hat Mr. Roberts im Verlaufe der Zeit einen schönen Batzen daraus gelöst und denselben für sich allein behalten. — Auch als Steinbrecher und Maurer habe ich gearbeitet. Es galt nämlich ein Steinhaus neben unserer Minercabin zu erbauen. Die passenden Steine wurden dazu weit oben auf den Höhen zusammengetragen, streckenweise herabgerollt und dann auf einen Ochsenwagen geladen und über Stock und Stein unter vieler Beschwerde herangefahren. Die Steine mussten zugerichtet, behauen und geschichtet sein und wurden mit einem Sandbrei, statt mit Mörtel, gefügt. So verstrichen mir zwei und ein halber Monat, ich hatte nicht den geringsten Nutzen von meiner Arbeit, half ich ja doch das tägliche Brod aus meinem Mitgebrachten anschaffen. In Austin zeigte sich nirgends ein ordentliches Unterkommen weder in den Quarzmühlen noch in den Amalgamirwerken, und so hielt ich mit mir Rath, ob es nicht besser sei, wieder den Wanderstab zu ergreifen, als mich hier mit Versprechungen für die Zukunft bezahlen zu lassen.

Ein Landsmann, mit dem ich öfters zusammentraf, arbeitete fleissig auf künftige Bezahlung. Doch schreckten mich die Beispiele anderer ab, die eben immer tiefer herunter statt vorwärts gekommen waren. So war ich unter andern mit einem Deutschen in Upper-Austin bekannt geworden, er war ein Hessen-Darmstädter, der studiert und eine Zeitlang zu Haus als Geometer funktionirt hatte. Später liess er sich mit seinem Bruder nach New-York übersetzen, sah sich in St. Louis um und folgte dem Nevada Excitement über die Prairien und die Rocky Mountains mit eigenem Ochsenfuhrwerk; gehörig ausgerüstet mit Mundvorrath, auch mit guter Bewaffnung und Munition. Hier nun in dem krystallinischen Gebirge vertauschte er den Cirkel mit dem Pickel und liess sich die für ihn ungewohnte Arbeit sauer werden, trotzdem ist er ärmer geworden. Ein Stück nach dem andern

seiner mitgebrachten Habseligkeiten und Ausrüstungsgegenstände kam in andere Hände. Er claimte verschiedene Baustellen, war auch Superintendent und Secretär von Minen, zu welchen aber das Geld erst noch geliefert werden sollte. —

Kurz ich zog vor dem Reese-River-District wieder den Rücken zuzuwenden, wie dies nun anstellen? —

Zur Reise mit der Post (Stage) war mein Geldbeutel nicht mehr stramm genug. Ein Pferd zu kaufen, das man für 20 bis 30 Dollars haben konnte, hatte ich stark im Sinn; denn bei der Fussreise ist man gar zu Vielem ausgesetzt und hat nebst seinen Kleidern noch Proviant und Decken mitzuschleppen. — Endlich entschloss ich mich ein rückkehrendes Frachtfuhrwerk abzuwarten, was allerdings die billigste Reiseart ist, indem man dem Teamster (Fuhrmann) das Fahrgeld zum grösstentheil durch Hantierung und Beihülfe abbezahlt. —

Mitte Juli hielt ich als Begleiter von zwei Ochsenwagen, wovon jeder mit vier Paar kräftigen Thieren bespannt war, meinen feierlichen Abzug von Austin. Ausser den beiden Teamsters hatten sich der Caravane noch zwei kräftige Miners zugesellt; unser Reiseziel war Virginia City, wohin mir mein Darmstädter Bekannter einen Empfehlungsbrief mitgab.

Auf dem Wagen hatte ich meinen Mantelsack, meine Decken und einen in Austin für 3 Dollars erhandelten Strohsack. Unser Reiseproviant bestand aus einem Säcklein Mehl, Yeast powder (eine Mischung von Weinsteinsäure und Natronbicarbonat als Hefe dienend), Thee, etwas gedörrtem Fleisch und Schiffszwieback.

So zogen wir aus der Thalschlucht, allmählig das Gebirge verlassend und näherten uns den öden Sandflächen, welche die weiten Mulden zwischen den einzelnen Gebirgszügen ausfüllen. Am ersten Abend lagerten wir am Ufer eines Bächleins, das sich in vielen Windungen mühselig dem Reese-River zuwendet. Wir jochten die Ochsen aus und liessen ihnen freien Lauf.

Mit munterem Gebrüll schnupperten sie zusammen, die sechszehn gekrönten Häupter und zogen friedlich dem Bach entlang, die spärlich sich darbietende Nahrung zu suchen. Wir hingegen machten uns auf, um dürre Stengel und womöglich dürre Reiser zusammen zu lesen und nach einer halben Stunde prasselte ein munteres Feuer unter dem an drei Stäben aufgehängten Theekessel. Die wichtigste Zubereitung unseres Mahles war der Brodkuchen. Es wird Mehl mit Wasser gemischt, etwas Yeast powder dazu gemengt und tüchtig gewirkt, dieser Teig wird dann in einer dreibeinigen Pfanne auf das Feuer gesetzt und es entsteht daraus in Zeit von circa 45 Minuten ein sehr schmackhaftes, luftiges Brod. Unser Mahl genossen wir unter traulichem Gespräche, das bei angezündeter Pfeife noch längere Zeit fortgesetzt ward; allerdings wurden auch die Geschirre gereinigt und Brennwaare für das Frühstück zusammen gelegt. Als der klare Mond über die dunkle Landschaft leuchtete, breiteten wir unsere Decken am Boden aus; über uns glänzte das Banner der Union die Stars u. Stripes in grossartigster Herrlichkeit.

Nach einem ungestörten, gesunden Schlaf rafften wir uns mit der ersten Morgendämmerung auf, ein Jeder für das Wohl unserer Caravane beschäftigt. Die einen zogen aus, um die Ochsen einzufangen und sie am nahen Bache zu tränken, die anderen bereiteten derweilen das Frühstück zu. Diese Ochseneinfängerei hatte diesmal ihre Schwierigkeit; der Leitstier, dem die übrigen Thiere auf dem Fusse folgen, musste während der Nacht irgendwo eine Schöne seiner Gattung gewittert haben und seinem Gefühle folgend, war er in hastigen Sprüngen jener Stätte zugeeilt, hinter ihm drein alle seine Trabanten. Es verging über eine Stunde bis wir ihren Spuren folgend, der Flüchtlinge habhaft werden konnten und es war schon ein gutes Stück Arbeit für den frühen Morgen, diese unbändigen Burschen zurückzubringen und unter das Joch zu beugen; desto besser mundete das Frühmahl, zu dem wir ungeduldig erwartet wurden.

Alles war nun wieder reisefertig und die Wagen setzten sich in langsame Bewegung. Da hiess es allerdings „Eile mit Weile“, denn die guten Thiere setzten eben mit aller Bedächtigkeit einen Schritt vor den andern.. Zur Abwechslung überstiegen wir zu Fuss einen der steinigen Gebirgswulste, welche stufenweise das sandige, ebene Hochland halbmondförmig umziehen.

So ging es den ganzen Tag ununterbrochen vorwärts bis am Abend. Wir konnten wegen zu spätem Aufbruch die in Aussicht genommene Station Smith-Creek nicht völlig erreichen und lagerten uns daher wieder im Freien in der Nähe von Wasser. In den Plains selbst besteht keine eigentliche Strasse, die Richtung einer solchen ist nur durch die Geleise der hin- und herfahrenden Fuhrwerke im Sande angedeutet und selbst diese Spuren werden oft von streichenden Winden verwischt. Ist letzteres der Fall, so orientirt man sich nach den Gerippen von Ochsen, Mäulern und Pferden, die am Wege liegen und auf die man alle paar 100 Schritte stösst. Denn bei diesen Zügen über die öden Plains geht sehr viel Vieh zu Grunde, theils durch übertriebene Anstrengung und Ermüdung, theils wegen herrschendem Mangel an Wasser oder wegen der schlechten Beschaffenheit dieses letztern. Wie viele dieser Thiere, deren Knochen hier zerstreut liegen, sind mit Caravanenzügen über die weiten Prairien aus den westlichen Staaten hergekommen, haben die Rocky Mountains überstiegen und mussten nun in diesen wüsten Sandflächen ihrem Schicksal erliegen.

Man hat sich viele Mühe gegeben, um diese Plains mit Stationen zu versehen. Diese Stationen können aber nur erstellt werden, wo Brunnen sich befinden; sie bestehen meist aus einem Hauptgebäude, worin Wirthschaft gehalten wird, und etlichen Nebengebäuden zur Unterbringung der Zugthiere und zur Aufbewahrung der Vorräthe. Man ist aber da sehr theuer gehalten, so dass man seine Bedürfnisse nur auf's Allernothwendigste beschränkt. An manchen Stellen, wo man solche Stationen errichten wollte,

ist man trotz der Anlegung von tiefen Schächten auf kein Wasser gestossen und sie mussten verlassen werden. Andere Brunnen gaben schwefelwasserstoffhaltige oder alcalische Wasser mit gebundener Kohlensäure, die absolut ungeniessbar sind. Wenn daher im Sommer längere Zeit kein Regen fällt und die wenigen Bäche, welche die Ruhestätte markiren, ausgetrocknet sind, ist die Reise in diesen unwirthlichen Gegenden mit ausserordentlichen Schwierigkeiten verbunden.

Am dritten Tag kamen wir bis Edwards-Creek, und am vierten bis Niddle-Gate-Station. Da mussten wir uns für 24 Stunden mit Wasser für Menschen und Vieh und auch mit Brennholz versehen, da die Ebene bis Sand Spring, die trostloseste aller, gar nichts bietet als Sand und Morast.

So waren wir nun schon bald sechs Tage auf der Fahrt, bald die Ochsen mit langem scharfgespitzten Stab aus ihrer Lethargie aufstachelnd, oder auf dem Heu im Wagen liegend, halb dämmernd, halb träumend, oder in gemüthlichem Geplauder; dann wieder Schutz suchend vor den Sonnenstrahlen, die wie brennende Pfeile auf uns herab schossen; zeitweise auch und namentlich bei Bergübergängen der Caravane voraus marschierend. Die Gegend, die wir zu durchstreichen hatten, ist wahrlich trostlos, unabsehbare, kahle Ebenen, nur spärlich von Sadgebrush (Salbei) und Unkraut bewachsen, in weitgespannten Bogen von Bergen eingeschlossen, deren Umrisse sich verworren vom Horizont abheben. Kein rauschendes Wasser, kein zartes Gräschen, keine einzige Blume auf der ganzen eintönigen Fläche. — Endlich nach tagelangem Wandern kommt man an einen Bergübergang; da findet das Aug und Herz wieder einige Labung, die zwerghaften Sadgebrush wachsen zu ordentlichen Stauden an, die Büsche wechseln mit schattigen Laubbäumen und unter diesen letztern springt lustig und klar ein erquickender Quell hervor, an dessen Rand doch frisches Grün, wenn auch keine Blumen sprossen.

An solchen Oasen wurde dann Halt gemacht und Seel und Leib erfrischt; dieser Genuss dauerte aber nur kurze Zeit, denn vom Gipfel hatte man jenseits wieder den gleichen entmuthigenden Anblick, neue, endlose und trostlose Sandebenen und glücklich immerhin, wenn man sich ungestört diesem Anblick hingeben konnte, wenn nicht der tückische Wind den Sand vom Erdboden aufwühlte und einem das Sehen und Hören gänzlich verleidete.

Auf solchem Wege gelangten wir am Ende der ersten Wanderwoche, in der wir 123 Meilen zurückgelegt hatten, nach der Station Sand-Spring. Hier entschlossen sich unsere Fuhrleute Salzsäcke als Fracht aufzunehmen, um nicht leer nach Virginia fahren zu müssen.

In der Nähe dieser Station befinden sich nämlich weite Becken, ausgetrocknete Salzseen, wo das niedergeschlagene Kochsalz in feinem Korn zu Tage liegt. Es braucht dasselbe nur eingesackt zu werden, um für den Handel bereit zu sein. Nun wurde zwischen meinen beiden Begleitern und mir ausgerechnet. Nach Virginia City hatten wir noch 75 Meilen, in Begleit der beladenen Wagen erforderte diese Strecke noch eine volle Woche. Nähmen wir aber den Weg einzig unter die Füsse, so könne er in weniger als der Hälfte Zeit zurückgelegt werden. Wir entschieden uns daher für das letztere und nahmen von unseren Teamsters herzlichen Abschied, sie und ihre Ochsen ihrem gemächlichen Gange überlassend. Um uns freier bewegen zu können, liessen wir all' unser Plunder auf dem Fuhrwerk und nahmen blos ein Säckchen mit Proviant und zwei Flaschen Trinkwasser mit, die abwechselnd von dem Einen oder Andern getragen wurden. So traten wir drei junge Leute muthig und raschen Schrittes bei eintretender Abenddämmerung unsere Weiterreise an. Am westlichen Himmel glänzte noch das Gewölke in purpurenem Schimmer, die Sonne war zur Ruh gebettet, die Luft aber noch schwül und

dumpfig; ein unheimlicher Nebel verbreitete sich über die dunkeln Hügelreihen, welche sich vor uns aufwarfen.

Ueber unseren Häuptern fing es an immer grausiger zu werden, schwere Wolken zogen sich grollend zusammen von blendenden Blitzen durchzuckt, ein schweres Gewitter drohte jeden Augenblick über uns loszubrechen; doch siehe da — plötzlich erhob sich eine Windsbraut, so wild sie je über die Becken der Nevada gestrichen. Sie ballte die dichten Wolkenmassen zu einem wirren Knäuel und rollte ihn mit rasender Schnelligkeit vor sich her. Der schwere Wolkenvorhang war vom Himmelsgewölbe hinweggezogen und das volle pausbackige Gesicht des seelenvergnügten Mondes schaute in heiterer Laune wieder auf die bange Erde herab. Der Sturm hatte auch die schwüle Spannung der Atmosphäre gebrochen und die kühlen Lüftchen, die allmählig herangezogen kamen, hoben eine ganze Centnerlast von unserer Brust.

Tapfer und unverdrossen arbeiteten unsere Beine über die Flächen und die Hügel hinweg.

So war's lange gegangen, tief in die Nacht hinein; ein Jeder sehnte sich nach Ruhe. Ein Lichtlein in der Ferne brachte uns aber bald zum Stehen. Man entschied, darauf los zu gehen, als wir näher kamen, merkten wir, dass es ein flackerndes Feuer war, um das sich eine Caravane lagerte. —

Bald erhob sich von jener Stelle Hundegebell, ein stämmiger Kerl trat uns entgegen, an seinem Riemen blitzten Revolver und Bowiemesser, er warf uns ein barsches „Que quier Usted!“ entgegen. Wir gaben uns als unschuldige Nachtwanderer zu erkennen und verblieben eine Viertelstunde mitten unter den Packsätteln in der Nähe seiner Saumpferde, mit denen der wackere Mann nach den Minen heraufgekommen war.

Nachdem wir uns mit einem Trunk Wasser aus seinem Feldkessel erlabt hatten, ging's wieder um eine Etappe weiter. — Zwei Stunden mochten verstrichen sein, ein jeder war in seine Träume und Pläne verwickelt

und still und stumm zogen wir neben einander her, da stimmte ich das Lied an:

Frisch und muthig vorwärts immer,
Wandern wir die Strass entlang,
Leuchtet uns ein Hoffnungsschimmer,
Tönt im Herzen froher Klang. —

Es fand Echo. — Lebhaftes Anschlagen von Hunden verkündete die Nähe anderer Menschenkinder; natürlich gingen wir darauf los und sahen bald die Umrisse eines grossen mit Brettern beladenen Wagens aus der Finsterniss sich abheben; darunter lagen die müden Fuhrleute in tiefem Schlaf, selbst das Gebell des treuen Wächters brachte sie nicht auf die Beine. Wir griffen sorglos nach dem Theekessel, bliesen das ersterbende Feuer wieder an und besorgten unser einfaches Mitternachtsbrod. Der Himmel hielt seine Lampe immerfort angezündet und beleuchtete mit fahlem Schimmer unser einfaches Gastmahl; unser Appetit war so eingerichtet, dass wir hell genug hatten, um mit unseren Bissen den Mund nicht zu verfehlen. Mittlerweile war einer der Schläfer erwacht und kam neugierig unter seinem Wagen hervorgekrochen. Wir liessen uns von ihm gute Mahlzeit wünschen, entschuldigten uns über das dreiste Zulangen und nahmen nach einer kurzen Rast freundlichen Abschied.

Nachdem wir noch lange wacker davon gewandert waren, röthete sich im Osten allmählig der Himmel und langsam, aber strahlend, erkletterte der stolze Helios seine glänzende Siegesbahn. Je mehr wir uns beeilten weiter zu kommen, je höher stieg er über unsern Häuptern empor und warf uns seine sengenden Pfeile in den Rücken, wir waren froh gegen 8 Uhr die Sink-Station vor uns auftauchen zu sehen. Da wurde nun Posto gefasst und ein schattiges Versteck hinter einem Heuschober aufgesucht, aber der Sonnengott fand uns vor dem Haus und hinter dem Haus und stachelte uns unerbittlich aus unserer Schlaftrunkenheit heraus. Derweil fiel der Abend ein, das Marschieren wurde wieder pro-

birt, die Gangmaschinen waren etwas lahm geworden, doch nach und nach kam der Marsch wieder in seinen richtigen Takt. Aber welche Zuversicht!

Wir waren in ein schönes Fahrwasser gerathen; unser Weg führte mitten durch einen weitverbreiteten sandigen Tümpel, stundenlang hatten wir uns durch morastigen, knietiefen Sand durchzuarbeiten; so geschah unser Vorwärtskommen nur unter grösster Anstrengung und unsäglicher Mühe. Tiefer hinein erstreckten sich zwischen den weichen Sandbänken weitere Lachen eines schmutzigen Wassers, überragt von Schilfrohr und Sumpfpflanzen und bevölkert von einer Unzahl quakender, quikender und schnalzender Frösche und Kröten. Das war ein Heidenlärm, die wüsten Gesellen sprangen uns über die Füsse oder verlegten uns den Weg, einander nachhüpfend unter unappetitlichen Umarmungen.

Da wir Durst hatten und zwar quälenden Durst, und der liebe Gott nirgends einen andern Arm herausstreckte zur Einladung zu einem guten wohlthuenden Schluck von irgend etwas Stärkendem, so nahmen wir an, was die hohle Hand dieser Wüste uns darbot und schlürften mit gierigen Zügen das wüste, lauwarme Sumpfwasser.

Doch mit unablässiger Beharrlichkeit überwindet man viel, und so gelangten wir auch aus den sandigen, schlammigen Tümpeln heraus und sahen zu unserer Freude mächtige Tannen sich vor uns in fahlem Mondlicht aufbauen. Das waren wieder einmal Bäume, wie ich sie am Reese-River nie gesehen, hochgewachsene Stämme, mit kräftigen, aufwärtsstrebenden und zurückgebogenen Aesten, reich mit langen Nadeln behangen. Längs diesem Waldstreifen treibt der Carson-River seine stillen Fluthen, oder vielmehr der Carson-River war es, der diese herrlichen Bäume an seine Ufer versammelt hat, mit ihnen noch viele langgespreizte, saftig belaubte Sträucher, die sich über die klaren Wasser ausstrecken und sich von ihnen überrieseln lassen.

Eine einfache Brücke aus rohen Baumstämmen führte uns an's jenseitige Ufer. In der Nähe dieser freundlichen Oase bemerkten wir ein Feuer aufflackern und, als wir uns demselben näherten, einen hübschen jungen Mann mit Lesen beschäftigt; er hielt Nachtwache und gehörte einer Caravane Emigranten an, welche mit ihrer Fahrhabe über die Plains gekommen waren, um sich in Californien niederzulassen und die in den nebenanstehenden, aufgefahrenen Wagen schliefen. Diesem jungen Manne leisteten wir während einiger Zeit Gesellschaft und verzehrten dabei den letzten Bissen unseres Mundvorraths. Wir wünschten uns gegenseitig Glück und bahnten uns fürder den Weg durch niedriges Gehölz, über bepflanzte Aecker und Wiesen.

„Who is there" — wurden wir plötzlich angerufen; „Strangers" war die lakonische Antwort. Es wurde uns Halt geboten, der Vorposten avertirt und bald erschien ein Soldat mit gespanntem Hahn, um uns vor den commandirenden Offizier der Hauptwache des Forts Churchhill zu führen. Es ergab sich bei dem nun folgenden Verhör, dass wir von der Hauptstrasse abgekommen waren; man escortirte uns bis zum äussersten Posten und erklärte uns die Richtung, die wir zu verfolgen hatten, um wieder auf die Strasse zu kommen.

Es mochte gegen 2 Uhr Morgens sein, der Mond schaute düster durch gebrochene Wolken herab, die grossen Strapazen der letzten Tage fingen an mich herunter zu stimmen und so schlug ich meinen beiden Kameraden einen längeren Halt vor. Damit waren diese jedoch nicht einverstanden, sondern sie meinten in fortgesetztem Zuge das noch 15 Meilen entfernte Virginia City zu erreichen und dasselbe im Sturm einzunehmen. Als wir einige Häuser trafen, gewahrte ich einen offenen Stall und etwas Heu aufgeschüttet, meine Verfassung war der Art, dass ich ohne weiteres in denselben eintrat und mich auf's Heu warf, die andern ihrem Schicksal überlassend.

Da lag ich nun sorglos in den pflegenden Armen des Hypneios etliche Stunden lang; doch als der Morgen zu dämmern anfing, schloss ich die Augen wieder auf, erfrischte mich mit einem Trunk kühlen Wassers und nahm die noch zurückzulegende Wegstrecke muthig unter die Füsse.

Ueber der Bergkette, die sich nach dem Humboldtdistrict hinzieht, brannte das lichte Morgenroth und vergoldete die jenseitige Hügelreihe des Carson-Riversgelände.

Der hervorbrechende Sonnenstrahl zündete bis tief in mein Herz hinein und brachte alle die welken, niedergetretenen Hoffnungsblüthen zu neuer Belebung. Der frohe, jugendliche Muth fing wieder an aufzubrechen, freudig pochte das Herz in meiner Brust, Sanges- und Liederlust erwachte. Aechte und unächte Lieder zu ächten und unächten Melodieen wurden laut gesungen und die Beine marschierten dazu, wie aufgeweckt durch den Klang einer Feldmusik.

„Der Herr Professor liest kein Collegium, drum ist es besser wir trinken eins rum", und mit vollen Zügen trank ich die frische Morgenkühle. „Wenn wir durch die Strassen ziehen, schauen Aeuglein grau und blaue!" — und alle die kleinen Sträucher und Gräser am Wege waren mit hellen Tropfen behangen, in denen der Sonnenstrahl flimmerte und blitzte und es war mir, als lugten mich Gott und die Welt aus ebenso vielen glänzenden Augen an und hätten mit mir zu schaffen.

In dieser glücklichen Stimmung verwandelte auch meine gehobene Phantasie die öde Umgebung und die langweiligen Halbsträucher in ein glänzendes Zauberland.

Mit munterem, heiterm Sinn
Wandernd fröhlich dahin
Jubelnd aus voller Brust
Freudiger Sangeslust. —

Aber trotz alledem und eben desswegen — war ich von der verwachsenen Verkehrsstrasse etwas abgekom-

men und ich sah mich auf einmal tief verwickelt in die eintönigen Sadgebrush und anderen Pflanzen mit eigenthümlich betäubendem Geruch, die in rothen und violetten Blüthen standen. —

Etliche Springhasen habe ich sogar in ihrem traulichen Menage aufgestöbert, die huschten in grossen Sätzen an mir vorüber und noch viel unheimlicher war mein Auftreten auf weiche Körper von kriechendem Gethier. Diese Sadgebrushplains sind voller Kröten, Eidechsen und Schlangen, worunter die Klapperschlange (Rattle snaggs) sehr häufig ist. Glücklich, wohlbehalten und ungebissen kam ich jedoch wieder aus diesem verwachsenen Boden heraus auf die Verkehrsstrasse und glücklicherweise an eine neue Station. —

Da sassen meine beiden alten Gefährten, meine Sturmläufer; etwas Ruhe hatte sich auch bei ihnen als gebotene Bürgerpflicht aufgedrängt. Wir waren nun erst recht über einander froh und lenkten alle drei aus der weiten Thalfläche in die enge theilweis wilde, felsige Six mile Canion Schlucht ein, durch die wir uns mit langem, mühseligem Steigen auf die bewohnte Hochebene emporhoben.

Mühlen klapperten rechts und links an der Strasse, die einzelnen Häuser wurden zu Gruppen, die Gruppen streckten sich zu Gassen; wir waren in Virginia City.

Wir drei nahmen herzlichen Abschied von einander, ein fester Händedruck — und Farewell! — Das war ein ernstes californisches Auseinandergehen, jeder hatte Durst und Hunger und doch fühlte ein jeder nur zu gut, dass der letzte Batzen nicht zu vergeuden, sondern zu strecken sei.

Mein Ziel war also erreicht! — aber war ich denn am Ziel hier? — Die Leute in den Strassen gingen alle unbekümmert und unbekannt, ein jeder seiner Beschäftigung nach, das machte auf mich einen fast wehmüthigen Eindruck, wie gerne wäre ich dem ersten, besten beigesprungen und hätte mich in seine Arbeit getheilt. Da

sass ich nun einige Augenblicke nachdenkend am Wege, ich hatte wohl noch ein paar Thaler in der Tasche, die betrachtete ich als letzten Retter in der Noth.

Ich dachte an die Vöglein im Felde und an die Lilien in prächtigem Kleide blühend, — und dabei kam mir aber gleichzeitig auch der klare Gedanke, die Vöglein kriegen nichts, wenn sie die Nahrung nicht suchen, und die Lilien blühen nur unter gewissen nothwendigen Bedingungen.

Ich hatte ja nun auch zu suchen, auch Bedingungen zu erfüllen; dieser consequente Gedanke raffte mich wieder auf und schon war ich unterwegs zur Pacific Brewery, an dessen Besitzer ich ein Empfehlungsschreiben hatte. — Die fand ich auch glücklich und im Besitzer derselben einen wackern Landsmann Jacob Richm aus Thun, der schaute mir in die Augen und nahm mich in seinen Dienst auf.

III. Capitel.

Virginia City. — Neue chemische Studien. — Die Pacificbrewery. — Erste Ansiedlungen im Nevadagebiet. — Kämpfe mit den Indianern. — Die Minenstadt. — Bauliches und Erbauliches. — Die Anwohner von Virginia City. — Die Teamsters. — Die Kameelcaravane. — Geschäftsgang. — Politisches. — Die Stadtbevölkerung. — Aufnahme des Nevadaterritory als Staat. — Die Präsidentenwahl. — Winterscenen in der Nevada. — Erzählungen am Feuerherd, drei Auswanderergeschichten. — Sonntagsruhe. — Weihnachtsferien. — Ein Ausflug in's Nevadagebirg. — Die Holzrancher und das Gebirgsleben. — Das Postwesen. — Ein Ausflug nach Franktown. — Der Washoesee. — Die Wellingtonlas. — Neue Ansiedler. — Das Wettboxen. — Der neue Tanzsalon. — Die Policecourt. — Die County courthouse. — Die Siegesnachricht. — Lincoln's Tod und Begräbniss. — Das Bois-River Excitement.

Ich habe da Gelegenheit gefunden, meine chemischen Studien von einer für mich ganz neuen Seite zu erweitern. Riehm vertraute mir die Wirthschaft an und so wurde ich bald ein Meister in der Mischung aller der amerikanischen Drinks, die da heissen Brandy, Whisky, Gin-Cocktails, Jerry-Gobblers und aller der beliebten, üblichen Punschsorten. —

Eine amerikanische Bar sieht einer Apotheke nicht unähnlich, mit ihren vielerlei Flaschen und Fläschchen aller Gestalten und Formen, langhalsige und zusammengedrückte, die sämmtlich mit glänzenden Etiquetten geschmückt sind. Vorwiegend sind jedoch Whisky, Brandy und Gin, welche bis in die geringsten Schnapsbuden herabsteigen, und die dort meist verfälscht, sowohl mit

unschuldigen als mit gesundheitswidrigen Beimischungen dem Publikum ausgeschenkt werden. — „Come let us take a drink", ruft der immer durstige, doch stets nüchterne Amerikaner, der in die Whiskyflasche verliebte Irländer, der naturalisirte von jeher Schnaps vorziehende Norddeutsche, oder der an seinen Cognac gewöhnte Franzose oder endlich der für seinen Raffino oder Aguardiente eingenommene Spanier und Mexicaner.

„Come, let us take a drink, boys!" Und um den Counter drängen sich ungestüm die wilden Kameraden und bestürmen den Barkeeper mit ihren Wünschen und Forderungen.

Der eine ruft nach Brandy-Cocktail, der nach Whisky-Skait, ein dritter nach Pommen-Jerry, ein vierter nach einem der vielen Bitters, die unter den Lieblingsgetränken eine grosse Rolle spielen und da heissen California-Wine-Bitters, Hofstetter-Bitters, Hufland-Bitters, Bonekamp-Bitters, Browns-Bitters u. s. w. Mit allen diesen Sorten muss eine gute Bar versehen sein. Dann kommen die Weine, worunter der Californiawein den ersten Platz verlangt, namentlich derjenige von Los Angelos und Annaheim, der meist von emigrirten welschen Schweizern, aus der Waadt und aus Neuenburg, sorgfältig gebaut und gekeltert wird, und der auch in der Weinkunde sich bereits einen guten Namen erworben hat. Californischer Wein geringerer Sorte wird an den südwestlichen Ausläufern der Nevada gebaut; es ist der sogenannte Bergwein von Auburn bis Marysville. Dazu kommen die bekannten französischen Weine, auch Rhein- und Moselwein und der brausende Champagner, worunter natürlich viel unächte Waare, namentlich stammen die Schaumweine eher von den Apfelbäumen aus Oregon, als aus den Kellern der Champagne. Um auch den Temperenzlern und Ladys zu genügen, bietet die Bar eine ebenso grosse Varietät an Syrups und kohlensauren Wassern, wie Limon-, Gome-, Raspberry-Syrup, Sodawater, Selters, und die verschiedenen Sarsaparillagetränke.

Nun kommt erst das Gerstengebräu, wie Ale, Porter und das ächte deutsche Bier, welch' letzteres sich immer mehr im Lande einbürgert. Anfänglich haben die Amerikaner die Deutschen vielfach wegen ihrem Biertrinken aufgezogen, aber der kühle Labetrunk fand in ihren von gebrannten Wassern vertrockneten Kehlen immer mehr Eingang, und Mancher, der früher gegen die hohen Bierstiefel seinen Spott ausgoss, lässt sich's nunmehr hinter solchen recht behaglich sein.

Ich habe der Temperenzler erwähnt, die über ganz Nordamerika und somit auch über Californien verbreitet sind; es sind dies Mitglieder einer Gesellschaft, die sich das Verbot des Genusses jeglichen alkoholischen Getränkes, Bier inbegriffen, auferlegt hat.

Bei der Gründung dieser Gesellschaften mag allerdings eine gute Absicht vorgeherrscht haben, aber in der praktischen Ausübung ist die Sache nicht so glänzend, als sie es zu sein verspricht; es erzeugt dieser Zwang eine Menge Heuchler, die im Geheimen ihrer Lust fröhnen und dann gegen Aussen um so augenfälliger den Schild der Enthaltsamkeit aushängen. So ist mir mancher Temperenzler vorgekommen, der unter den raffinirtesten und gesuchtesten Ausflüchten und Vorwänden sich alkoholische Getränke angeeignet und zwar von den allerstärksten, wie Absynth u. s. w., und bei dem dann die Wirkung dieser vorgeblichen Medicin sich in allen Stadien des Rausches um so ekelhafter bemerkbar gemacht hat. Temperenzler, denen die Heuchelei fremd blieb, erschienen mir als langweilige, pedantische Burschen, denen die rechte Frische und überhaupt der Schneid fehlte, welcher sonst die Amerikaner auszeichnet; und so kommt mir vor, es sei gescheidter, wenn sich ein Jeder sein eigenes Gesetz macht und seinen Grundsätzen treu bleibt, Gottes Gaben fröhlich geniesst mit und ohne Alkohol und dabei stets bei gutem Verstand bleibt; — zu wenig und zu viel verdirbt alles Spiel. —

Riehms Brauerei steht einige hundert Schritte von der Stadt entfernt, mit der Vorderseite stösst sie an die Landstrasse und zwar beim Angelpunkt, wo zwei frequentirte Strassen sich vereinigen, um nach der Gigersgrate, nach dem Trucgne-River und weiter nach Californien zu führen. Von der Hinterseite geniesst man eine weite Aussicht in das tiefe Thal und nach den umliegenden Hügeln. Schräg gegenüber am Fusse des Cedar Hill liegt die Wohnung Mr. Gigers, des Erbauers und Eigenthümers der vortrefflich angelegten und gut unterhaltenen Bergstrasse, die seinen Namen führt.

Die meisten Strassen in Californien und in den Territories werden von einzelnen Unternehmern oder von Gesellschaften auf eigene Rechnung hergestellt, wogegen ihnen zum Voraus die Berechtigung zum Bezug eines Weggeldes auf eine Anzahl Jahre eingeräumt wird. Der Staat kommt dadurch auf eine billige Art zu Strassen, und die Unternehmer finden im Abtrag des Weggeldes, das für Fuhrwerke auf längere Strecken für eine einzelne Fahrt auf mehrere Dollars ansteigen kann, meistens ihren guten Nutzen.

Etwas entfernter befindet sich das Sierra-Nevada-Mining-Work und um dasselbe herum erblickt man eine Anzahl verlassener Wildcates, umgeben von Minercabines, von Deutscheu, Irländern und Amerikanern bewohnt. Hinter der Brauerei erhebt sich qualmender Rauch, welcher der Mariposa- und der Landsmill entsteigt, die das Quarz der umliegenden Minen zermalmen.

Mein Prinzipal, Freund Riehm, war eigentlich von Haus aus nichts weniger als Brauer; er hatte in seiner Jugend die Handlung gelernt, arbeitete später einige Jahre in einem Seidengeschäft in Lyon, ging von da nach den Staaten, liess sich als Kaufmann nieder und trieb einen ausgedehnten und einträglichen Handel in Schweizer-Artikeln. Als die Kunde der Auffindung der Goldlager die Gemüther erhitzte, folgte er dem Strome

nach Californien und etablirte sich als Hôtelbesitzer in Sacramento City, wobei er sehr prosperirte.

Später aber, als sich das berüchtigte Washoe- und Virginia Excitement anhob und mit dämonischer Macht in allen Köpfen spuckte, da folgte er wiederum dem neuen Zug über die schneeige Nevada, aus dem fruchtbaren und gedeihlichen Küstenland in das öde, rauhe, unfruchtbare Hochplateau und seine reichlich erworbenen Capitalien versenkten sich mit gar vielen andern in die Katzenlöcher im Washoedistrict, aus welchem die sechsspännigen Wagen mit lauter Gold und Silber herausfahren sollten, aus denen aber, — oh grausame Enttäuschung — von den unverdrossenen Miners meist nur wildes Gestein herausgeholt und mit ihren Schubkarren an die Schuttkegel rings herum angeschüttet wurde. Später kam ihm in den Sinn eine Brauerei zu errichten und nun ist er mehr oder weniger glücklicher Brauer, mit einem soliden kupfernen Kessel der 900 Gallonen (1600 Litres) fasst und den er mit beträchtlichen Kosten aus San Francisco über die Berge bezogen hat. —

Der Washoedistrikt, der seinen Namen von dem früher hier hausenden Indianerstamm gleicher Benennung geerbt hat, fing erst mit den sechziger Jahren an von der weissen Race bevölkert zu werden. Einige Pionire waren um diese Zeit in die von den Washoe- und Pints-Indianern noch eingenommenen Landstriche vorgedrungen und entdeckten die ersten silberhaltigen Quarzadern und dabei zufällig eine Mine, die gegenwärtig noch unter die ergiebigsten gezählt wird, nämlich die Gould- and Curry-Mine, nach dem Namen ihrer Entdecker. Dieser Erfolg führte zu weiteren Forschungen und auch zu weiteren Auffindungen. Die Zahl der Prospectors mehrte sich, Speculanten in grosser Menge folgten ihnen auf dem Fusse und so erhob sich bald eine gewaltige Bewegung in ganz Californien für das Silberland im Washoedistrict. Von San Francisco und allen grösseren Plätzen Californiens drängte ein Zug Auswanderer den andern

über die schneebedeckten, wilden Sierras; es fehlte noch an jeglichem Communicationsmittel, mancher erlag unterwegs den übermenschlichen Strapazen bevor er die Passhöhe des Gebirges erreichte.

Zu dieser Zeit zählten aber die Stämme der herumstreifenden Rothhäute noch eine erhebliche Anzahl guter Krieger und mit scheelem Auge wurde von ihnen dieses Eindringen in ihr Gebiet angesehen. Bald führte ein Ereigniss zum ersten Zusammenstoss, der mit einem Kampf auf Sein und nicht Sein endigte. Etliche Irländer hatten sich an anmuthigen aber schwachen Squaws vergriffen, es kam dies zur Kunde ihrer Gatten, diese verschworen sich zu blutiger Rache. Im Geheimen wurde alles dazu vorbereitet und als sie sich stark und gerüstet genug fühlten, brachen sie plötzlich von allen Seiten los und machten auf die eingedrungenen Weissen eine erbitterte Jagd. Es war eine grässliche Metzelei, — Schuldig und Unschuldig wurde das Opfer ihrer Grausamkeit. Für den Augenblick behaupteten sie die Oberhand, aber bald sammelten sich die Weissen wieder und unterstützt von den Militärgrenzposten und einer grossen Zahl neuer Einwanderer bedrängten sie ihrerseits die Indianer und verfolgten sie mit einem Nachdruck, der ihnen bald den ungeschmälerten Besitz des Landes sicherte. Zum grossen Theil wurden die Rothhäute ausgerottet und die andern nordostwärts verdrängt.

So wie die weissen Einwanderer festen Fuss fassen konnten, wurde auch mit amerikanischer, man darf noch mehr sagen, mit californischer Energie an den Werken der Civilisation gearbeitet. Ueber das Gebirge wurde eine Kunststrasse gebaut, Ansiedelungen erhoben sich, Städte wurden gegründet und so fand ich bereits im Monat August 1864, als ich mich in Virginia niederliess, eine ansehnliche Stadt, regelrecht gebaut, mit über 18,000 Einwohnern, die im Verlauf von weniger als drei Jahren aus dem kahlen Erdboden herausgewachsen ist und zwar an derselben Stelle, wo im Anfang dieses Decenniums noch

der Washoeindianer sein Zelt aufschlug und seine Jagden hielt. Der Mittelpunkt, um welchen sich Virginia gereiht hat und dem es auch seine Gründung verdankt, sind die dortigen Minen silberhaltigen Quarzes, dessen Hauptader sich oberhalb der Stadt dem Hügel entlang hinzieht, an welchen letztere amphitheatralisch angebaut ist.

Die hervorragendsten dieser Minen sind ausser der bereits erwähnten Gould- and Curry-Works, die Yallow-Jaket, die Actien derselben oder nach der dortigen Ausdrucksweise „die Füsse" waren damals schon bis auf 2000 Dollars das Stück gestiegen; dann folgen die Overman-, Ophir-, Chollar-, Potosi-, Mexican- und Bötcher-Mines, die in einer Schnur fortlaufen und deren Actien sich täglich in den grösseren Zeitungen angezeigt finden. Diese Minenwerke geben der Stadt ein höchst eigenthümliches und pittoreskes Aussehen. Ein jedes derselben bildet eine an den Berg anlehnende Terrasse, auf welcher die Gebäude mit den zur Excavation der Gänge und Schachte dienenden Dampfmaschinen thronen. Ringsum diese Terrassen hangen grosse Schuttlager, welche sich durch das aus den Eingeweiden des Berges geholte Material täglich erweitern und die von unten aus gesehen sich wie mächtige Bastionen ausnehmen. Dabei ist die Einrichtung getroffen, dass die guten Erze ebenfalls nach der Strasse zu angeschüttet werden, um ihren Auflad und Weitertransport nach den Stampfmühlen möglichst leicht zu machen.

Die Schächte einzelner Minen haben schon eine beträchtliche Tiefe, z. B. die Gould- und Curry-Mine eine solche von über 800 Fuss, und tiefer und tiefer geht es Tag und Nacht, Sonntag und Werktag ohne Unterlass. Zwar gibt es auch Werke genug, welche ihre Arbeiten von Zeit zu Zeit einstellen müssen, da der Erfolg ein höchst ungleicher ist, und bei welchen es dann stets wieder neuer Assessments (Zuschüsse) von Seite der Actieninhaber bedarf, um wieder ein Stück weiter gehen zu können. Oft muss der Actionär lange Geduldsproben

bestehen und tief in die Tasche langen, bis er endlich seine Hoffnungen erfüllt sieht, oft kommt er auch bei der hartnäckigsten Geduld zu gar keinem Resultat.

Gerade einige hundert Schritte von uns entfernt befand sich ein solches Etablissement. Ein schönes Gebäude, der Sierra-Nevada-Mining-Company angehörend, erhebt sich da dominirend über die unten durchlaufende Canion, an welche schon ein gewaltiger Schuttkegel anlehnt. Die Schachte gehen bereits über 300 Fuss tief und von solchen aus laufen seitwärts verschiedene Triften etagenweise in horizontaler Richtung, wie Fangarme in das Gebirge aus, aber die Hauptader, nach welcher nun schon seit Jahren gesucht wird, ist noch unentdeckt. Wohl sind an einigen Punkten kleinere bauwürdige Stellen getroffen worden, wo nutzbares Erz gefördert wurde, aber jedesmal hat die Ader wieder nachgelassen, sobald man glaubte, sie angegriffen zu haben, während tausend Schritte davon entfernt Concurrenzgeschäfte mitten im Butter sitzen. — An die Minenwerke reihen sich die Stampfwerke oder Amalgamirmühlen an, deren Dampfkamine hoch in den Himmel ragen und die ohne Unterbrechung bei Tag und bei Nacht ihre Rauchsäulen über die junge Stadt verbreiten. Es gibt einzelne dieser Mühlen, die bis 60 Stempel in Bewegung setzen, unter denen der harte Quarz unermüdlich zermalmt und bis zu Pulver klein gemacht wird. — Sämmtliche Dampfmaschinen werden mit Holz geheizt; die Steinkohle ist noch nicht bis über die Nevada gedrungen.

Virginia City ist planmässig angelegt. Seine Strassen laufen gradlinig und parallel den Hügel hinan in der Richtung von Nordost nach Südwest und diese werden rechtwinklig von horizontal laufenden Strassen durchschnitten; letztere sind demnach terrassenförmig über einander gebaut. Die aufsteigenden Strassen sind mit A anfangend, nach dem Alphabet benannt und die horizontalen nach Nummern, einzelne tragen auch besondere Namen. Welch' ein greller Unterschied zwischen dem

Entstehen und der Anlage unserer alten europäischen Städte und dem Verfahren in diesen neuen Ansiedlungen! Während bei erstern, Jahrhunderte lang, Sinn und Unsinn gemüthlich waltete und daraus enge und verschrobene Verhältnisse hervorgingen, die oft für alle Zukunft die Stadtanlagen verdorben haben; während man dafür besorgt war die Städte mit Mauern und Gräben abzuschliessen, und sie recht eng, finster und dumpfig zu machen, so dass spätere Generationen nur mit unendlicher Mühe und Kosten Luft, Licht, Wasser, Gesundheit und Reinlichkeit in solche zu bringen vermögen: so geht man in Californien gerade auf's Ziel los; die Strassen werden planmässig ausgesteckt, grosse Plätze frei gehalten, die Wasserquellen bis in weite Entfernungen von Wassergesellschaften geclaimt und gefasst. Die Leitungen werden in den ganzen Strassenplan eingeführt, so dass man das zum Bauen nöthige Wasser an Ort und Stelle schon zur Hand hat und solches mit in das Gebäude für alle Stockwerke aufnimmt. Sofort entstehen Gascompagnien, die ihre Leitungen überall hinverzweigen. Man sorgt vor Allem für Raum, für praktische Circulation, für Wasser und Licht und für bequeme Abfuhr der Abfälle.

Diese neugegründeten Städte sehen nett und einfach aus. Viele Häuser sind aus Holz erbaut. Die Strassen sind breit und überdies auf beiden Seiten mit hölzernen Trottoirs von 8 bis 10 Fuss Breite versehen, auf denen die Bewohner circuliren, während die Strassen selbst dem Verkehr der Fuhrwerke überlassen sind. Wo die Strassen sich kreuzen, werden die Trottoirs durch breite eingelegte Planken (Crossings) gegenseitig in Verbindung gebracht. Die Hauptplätze zieren Kirchen, verschiedenen Secten angehörend. Virginia City besitzt zwei Theater, worin das Publikum Unterhaltung findet; ferner Regierungs- und Gerichtsgebäude für die Stadt und das County, grosse Geschäftshäuser, Banken, Gas- und Wassercompagnien, Waarenlager und Kaufläden mit allen nur wünschbaren Artikeln versehen; Buchdruckereien, welche mehrere

Zeitungen liefern. Dazwischen Gasthäuser, Restaurationen, Conditoreien, Cafés, grosse Kosthäuser und Brauereien, nach dem Geschmack und dem Geldbeutel eines Jeden reicher oder einfacher eingerichtet.

Der Hauptverkehr zieht sich durch die C Strasse, in welche einerseits die Landstrasse einmündet, die nach Silbercity, Goldhill, Carson und von da weiter nach Californien führt. Auf der entgegengesetzten Seite zieht sich eine zweite Hauptroute in Schlangenwindungen über den Bergrücken, nördlich über Galena nach Californien. Mitten durch die Stadt bergabwärts führt der Weg nach den mehr westlich gelegenen Minenplätzen der Humboldt- und Reese-Riverdistricte und die Ueberlandstrasse nach den Rocky-Mountains. Auf dieser Strasse bewegt sich ein sehr lebhafter Verkehr; täglich treffen Posten ein. Die Fahrt nach dem 370 Meilen weit entfernten San Francisco kann bei Benutzung von Post, Eisenbahn und Steamer in 48 Stunden zurückgelegt werden. Grosse Fuhrwerke „Mountain Schooners“ genannt, bewegen sich nach allen Richtungen und bringen die nöthigen Lebensbedürfnisse in die steinige, unfruchtbare Gebirgsgegend.

Virginia City ist schon oft von Feuersbrünsten heimgesucht worden, wie übrigens alle die in Holz erstellten Städte Californiens und der angrenzenden Territories. — Es ist sogar sprichwörtlich geworden, dass ein guter Platz sich nur dadurch bewähre, wenn er schon mehreremale abgebrannt und wieder neu aufgebaut sei. — Etwas Richtiges liegt allerdings daran, jeder neue Aufbau bringt neue Fortschritte der Civilisation und der Hablichkeit, die neu aufgebauten Häuser werden immer schöner und solider. So ist auch Virginia City durch die vielen Brände immer stattlicher geworden. Die Bretterhütten und Holzbaracken wurden aus dem Centrum verdrängt, die Haupttrassen bereichern sich immer mehr mit soliden Backstein- und Steinbauten. Die Kaufleute beziehen zum Schutz ihrer Waaren sogenannte fire-proof-buildings, die aus Backstein und Eisen construirt sind.

Die grossen Minenwerkstätten, die geschmackvoll erbauten Kirchen sind ebenfalls aus Backsteinen aufgeführt. Der Brick (Backstein) ist auch das bequemste Baumaterial, mit dem man am schnellsten vorwärts kommt, man braucht da nicht lange erst zu hämmern und zuzurichten. Der Bricklayer, der ein specielles Gewerbe daraus macht, legt mit flinken Fingern Stein auf Stein, so dass die Bauarbeit unter seinen Händen ungemein rasch emporwächst. Ein geübter Bricklayer setzt im Tag bis 1000 Stücke auf und zwar richtig im Blei und ganz solid und kunstgerecht nach den Vorschriften des Planes.

Es ist schon erwähnt worden, dass Gas und Wasser durch alle Strassen gehen; aber öffentliche Brunnen auf Markt und Strassen, wie bei uns, wo die Mägde aus den Nachbarhäusern sich zusammenfinden und mit ihrem Redefluss dem in ihre kupfernen Züber herabplätschernden Wasser Wette halten, über Stadt- und Hausgeschichten sich ergiessend — gibt es in Virginia für ein und allemal nicht.

An diesen von Waldungen entblössten Berghalden kommt leider das Wasser nur sehr spärlich vor, obschon dasselbe für die Bearbeitung der Erze einen absolut nothwendigen und unersetzbaren Factor ausmacht und so wird auch sehr sorgsam damit umgegangen. Jede Quelle, jedes Bächlein auf Stunden weit in der Runde ist schon längst von Compagnien geclaimet, die das Wasser in soliden Leitungen in ihre über der Stadt angelegten Reservoirs einführen und von da aus die Gewerke aller Art und die Haushaltungen gegen gute Bezahlung versorgen. Diesen Compagnien ist jedoch auferlegt bei Feuersgefahr das Wasser gratis abzugeben und ihre eigenen Reservoirs zu diesem Zwecke gefüllt zu halten. —

Jeder fest angesiedelte Einwohner versieht eine öffentliche Charge, entweder ist er Geschworener, oder Mitglied eines militärischen Freicorps oder er ist Pompier.

Diese letztern sind gut eingeschult und zweckmässig ausgerüstet. Als Uniform tragen sie rothe wollene Hemden und Lederhelme. Ueberall sind Dampfspritzen in Anwendung, die durch Locomobile getrieben werden, wenn der Wasserdruck nicht genügt, um die Anwendung von Hydranten zu gestatten. Die Locomobile werden dann bei Feuerallarm unter schrillem Gepfiff durch die Strassen gefahren. Ueberhaupt ersetzt die Dampfpfeife die Glockensignale. Des Morgens früh vor 6 Uhr geht der Höllenlärm schon los; wie aus einem Munde pfeifen alle die hundert Dampfmaschinen der Minen- und Amalgamirwerke zur Tagwache und zum Schichtenwechsel. Mittags 12 und Abends 6 Uhr ertönt das gleiche ohrenzerreissende Concert. Das ist allerdings eine schlechte Neuerung gegenüber der heimathlichen Abendglocke. — Im Monat August hatten wir einmal innerhalb 24 Stunden fünfmal Feuerallarm und eines der Quartiere ist dabei sehr übel mitgenommen worden. Aber speculativ wie die Leute hier sind, haben sie sofort die rauchenden Schutttrümmer entfernt und 24 Stunden nachher war der freigewordene Raum bereits von einem Circus eingenommen, die Clowns machten dort ihre Sprünge und Spässe, bevor nur der Boden abgekühlt war. —

Ich habe bereits der vortheilhaften Lage unserer Pacificbrauerei Erwähnung gethan, mir war dadurch Gelegenheit geboten den Verkehr dieser Bergstadt mit allen seinen Eigenthümlichkeiten näher zu beobachten. In früher Morgenstunde kamen vor allem Andern die Fleischwagen, auf welchen das Ochsen-, Schaf- und Schweinefleisch in appetitlicher Weise geschichtet, aus den Schlachthäusern nach der Stadt geführt wird. In allen Städten Californiens und der Territories, so klein sie immer sein mögen, werden die Schlachthäuser wenigstens eine halbe Meile weit vom Orte entfernt am fliessenden Wasser aufgestellt. Dort wird das Vieh geschlachtet, abgehäutet, ausgeweidet und nur das geniessbare Fleisch in die Stadt gebracht. Grössere Metzger

halten Depots in der Stadt, woselbst von den kleinern der tägliche Bedarf in ganzen Stücken bezogen wird, welche letztere dann den Detail bis zu einzelnen Portionen besorgen. — Diese Detailmetzerei bequemt sich dem Begehren des Publikums in sehr praktischer Weise an, so dass ein Jeder sein beliebiges Stück verlangen kann ohne Knochen und ohne sonstige Zugabe. Dieses Verfahren dürfte für viele europäische Städte nachahmungswürdig sein und würde in sanitarischer Beziehung gute Dienste leisten; abgesehen von der Annehmlichkeit, das erste Nahrungsmittel gut und appetitlich zu erhalten und vom Blut und allem Schlächtereiunrath befreit zu sein.

Nach den Fleischern treffen die Milchleute ein, um ihren Morningbitter zu verschlucken. Diese Milchleute haben in der Regel schon eine Fahrt von etlichen Meilen zurückgelegt und beeilen sich nun ihre Waare frisch und schnell anzubringen. Gewöhnlich fahren die Meister selbst, da es sich bei ihnen darum handelt die Leute zu befriedigen und auch das Geld gehörig einzubringen. Die Milch führen sie in grossen blechernen Kannen, deren eine jede 2 bis 4 Gallonen hält und welche so eingerichtet sind, dass je zwei in einer Hand getragen werden können. Diese Milchranchers halten eine Anzahl Kühe von 20 bis zu 60 Stück und lassen solche durch ein paar tüchtige Melkerburschen verpflegen. Aber unter einer solchen Milchranch denke man sich ja keine freundliche Sennerei mitten im saftigen Grün gelegen und von blumigen Wiesen umgeben; nein, es sind blos eingehegte Grundstücke von etlichen Acres Ausdehnung mit sandigem, steinigem Boden, auf welchem die Kühe matt und faul herumliegen zwischen den dürren holzigen Halbsträuchern der eintönigen Sadgebrush, welche die ausschliessliche Vegetation bildet. — Das Futter besteht meist aus Heu und Stroh, das der Milchrancher zu theuern Preisen anschaffen muss, da es ihm aus Californien über die Nevada zugeführt wird, auch verwerthen sie gerne

das Malz und die Brauereiabfälle, die sie in den Städten einhandeln. Gewöhnlich werden diese Kühe nur etwa während einem Jahr in diesen Ranches gehalten und nachher wieder in's Waidland über die Berge zurückgetrieben. —

Man hat zwar versucht in der Nähe von Virginia Grasranches anzulegen am Carson-River, in einer Entfernung von 8 bis 9 Meilen und auf der gegenüberliegenden Seite am Truegne-River, in einer Entfernung von etwa 12 Meilen. Diese Versuche sind jedoch mit sehr grossen Auslagen verbunden und ihr Erfolg noch nicht gesichert; sollte das Resultat ein günstiges sein, so bringen sie zweifältigen Nutzen, einmal einen directen durch guten Absatz und einen indirecten, noch schätzenswertheren durch die Cultur dieses gegenwärtig öd und brach liegenden Landes. —

Vor der Stadt befinden sich grosse Heumagazine (Hayyards) mit geräumigen Hofplätzen, in welche nach vollendeter Heuernte im californischen Wiesenland die mächtigen Heufuhren einfahren. Das Heu wird am Versandtort mittelst hydraulischer Pressen zu grossen, viereckigen, zweizentnerigen Ballen verpackt. Der Verkauf geschieht dann in diesen Magazinen ballenweise, auch in kleineren Parthieen; in diesem Falle werden die Ballen mit guillotineartigen Messern halbiert und geviertheilt. Bei der grossen Masse von Zugthieren, die überall im wiesenlosen Nevadaterrain gehalten werden, spielt die Heuzufuhr und der Heuhandel eine grosse Rolle.

Der grossen Fuhrwerke oder Mountainschooners habe ich schon öfter Erwähnung gethan, aber es gebührt sich auch auf die wackern Leute, die solche halten und führen aufmerksam zu machen. Es wird freilich eine Zeit kommen, wo die Locomotive das Bindeglied zwischen den einzelnen Districten und Ortschaften sein wird, und wo dann diese Fuhrwerke wieder in's Dunkel der Vergangenheit zurücktreten; aber vorerst und noch auf lange Zeit sind sie das einzige Medium, welches die Existenz

der grossen Bevölkerung aufrecht erhält, die ostwärts der Nevada in den unwirthbaren, krystallinischen Gebirgen und den dazwischen liegenden Sandflächen zerstreut ist. Das Leben dieser Teamsters ist eine unaufhörliche Kette von Ermüdung und Entsagung. Bald sind es die Gefahren der wilden Gebirgswelt, die sie zu bestehen haben, namentlich wenn der Winter kommt mit seinen Schneestürmen und jedes Vordringen völlig zur Unmöglichkeit macht. Bald sind es die Schrecken der weiten, öden Sandflächen, die im Sommer dürr und ausgetrocknet sind und wo Menschen und Vieh stündlich der Untergang droht. Dann kommt wieder die Regenzeit, welche die Strassen überschwemmt und erweicht, so dass oft die Räder ihrer Fuhrwerke bis zur Nabe einsinken und die Wagen mit Pickel und Schaufel herausgegraben werden müssen. Diese Leute gehen bei mässigem Verdienst und ebenso mässiger Nahrung ihren Weg unverdrossen mit Geduld, Muth und Ausdauer durch Regen und Sonnenschein, Schnee und Nebel meist bis an's Ende ihrer Tage. Es geniessen darum auch diese Teamsters allgemein eine gewisse Achtung und sie wissen sich solche namentlich dadurch zu erhalten, dass sie mit der Ausführung der ihnen ertheilten Aufträge sehr pünktlich sind und das ihnen anvertraute Gut richtig abliefern.

Ein besonderes und auch sehr wichtiges Gewerbe ist das der Holzfuhrleute, die meist auch Eigenthümer der Waare sind, die sie führen. Die einen speculiren auf Brennholz, die andern auf Bretter; ersteres wird auf weniger weite Distanzen geführt, letztere auf hunderte von Meilen. Wie es kleinere Unternehmer hat, die nur Fuhren besitzen, so gibt es darunter auch sehr grosse, welche eine bedeutende Anzahl von Fuhrwerken nach allen Richtungen hin im Gang erhalten. —

Da die Transportfrage für das Nevada-Territory von so ausserordentlicher Wichtigkeit ist, wurde namentlich für den Uebergang der Sandsteppen, in denen stets so

viele Ochsen und Maulesel elendiglich zu Grunde gehen, die Einführung des Cameels als Wüstenschiff versucht, und so wurde unter Leitung und Mitwirkung der Regierung ein grosser Transport dieser Lastthiere aus Aegypten bezogen. Mir war die Sache vollkommen neu; um so mehr war ich überrascht, als eines Tags von Gigersgrate her eine Caravane von etwa 40 Stück schwer bepackter Cameele mit ihren Führern daher kam und unfern unserer Brauerei Halt machte. Die guten Thiere liessen sich auf ihre Kniee nieder und sanftmüthiglich liessen sie sich von ihren enormen Packsätteln befreien. Es muss ihnen jedoch auf dem steinigen Boden nicht sehr behagt haben, denn gar fürchterlich sperrten sie ihre Mäuler auf und gähnten wie die Langweiligkeit selbst mit anhaltendem Stöhnen in die weite Welt hinaus. Eines dieser Thiere ging über Nacht zu Grunde und wurde an Ort und Stelle verscharrt. —

Zu meiner Zeit noch organisirten sich in Virginia City fernere zwei Cameeltreiber-Compagnien, welche den Transport von Waaren nach Plätzen jenseits den Deserts bewerkstelligten; sie arbeiteten nach dem Reese-River, nach Sand-Spring und nach den Humboldt-Mines. Für die Gebirgsübergänge sind diese Thiere jedoch nicht geschaffen, weil da ihre weichen, fleischigen Füsse leicht Schaden nehmen; desshalb sucht man solche auch möglichst zu vermeiden; hingegen leisten sie in den sandigen Ebenen, wo die Frachtwagen bis an die Achsen einsinken, vortreffliche Dienste.

Leider lag das Geschäft in Virginia City, als ich dort ankam schon sehr darnieder und die Zeiten wurden von Tag zu Tag schlimmer. Die nämlichen Ursachen, die das Geschäft in Austin so weit herabbrachten, haben auch in Virginia Handel und Wandel brach gelegt und unter der ganzen Bevölkerung vom reichen Banquier bis herab zum einfachen Minenarbeiter lebte alles in grosser Bestürzung. Erstens hatte sich im Allgemeinen die Speculationslust für das Minengebiet von Virginia wesent-

lich abgekühlt und manche angefangene Werke geriethen wegen Mangel an Zuschüssen von auswärtigen Actieninhabern gänzlich in's Stocken; andere sanken sehr im Werth. Füsse die noch vor wenigen Monaten 100 und 200 Dollars galten, konnten um einen Thaler eingekauft werden. Das Prospectiren war in Stillstand gerathen, weil neue Unternehmungen keine Theilnehmer fanden. Allerdings spielte die Greenbacksfrage bei alledem sehr ungünstig mit. Aus den Staaten war die Capitallieferung wie abgeschnitten und die Capitalisten in Californien behielten ebenfalls ihr Geld in den Cassen, zusehend wie sich an der Westküste die Greenbacksfrage entwickle und überhaupt welche Wendung und welchen Ausgang der unglückselige Krieg in den Staaten nähme.

Die vielen Leute verschiedener Classen, die in den stillgestellten Werken beschäftigt waren, ebenso diejenigen, welche zum Prospectiren verwendet wurden, liefen arbeits- und brodlos herum und man musste Gott danken, wenn man ein sicheres Plätzchen hatte. Alle die Kosthäuser, Trinkhallen und grössern Vergnügungsorte waren an Werth gesunken. Die meisten Handelsgeschäfte stockten oder waren nach californischem Ausdruck am Aufbrechen (am Bankerott machen). Man macht sich keine Vorstellung, wie tiefgreifend eine so intensive Krisis, wie die damalige, in das Leben einer so jungen Stadt einschneidet, wo kein von früher angehäuftes Capital sich vorfindet und wo alles vom augenblicklichen Verdienst und auf dem darauf beruhenden gegenseitigen Zutrauen abhängt. Dieser Druck wirkte auch sehr ungünstig auf die Löhnungen im Allgemeinen.

Der Lohn der Bergleute stand früher auf 4 Dollars per Tag, er war nun stufenweise heruntergegangen bis auf $2^1/_2$ Dollars, damit wollten sich die Leute nicht zufrieden geben, zumal die Lebensmittelpreise eher stiegen. Eine Anzahl Unzufriedener verweigerte die Arbeit, sie rotteten sich zusammen und zogen mit Musikbanden und mit der Glorious Flag of the Union von Werk zu

Werk, doch erzielten sie nichts dabei und die Vernünftigern kehrten bald wieder zum Broderwerb zurück.

Die Gemüther der Leute waren überhaupt in grosser Aufregung über eine Anzahl wichtiger politischer Fragen, die wie das Schwert des Damokles über dem Nevada-Territory hingen. Erstens standen die Wahlen für das ganze Territory-Government vor der Thür, zweitens war man des Congressbeschlusses über Aufnahme des Territoriums als Staat gewärtig und drittens war die Erneuerung der Präsidentenwahl für die sämmtlichen Staaten in naher Aussicht. Das schwirrte nun kunterbunt durch die Köpfe; die einen zogen nach links, die andern nach rechts und alle socialen Verhältnisse waren von Grund aus aufgewühlt. —

Der 7. September sollte sich zu einem grossen und bedeutungsvollen Tag gestalten, indem auf solchen die Wahl sämmtlicher Staatsbehörden für das Nevada-Territory vom County Marshall bis zum Polizisten und Watchmen anberaumt war. —

Die meisten Werke und Magazine waren geschlossen und das Volk, wenig an's Feiern gewöhnt, durchwogte die Strassen.

Schon mehrere Wochen vorher standen die verschiedenen Namen der Wahlcandidaten und die Wahllisten der verschiedenen Parteien in den Zeitungen. Annoncen zur Genüge von solchen, die sich selbst für dieses oder jenes Amt empfahlen, unterstützt von diesen und jenen Freunden. Am bestimmten Tage waren an mehreren Orten der Stadt, in der Nähe der Wahlbureaux der Wards oder Quartiere Rednerbühnen aufgeschlagen. Wagen fuhren in der Stadt herum von mit Bändern geschmückten Pferden gezogen und mit grossen Anzeigen versehen, auf denen die Namen der Vorgeschlagenen prangten; alles war darauf berechnet, das Volk in Bewegung zu bringen.

Zuerst schritt man zur Wahl der Bureaux, wie dann von einer Anzahl Wähler ein Name ausgerufen wurde

und der Ausgerufene sich auf die Tribune durchgearbeitet hatte und anfing seine Rede zu halten, so begann die Menge zu pfeifen, zu schreien und zu toben, bis er nicht mehr durchdrang und unter allgemeinem Halloh heruntersteigen musste.

Seinem Nachfolger, der noch mit lauterer Stimme zu harangiren anfing, worin übrigens die Amerikaner grosse Virtuosität besitzen, ging es um kein Haar besser. Man hörte von einem etwas entfernten Standpunkte nur einzelne Knallworte durch das Brausen und Wogen der Menge durchschlagen, aus denen man sich keinen Zusammenhang machen konnte. Es war weder Ernst noch Würde in der Sache. Die rohen Gesellen gefielen sich aus dem Wahlgeschäft einen Fem (Spass) zu machen. Von der sehr anstrengenden Arbeit losgebunden, missbrauchten sie den Augenblick Freiheit, der ihnen zur Erfüllung ihrer politischen Pflichten geschenkt war. Sie regten sich durch den Genuss geistiger Getränke auf, der Ernst ging verloren und kehrte sich in wilde Ausgelassenheit um.

Welch' ein Contrast zwischen diesen chaotischen Volkskundgebungen und einer schweizerischen Landsgemeinde, wie sie z. B. im freundlichen Appenzellerländli abgehalten werden, wo einem das Herz im Leibe lacht und einem die Augen vor Andacht übergehen ob dem feierlichen, ehrwürdigen Ernst und wo ein beseligender Frieden über der grossen Versammlung waltet. Allerdings besteht ein sehr grosser Unterschied in der Beschaffenheit und Zusammensetzung der Betheiligten. — In der Schweiz, wo die Bürger schon seit Jahrhunderten die Freiheit geniessen und in geordneten, einfachen Verhältnissen auferzogen sind — und dort in der rauhen Wildniss, die mehr oder weniger verwitterten Männer, reiche und arme, welche vom Schicksal herumgeschüttelt, bald hier, bald dort ihr Glück versuchen, die ungezähmt und ungezügelt, stets nach freier Willkür eigenmächtig handeln und sich in keinerlei Schranken halten; die bald

dieses Geschäft treiben, bald jenes, bald mit harter, anstrengender Arbeit sich durchschlagen, bald wieder den befrackten Herrn in den Städten vorstellen. — Ja, die Wildheit oder mit mehr Milde ausgesprochen, die gewaltige Energie dieser californischen Typen geht durch ihr ganzes Wesen hindurch. Beim Arbeiten sind sie gewaltig und unermüdet, oft unter den bittersten Entbehrungen und Unbilden, die sie mit frischem Muth ertragen. Im Unternehmen sind sie kühn und schrecken vor keiner Gefahr und keiner Rücksicht zurück. Sie treiben ihre Geistes- und Körperkraft auf die höchste Spitze. Man sehe nur einen solchen Boy, wie er sein Pferd tummelt; wie er das muthige Thier in's Feuer hetzt, und mit ihm bergauf und bergab über Steine und Morast, wie der brausende Wind dahinrast. Gelangt er an's Ziel, so ist er der Knecht seines Thieres, pflegt es mit einer Treue, einer Sorgfalt, die uns fremd ist, gönnt ihm Ruhe und gute Nahrung bevor es ihm nur einfällt an sich selbst zu denken.

Unser Wahltag war verfehlt, schliesslich kam es noch zu Stadt und Land zu tüchtigen Prügeleien, hie und da wurde der immer bereite Revolver am Riemen unter dem Rockschoss hervorgehoben und abgebrannt, was auch zu des Landes Sitte und Uebung gehört. Zu meiner Verwunderung aber habe ich nicht vernommen, dass dabei irgend jemand schwer verwundet worden ist. Ueberhaupt dient der vielberüchtigte Revolver mehr als Abschreckungsmittel und wird zumeist in die blaue Luft abgefeuert, um Respect einzuflössen; trotz der Treffsicherheit der Amerikaner hört man selten von Mord und Verwundungen und es sind die falschen Gerüchte, die hierüber in Europa cursiren, in das Reich der Fabel zu verweisen.

Nun trat eine Zeit ein, wo ein wichtiges Ereigniss das andere drängte. Am 31. October des Jahres 1864 kam die erfreuliche Nachricht, das Nevada-Territory sei als Staat in die grosse Union aufgenommen und ein

Stern mehr funkle im Feld der Unionsflagge, in welcher die Sterne die Staaten und die Streifen die zugehörigen Territories bezeichnen. Rollender Kanonendonner, der an den crystallinischen Bergen ringsum wiederhallte, verkündigte diese erfreuliche Nachricht den Bewohnern Virginia's und seiner Umgebung. Es war ein freudiges Aufjauchzen aus der politischen Gedrücktheit und aus dem sonstigen Elend. Man hoffte wieder auf die Rückkehr besserer Zeiten, auf geordnete Zustände und auf Verringerung der Steuern. Natürlich zog die grosse politische Aenderung einen vollständigen Regierungs- und Beamtenwechsel nach sich.

Kaum waren diese Wahlen abgespielt, so trat eine neue Lebensfrage an die Leute heran, nämlich die Erneuerungswahl des Präsidenten der Union, für welche zwei ganz entgegengesetzte Ansichten vorherrschten.

Die Ersten, die Black-Republicans, waren für die Wiederwählung von Lincoln, sie hatten die Meinung: lieber jetzt ganz ausgekehrt mit dem Sonderbund und die Sclavenfrage zu Boden gekämpft; um keinen Preis einen faulen Frieden und verquarkte Zustände für die Zukunft. Die andere Partei, die Peace-Democraten oder Broomrangers waren für Mac Clellan, sie wollten eine Verständigung mit dem Süden und Frieden um jeden Preis. Jede Partei suchte nun so viele Stimmen zu werben als möglich und dazu wurden alle Mittel in Bewegung gesetzt. Eines Abends veranstalteten die Broomrangers einen grossen Umzug. Die Spitze bildete ein vollständiges Musikkorps, hinten drein kamen peacedemocratische Staatsmänner, dann die Mitglieder von verschiedenen Clubs, Associationen, Arbeitervereinen; jede Abtheilung mit ihren Fahnen und Flaggen, alle vier Mann hoch geordnet. Sie trugen Transparente, Inschriften, Fackeln, Lanzen, auch Besen als Symbol der Wegschaffung der jetzigen Zustände. Zu beiden Seiten geleiteten den Zug berittene Führer mit breiten Echarpen nach den Unionsfarben geschmückt und lange Degen

oder Marschallsstäbe emporhaltend. Eine Menge Volk war aus umliegenden Ortschaften herbeigekommen, um diese Demonstration mitzumachen, es kamen Zuzüge von Goldhill, von Silbercity, von Dayton, von American-Flat, von Flowery, aus der Sixmile Canion, alle geordnet und mit Corporationsinsignien versehen. Die Häuser der Gleichgesinnten waren geschmückt und Abends illuminirt. Beim Zug durch die Strassen wurden dann an solchen decorirten Häusern von unten herauf und von oben herab lebhafte Zeichen des Beifalls und ermunternde Zurufe zum Heil des „Little Mac“ manifestirt. Nach vollendetem Umzug trat die Menge zur eigentlichen Volksversammlung zusammen. Redner traten auf und sprachen lebhaft für ihre Sache, dieses Mal war der Souverain vernünftig, die Versammlung fand einen würdigen Verlauf und nach Schluss derselben vertheilten sich die Leute gruppenweise in die verschiedenen öffentlichen Locale. Nicht die mindeste Opposition, noch irgend eine Störung geschah von Seite der Blackrepublicans.

Etliche Abende später hielten die Lincolnianer ihren Umzug und suchten die Demonstration der Broomrangers durch massenhaftes Auftreten Wett zu machen, indem sie auch ihrerseits ihre Stärke und ihre Gesinnungstüchtigkeit an den Tag legen wollten. Es marschirten nun andere Leute durch die Strassen, andere Fenster waren geschmückt und beleuchtet, andere Stimmen jauchzten und andere Hände klatschten den Durchziehenden ihre Beifallsgrüsse und diese schrieen ihr „Hip, Hip, Hep — Hurrah dem Old Abe“ mit voller Begeisterung zu. Auch diese Manifestation verlief in ruhiger und würdiger Weise. Ein Jeder gab freimüthig und öffentlich seine Meinung kund, ohne dass er dafür von irgend Jemanden belästigt wurde. Das Resultat der Wahlen ist weltbekannt, ebenso seine Folgen, und man wird es mir um so weniger verargen, wenn ich aus der Politik und ihren Kundgebungen nun wieder zu meinem bescheidenen Wirkungskreis zurückkehre.

Die Gunst oder Ungunst des Schicksals hatte etwelche Veränderung in meine Lage gebracht, ich war bei der Verminderung des Personals in der Brauerei zum eigentlichen Brauer avancirt. Zwar hatte ich mir nicht träumen lassen, als ich noch als Polytechniker allabendlich mein schäumendes Bierglas mit kritischem Blick gegen die Gasflamme hielt, um zu untersuchen, ob das Gebräu auch die richtige Färbung habe, dass dermaleinst meine Chemie in die Praxis der Gerstensaftbereitung übergehen werde. Ich habe mich aber ganz gut darein gefunden.

Wir waren auf's Spätjahr. nun unserer vier Mann zur Verrichtung aller vorkommenden Geschäfte, früher war allerdings das doppelte Personal dagewesen; aber wie das Geschäft flauer ging, so hat der Boas (der Meister) oder wie man ihn sonst nannte the Oldman (der Alte) die andern entlassen. Es galt nun sich tüchtig zu rühren.

Man hatte die Gerste einzuthun uud im Malzkeller aufzuschütten, das Malz zu wenden. zu dörren und zu mahlen. Die Malzmühle war durch eine Transmission mit dem angrenzenden Amalgamirwerk in Verbindung gesetzt; man hatte also blos den Riemen umzuhängen und sie klapperte lustig drauf los. Gebraut wurde damals nur einmal die Woche, dann mussten die Geschirre wieder alle blank gescheuert, die Werkzeuge in Ordnung gestellt und auch das Bier in grössere und kleinere Fässer abgezogen werden.

Die Americaner nehmen alles deutsche Bier für Lagerbier; dieses Lagerbier ist jedoch in der Regel nur einen Monat alt und geht bei ordentlichen Zeiten unter der Hand weg. Uebrigens wird das Bier in zwei Sorten abgegeben, als Flatbeer und als Steambeer; beide stammen jedoch vom gleichen Sud und ihre Verschiedenheit entsteht erst beim Einfüllen in die Fässer. Das Flatbeer ist das gewöhnliche Schenkbier. Das Steambeer, das in kleinerem Quantum bezogen wird, erhält

beim Auffüllen eine Beimischung von jungem Bier aus dem Garbottich und zwar als ersten Einlass in die Fässer. Dieses junge Bier verarbeitet sich dann mit dem Flatbeer und bringt solches in gewaltige Gährung. Beim Ausschenken werden die Gläser bis zu einem Drittheil mit Steambeer angefüllt und der Rest mit Flatbeer, welche Mischung dem Gast ein klares thätiges Bier mit zartem, milchweissem Schaume liefert.

Schon frühe war der Winter angebrochen; im October hatten wir den ersten Schnee, der unser Hochland mit einer knietiefen Decke überwarf, dieselbe wurde jedoch durch den abwechselnd eingetretenen Regen übel zugerichtet; dennoch zogen zu jener Zeit gar viele unglückliche Leute von einem Orte zum andern über die Bergstrassen. Die Zeiten hatten sich in geschäftlicher Hinsicht nichts weniger als gebessert, die Krisis überzog wie eine ansteckende Seuche einen District nach dem andern. Die Einen brachen aus unserem kahlen Gebirgsland auf und zogen nach dem wärmeren Californien, wo allerdings die Lebensmittel billiger sind; Andere kamen von Californien herüber und behaupteten, dass dort nichts zu machen sei. Dazu strömten immer noch Viele aus den Staaten herüber, um dem Krieg und dem Elend zu entfliehen, und zwar nicht nur einzelne Männer, sondern ganze Caravanenzüge mit Familien, bald waren es Nord-, bald Südländer und alle berichteten von den grossen und schweren Leiden, die über die Republik gekommen seien.

Mein guter Meister hatte auch am allgemeinen Missgeschick seinen Theil zu tragen, es gingen ihm einige seiner besten und grössten Kunden zu Grunde, das Bier, das er geliefert, war getrunken, aber die Kassen leer. Glücklicherweise konnte er's aushalten, anderen erging es schlimmer. Vor nicht ganz einem Jahre waren in Virginia zwölf kleinere und grössere Brauereien thätig und jede hatte vollauf zu thun. Nun war die Hälfte davon umgestürzt und die aufrechtgebliebenen ar-

beiteten nur mit schwachen Kräften. Man schränkte sich ein.

Eines Tages hiess !es, unsere beiden Gäule, die schönsten Thiere in ganz Virginia, der Stolz unserer Brauerei, müssten über den Winter nach dem Westen in's Waidland; das that mir in der Seele weh, denn ich hatte diese beiden wackern Pferde liebgewonnen. Allerdings musste in den damaligen Zeitläuften in Betracht gezogen werden, dass ein Pferd in Virginia mindestens einen Dollars per Tag Unterhalt koste, und so kam denn an einem schönen Morgen der Pferderancher mit einem Trupp Kuppelpferde vor unsere Thür. Ich habe dann die guten Thiere aus dem Stall herausgeholt und mit nassem Auge Abschied von ihnen genommen, wie von zwei lieben Freunden. Lange habe ich ihnen nachgeschaut, wie sie die Windungen an der Gigersgräte hinauf getrieben wurden, und auch die armen Gäule haben oft den Kopf umgewendet nach ihrer alten Behausung.

Ja, der Winter liess sich hart an; der kalte Nord pfiff manchmal sehr unheimlich um unsere Holzhütte und durch unsere Kammern, dann entluden sich zur Abwechslung wieder schwere Schneemassen über Haus und Hof und Kälte, Schnee und Nässe halfen mit das Geschäft zu erschweren. Wenn ringsherum Stein und Bein gefroren war, sah es in unserer Brauerei nicht sonderlich anmuthig aus, was man anrührte war mit Eis überzogen und mit Eiszapfen behangen, selbst die Hosen am Leibe waren gefroren und schlotterten einem um die Beine, wie wenn sie aus Tannenholz zusammengeschiftet gewesen wären. Damit uns das Bier im Keller nicht gefriere, mussten wir einen Ofen hineinsetzen. Eine noch grössere Fatalität begegnete uns; trotz aller angewendeten Sorgfalt fror die Wasserleitung ein. Wochenlang haben wir daran herumgegraben und alles Mögliche probirt, aber sie war für den Augenblick nicht in Stand zu stellen, weil mehrere Röhren zerplatzt waren. Da uns noch obendrein die Pferde mangelten, so musste eben der

ganze Haushalt, Herr und Brauer, sich aufmachen um unter grossem Mühsal das Wasser in Fässern herbeizuschleppen.

Jeden Tag um 6 Uhr früh whistelten uns die Dampfpfeifen der angrenzenden Amalgamirmühlen aus dem Schlaf; das war unsere Morgenlerche, dann ging's an's Werk und an die Bereitung des Frühstücks. Allerdings schmeckte der Kaffee und das saftige, rings den Teller überragende Beefsteak nicht übel und brachte die eingefrorenen Lebensgeister wieder in die gehörige Verfassung. Um die Mittagszeit hatte man seinen Lunch und um 6 Uhr wieder ein festes Essen. Wenn nichts besonderes vorfiel, so wurde nach 6 Uhr nicht mehr gearbeitet. Man setzte sich dann gewöhnlich im Barroom um den grossen eisernen Ofen herum, jeder mit seiner dampfenden Friedenspfeife; meist gesellten sich noch etliche Deutsche aus der Nachbarschaft zu uns und dann erzählte ein jeder, wie er in der Welt herum gekommen, was er alles Schönes und Arges gethan und erlebt, oder es wurde gekannengiessert über die zunächst liegenden Verhältnisse, über den noch immer wüthenden Bürgerkrieg und über die alte Heimath im fernen Osten. So haben wir uns jeweilen auf die Abende gefreut; die Unterhaltung war oft sehr lehrreich. Aus verschiedenen Erzählungen dieser Leute zeigte sich wie in gar manchen Köpfen, schon von jung an, ein dunkler Trieb nach der Ferne spukt, der mit dem Aelterwerden je länger je mehr sich entwickelt und durch diese oder jene Veranlassung gesteigert wird. Immer mehr überwuchert er alle andern Gedanken und Empfindungen, bis am Ende bei irgend einer Veranlassung der Strick reisst und dann der Marsch in die weite Welt angetreten wird. Aber einmal dort — dann fangen auch meistens die Enttäuschungen an, dann werden Vergleichungen mit der Heimath angestellt und mit den früheren Verhältnissen und es fällt dann gar oft das Urtheil zu Gunsten von dem aus, was man früher unerträglich gefunden und von dem man

mit Auswerfen von vielem Geld sich losgerissen und abgeschnitten hat. Da kämpfen sie herum, die Burschen, und versuchen sich bald in Diesem, bald in Jenem, stets in der Hoffnung doch einmal das Glück zu erjagen und auf einen grünen Zweig zu kommen. Nach und nach gewöhnen sie sich an das unstäte Leben, die Freiheit der Bewegung und die ungebundene Lebensart in den neuen Ansiedelungen wird ihnen zur zweiten Natur, sie hören auf an Verwandte und Bekannte zu schreiben und leben von der verlassenen Heimath getrennt, ohne eigentlich eine neue gefunden zu haben. Viele würden immerhin nach etlichen Jahren des Herumziehens und der Enttäuschung gerne wieder heimkehren, aber das hat seine Mohren, das kostet Geld, ja sehr viel Reisegeld. Man sagt freilich das ist bald erworben, wenn man aber Thaler einnimmt, so gibt man auch wieder Thaler aus, und letzteres geht sehr leicht und sehr schnell von statten. Dann hat's auch wieder solche, die wirklich ein kleines Kapitälchen zusammengerapst haben und mit dem festen Entschluss sich einzuschiffen und heimzukehren, den Weg nach der Küste einschlagen. In den grossen Städten gerathen sie jedoch in die Hände von Schwindlern und Spielern, die recht eigentlich auf solche Leckerbissen fahnden; sie wollen dann noch schnell ihr Sümmchen verdoppeln, aber ehe sie sich recht umsehen, ist Alles wieder fort und dem armen Teufel bleibt kaum so viel übrig, um mit knapper Noth wieder über die Berge und in seine alten Minenlöcher zurückzukommen.

Bei unserem Abendcirkel war der alte Sauerkraut-Hannes ein besonders willkommener Gast; er stammte aus Rheinbaiern und hiess Wolf. In seiner Jugend hatte er etwas französisch gelernt, auf das er als Deutscher besonders stolz war, obschon durch den Verlauf der Zeit und die Verschleppung dieser Sprache durch all' den amerikanischen Jargon die Ausprägung seiner Worte kaum mehr als französische erkennbar war. Dieser gesprächige Alte, der trotz langjährigem Streben und

Arbeiten, es nicht höher gebracht hatte als bis zum Sauerkrauthändler, hatte uns immer viel vom Städtchen Nauwoo im Staat Illinois zu berichten, wo er einige Jahre als treuer Jünger des französischen Socialisten Cabet verbrachte. Mit vieler Begeisterung erzählte er, wie die grosse Gemeinde unter dem ehrwürdigen lieben Vater so einträchtig und so glücklich gelebt habe; wie die Mitglieder eines für das andere gearbeitet und gewirkt, wie sie in sehr geräumigen Sälen gemeinsam ihre Tagesmahlzeiten hielten, alle das gleiche Brod, das gleiche Fleisch, denselben Wein brüderlich theilten. Wie die liebe Jugend der Gemeindegenossen oft zur allgemeinen Unterhaltung die hübschesten Schauspiele, Comödien und Tänze aufführte und es eine wahre Freude gewesen sei, der frischen, wohlgeübten Knabenmusik zuzuhören. Wie in Nauwoo jene ikarische Gemeinde die philosophischen Ideen über ein vollkommenes sociales Leben in's praktische Leben übergetragen und dabei eine Zeitlang wahrhaft glückliche, frohe und kummerfreie Tage genossen habe. Es wollte den Anschein nehmen, als könnten durch die Uebung philosophischer Principien, durch das Darbieten spiritualistischer höherer Genüsse die Verschiedenheit der Individualitäten ausgewischt werden, welche sich nach Gottes und der Welt Ordnung überall ausprägt, und es wäre ein Mittel gefunden, um die gegenseitige Zuneigung und Abstossung der verschiedenen Charaktere zu besiegen, um die vielen verschiedenen Familien in eine einzige zu vereinigen. Tausende blickten erwartungsvoll auf die Lösung dieses Problems und alle Sorgfalt war darauf gerichtet die Anstalt so lang im Wachsthum und in ihrem Blühen zu erhalten, bis durch die, der Jugend ertheilte, natürliche und geistige Auferziehung ein neues Geschlecht herangezogen sei, das dann unter Abstreifung des alten Adams und durch edles harmonisches Zusammenwirken ein höheres Culturleben zur Entfaltung bringen werde, in dem sich dann ein vollendeteres, glücklicheres Dasein festzuwurzeln vermöge.

Aber leider, fuhr unser Sauerkraut-Hannes mit Thränen in den Augen fort, ehe dieser schöne Plan seiner Reife entgegenging, traten bei einzelnen ikarischen Jüngern die alten sündlichen Neigungen und Gewohnheiten wieder hervor; Ungehorsam, Neid, Verdächtigungen, Unzufriedenheit, welche das ganze künstliche Gebäude verrätherisch untergruben, so dass es wieder kläglich in sich zusammenfallen musste. Der gute, alte Cabet, der ehrwürdige Stifter und Leiter der Anstalt, wurde mit Undank überschüttet und am Ende von seinen Jüngern verjagt. — Er starb in St. Louis, wohin er sich geflüchtet hatte, arm und in voller Verzweiflung über den Fall seines Werkes, für das er seine volle Kraft und sein ganzes Leben verwendet hatte. Etliche dreissig Gebäulichkeiten mit vielem Mobiliar und Geräthschaften aller Art, welche der Anstalt angehörten, wurden an Steigerungen verschleudert und die Jünger trennten sich und gingen auseinander, der eine hierhin, der andere dorthin.

Unser erster Brauer, ein Badenser, war im achtzehnten Altersjahr mit seinen Eltern zur Zeit der badischen Revolution ausgewandert. Er zog mit ihnen nach dem Westen, wo sich die Familie in dem damals neuentstandenen Städtchen Galena im Staat Illinois niederliess und dort eine Milchranch übernahm. Später als der Vater einiges Vermögen erworben hatte, baute er eine Brauerei, die er mit gutem Erfolg betrieb. Wie schon der Name Galena es errathen lässt, ist dieses Städtchen im Bereich von Minen entstanden, es sind auch dort einige sehr ergiebige Bleierzwerke in Betrieb gesetzt worden. Das Erz wurde damals von englischen Gesellschaften an Ort und Stelle gegen baare Münze angekauft, so dass mehr Sovereigns cursirten als americanisches Geld; und da diese Bleierze sehr silberhaltig waren, so machten auch die Gesellschaften ein gutes Geschäft.

Aber auch hier zeigte sich wieder das sprechende Beispiel, dass keine Lotterie, kein Spiel im Stande ist die Leidenschaften dermassen anzuschüren und zu ent-

zünden, wie die edle Erzgräberei. Es zeigen sich wie in allen Minenländern hie und da lockende Spuren von vielversprechendem Mineral, die einen führen geraden Weges mitten in den Schooss der Fortuna, andere auf Nebenwege. Wenn nun solche Spuren zu Tage liegen, so benebeln sie die heissen Köpfe der Speculanten, da wird in den Tag hinein darauf los gefahren und sehr oft wird mit Hintansetzung aller Vernunftgründe eine Menge erspartes Geld in wildes Gebirg gelegt. Während Einzelne sich bereichern, gehen neben ihnen eine Menge Leute physisch und moralisch zu Grunde.

Ein würdiger Sohn von Green Erin soll auf folgende Weise zu seinem Glück gekommen sein. Er hatte sich eines Samstags Nachts in der Schenke verspätet und wie es scheint seine Zeit dort nicht übel verwendet, denn wie er hinaustrat in die finstere Nacht, so drehte sich die ganze Welt in wildem Schwirren um ihn herum und er hatte Mühe da mitten drinn seinen festen Standpunkt zu bewahren. Der Weg nach seinem Heimwesen blieb seinen benebelten Augen verschlossen und so tappte er lange in verkehrter Richtung umher und verwickelte sich am Ende dermassen in seine eigenen Schlangenlinien, dass er plötzlich den Boden unter den Füssen verlor, liegen blieb und einschlief. Als er am folgenden Morgen aus tiefem Schlaf erwachte und sich da vereinsamt fand, auf fremdem Gebiet, da kam ihm der Gedanke, ein Engel Gottes hätte ihn da hinaus geführt, mitten in's blumige Feld und das sei sicher zu seinem Glück geschehen. Er machte sich die Stelle wo er geschlafen sicher, fing an zu graben, unverdrossen Tag und Nacht und kam in nicht langer Zeit auf ein sehr lohnendes Bleilager. Mancher soll nachher versucht haben es ihm nachzumachen, die Leute beduselten sich, liessen sich in dunkler Nacht irgendwo hinplumpen und gruben dann den folgenden und viele folgende Tage nach und verloren da ihre Zeit und ihr Geld.

Unser Brauer kam dann nach St. Louis in die Me-

tropole des Westens, wo die Leute nicht durch Goldgraben, sondern durch sonstige Arbeit reich werden und die Stadt in Aufschwung bringen; aber auch da gönnte ihm sein Wandergeist keine Ruhe und keine Rast; er musste hinüber über die weitgestreckten Prairien und das Felsengebirge nach Californien und dann auf Umwegen wiederum in die Nevada. Seine Ersparnisse stecken in einem Bündel lumpiger Minenfüsse, die ihm keinen Deut einbringen.

Einen dritten, ein Schwabe von Geburt, nannten wir nur den Chicago, wo er lange gewohnt und wo noch all' sein Sinnen hing. Dieser war der Militärpresse entwischt; zum zweitenmal hatten sie ihn eingehoben, doch jedesmal wusste er sich wieder herauszuheben, ehe das Detachement abging. Das zweitemal dachte er, jetzt geht's dir an die Kehle und darum nahm er den Weg gleich unter die Füsse und zog ebenfalls durch's Mittelland hierher. Er war eine treuherzige deutsche Seele, ach wie wäre er so gerne in dem so glänzend entstandenen, herrlich emporgekommenen, am Michigansee gelegenen Chicago geblieben, aber der Krieg, vor dem hatte er einen gewaltigen Respect. Hier in dem rauhen Virginia wollte es ihm gar nicht behagen, er wurde krank vor Heimweh und unter Schmerz und Jammer hat er einmal gebetet — Ach Du mein lieber Gott, Du wirst doch dei Schwäbele hier nit sterben lan. — Er ist darum auch nicht gestorben. Ueberhaupt starben zur Zeit sehr wenig Leute, es findet das seine natürliche Erklärung darin, weil die Bevölkerung meist aus jungen Leuten und Männern vom kräftigsten Alter bestand; Kinder, Greise und Weiber waren dagegen in grosser Minderheit.

An den stillen Sonntagen wurde bei uns alles fein säuberlich aufgeräumt und blank gescheuert, und wenn sonst nichts Dringliches oblag, setzte man sich in der Gesellenstube auf sein Bett und hielt grosse Musterung über die Kleidungsstücke. Da fand sich immer Arbeit,

bald wurde ein Hosenbein geflickt, bald ein Rockärmel frisch eingesetzt, bald hatten die Schuhe oder die langröhrigen Stiefel eine Reparatur nöthig, dieses Alles wurde wieder in tragbaren Zustand gebracht. Da ist eben Jeder sein eigener Diener, man weiss nichts von zuthunlichen Hausmägden oder gefälligen Nätherinnen, die auf ein gutes Wort sich zu einem guten Dienst herbeilassen. Zu dieser Arbeit wurde erzählt und geplaudert und ein guter Kine-ke-nick verknastert. Dieses Kine-ke-nick ist ein Tabaksurogat, das man im Staat Virginia aus den Blättern einer Weidenart bereitet, und welches in den Bergen und in Californien mit Vorliebe geraucht wird. Sehr verbreitet ist auch der Blocktabak oder Natural Leaf, zu welchem die gebeizten Tabakblätter stark gepresst werden und dann in viereckigen Tafeln in Handel kommen.

Am Nachmittag wurden die schwarzen Röcke und der übrige Staat aus den Kisten hervorgeholt — mein Mammuthkoffer war mir derweil glücklich von San Francisco über die Berge zugeführt worden. — Das alltägliche wollene Hemd wurde mit blankem Linnen vertauscht, der Hut schön ausgebürstet und dann ein Gang nach der Stadt unternommen. Man stattete Besuche ab beim Kanonenbill in der Virginia Brewery, beim Pappendeckel in der Bavaria Brewery, beim Bottle Georg in der Washington Brewery, beim Schwaben-Christ in der Philadelphia Brewery oder beim Nasenjäck in der Union Brewery. Jeder führt da seinen besonderen Spitznamen. Abends war man wieder zeitig zu Haus und da versammelte sich die ganze Nachbarschaft. Wenn das Wetter mild genug war, draussen im klaren Mondschein vor dem Keller auf Bierfässern und Holzblöcken gelagert, und freute sich der Rundsicht über die weltausgebreitete Canion und die gegenüberliegende Berg- und Hügelreihe. Man scherzte, lachte und sang dazwischen ein deutsches Lied. Ich tauschte da meine Studentenlieder gegen eine Anzahl älterer Gesellenweisen um und fand auch an Letztern mein Ergötzen.

Weihnachten kam heran und ganz unverhofft bin ich dazu gekommen Festferien zu machen. — Ich habe schon erwähnt, dass wir draussen vor der Stadt wohnten, so bildete unsere Brauerei das Absteigequartier vieler Umwohner, die nach Virginien kamen, um ihre Verkäufe und Einkäufe zu machen und für welche wir auch die Ablage besorgten. Da kamen eben vor Weihnachten zwei Boys vom Lande herangeritten, mit denen ich schon seit einiger Zeit bekannt geworden war, und stellten ihre Pferde und Mäuler bei uns ein. Als sie wieder aufbrachen und ich ihnen beim Satteln und Aufpacken ihrer Thiere behülflich war, drangen sie in mich, diesmal mitzukommen und die Festtage bei ihnen zuzubringen. Da mein Meister nichts dagegen hatte, war ich gleich bei der Hand, schnürte mein Ränzel und bestieg die mir angebotene Käthi, eine sehr muthwillige Mauleselin und trabte mit den beiden Reitern von dannen. Wir verfolgten anfänglich die Strasse von Gigersgrate. Als wir an den Punkt gelangten, wo sie sich auf dem Rücken des Grates nach Westen umbiegt, schwenkten wir mit unsern Mäulern rechts ab nach dem Long Valley. Die Thiere griffen kräftig aus; über die flachen Stellen ging's in sausendem Galopp, was mir ganz absonderlich behagte, und auch auf den Bergpfaden kamen wir rasch vorwärts, ungefähr 10 Meilen weit über Stock und Stein, über Schnee und Eis. Gerade als die Sonne ihre letzten Strahlen in die rauhe Berggegend warf, und eine in der Ferne uns entgegenwinkende niedliche Bretterhütte mit ihrem Golde überkleidete, sagte mein freundlicher Gefährte: dort seien wir am Ziele unserer Reise. Ich war recht kameradschaftlich aufgenommen; es wurde abgepackt, die Thiere versorgt und dann traten wir in das Wohnhaus ein. Es bestand zwar nur aus einem einzelnen Gemach. Rechts an der Thüre war das Hauptmöbel, der zweckmässig eingerichtete Kochofen, an seiner Seite der Geschirrschrank. Weiter erhoben sich zwei breite, zweischläfrige Britschen, um Platz zu sparen,

etagenweis übereinander gebaut, und gegenüber ein fester Tisch. An der Wand über demselben hing ein Schaft mit Büchern und Schreibgeräthe, nebenan tiktakte eine währschafte Wälderuhr und die weitere Verzierung bildeten zwei blanke Stutzen und Jagdtaschen. An das Haus angelehnt befand sich die Stallung und unter'm Haus ein kleiner Keller. Als wir es uns bequem gemacht, und am selbstbereiteten Mahl uns erquickt hatten, zündeten wir unsere Pfeifen an und munter floss dazu das Bächlein der Unterhaltung im gegenseitigen Erzählen der bisherigen Erlebnisse.

Der eine meiner Wirthe ist mir ein lieber Landsmann mit Namen Johann Martin Schnetzler, aus Schaffhausen gebürtig, ein frohmüthiger, handfester, rüstiger Bursche, der ehedem als Turner an eidgenössischen Festen manchen schönen Preis errang und siegesgekrönt nach Hause trug. In seinem ein und zwanzigsten Jahre schiffte er über den Ocean, um in der neuen Welt sein Glück zu versuchen. Wie er drüben ankam, grassirte gerade das californische Goldfieber. Er liess sich auch davon beschwindeln, nahm Verding als Ochsentreiber und machte mit einem grossen Trupp dieser Thiere die weite Reise über die endlosen Plains. Am Salzsee blieb er beinah bei den Mormonen hängen, welche ihm grosse Versprechungen auf Landbesitz machten und ihm ein ruhiges, sorgenfreies Leben in Aussicht stellten. Aber er wollte jetzt einmal das Goldland sehen und darum war bei den Mormonen kein Bleiben. In Californien griff er an, was sich ihm jeweilen als günstig darbot, — harte Arbeit — anfänglich schönen Verdienst, allezeit viele Ausgaben. —

Vor einiger Zeit besass und besorgte er eine Hayranch am Truegne-River; er hatte sich dort ein Häuschen erbaut und das Land in erträglichen Stand gesetzt. Ein schöner hoher Graswuchs bekleidete seine Wiesen und es hatte den Anschein, als wolle diesmal seine viele Mühe gut belohnt werden. In dieser Hoffnung reiste

er nach Virginia, um sein Heu zu verdingen und kam es zu hohen Preisen ab. Aber während er unterwegs war, brach ein fürchterlicher Orkan mit Wolkenbruch und Hagel über jene Gegend herein und als er in Angst und Noth an sein Besitzthum gelangte, fand er alles vernichtet und verwüstet; das Häuschen zerstört und zum Theil weggeschwemmt, das Gras zerstampft und mit Geröll überdeckt; — kurz er war vollständig ruinirt und alle seine Müh und Arbeit war vergebens. Statt als Hayrancher wollte er's nun als Holzrancher versuchen, das Holz an den Halden kann einem nicht so leicht weggeschwemmt werden.

Der gute Landsmann hing noch mit Leib und Seele am lieben alten Schweizerländle; in ihm lebte der innige Wunsch, die theure Heimath wieder zu sehen; so las er auch mit lebhaftem Interesse Alles, was gedruckt oder geschrieben aus der Schweiz kam, und lauschte den mündlichen Erzählungen über dessen Zustände mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Aber er meint halt, er müsse doch ein paar tausend Thaler baar in der Tasche mitbringen können. So verstrich ein Jahr um's andere und immer wuchs die Kluft zwischen den alten Erinnerungen und den neuen Eindrücken. Möge es dem wackern Mann vergönnt sein, dass sein Herzenswunsch noch rechtzeitig zur Erfüllung komme! —

Sein Hausgenosse und Mithalter Fritz Korn war ein Sachse, aus der Nähe der Stadt Freiberg, der immer gern mit Schweizern verkehrte und sich zuweilen an sie anschloss. Diese beiden Männer hatten nun zusammen eine Holzranch von einer Meile im Geviert geclaimt.

Um sich ein solches Terrain eigen zu machen verfährt man gleich wie bei der Aufnahme von Minenland, man bezeichnet ein beliebiges Stück Holzland, lässt es auf der Landoffice auf seinen Namen einschreiben und bezahlt die Claimtaxe; dann haut man alles darauf befindliche Holz nieder und verkauft dasselbe so gut man kann; ist man damit fertig, so sucht man wieder ein

neues Schlagrevier auf. Was nun die Benennung Ranch und Ranger (Räntsch) anbetrifft, so ist dieselbe aus dem Spanischen vom Worte Rancho (Landhaus) abgeleitet. Jeder der draussen arbeitet ist ein Rancher und jeder einzelne Besitz, wo nicht Industrie getrieben wird, eine Ranch; da gibt es Heuranch, Gerstenranch, Milchranch und Holzranch u. s. w., deutsch und amerikanisch gesprochen.

Was nun die Holzrancher anbetrifft, so vermag ein kräftiger Mann bis zu vier Klaftern im Tag zu schlagen, einzelne hervorragende Virtuosen in dieser Kunst bringen es bis zu fünf und sechs Klaftern. Eine Cord (ein amerikanisches Klafter) misst acht Fuss in der Länge, vier Fuss in der Breite und vier Fuss in der Höhe, und hat somit einen Inhalt von 128 Kubikfuss.

Man stelle sich jedoch unter diesen Waldrevieren keinen dichten Urwald vor, wo die dunkeln Baumkronen sich ineinander verflechten, so dass kaum das liebe Sonnenlicht durch das dichte Blätterdach durchzudringen vermag; auch ist der Waldboden nicht von weichem Humus aufgebaut und nicht mit sammeten Moosteppichen bekleidet, sondern aus dem Geröll des krystallinischen Gebirges treten verkümmerte und verkrüppelte Stämmchen hervor, bald einzeln und bald gruppenweise, wie sie der Vegetation der Hochgebirge angehören. Selten trifft man auf Stämme, die einen Fuss und noch seltener auf solche die zwei Fuss im Durchmesser haben. Der Waldboden besteht aus hornsteinartigem Porphyr, Granulit und Grünstein einschliessend; an der Oberfläche zeigt er sich sehr verwittert. Der verwitterte Theil ist von ziegelrother Färbung, woraus geschlossen werden kann, dass auch Eisen damit verbunden ist, das sich an der freien Luft oxydirt.

Die Verwitterung der Felsen erfolgt in Tafeln, die sich vom Gebirg abblättern, in deren Spalten buntfarbige Flechten und flechtenartige Moose sich einnisten und dem Gebirge eine seltsame Färbung geben. Die Flora

ist sehr verkümmert und auch sehr einförmig, nirgends Blumen und Blüthen, nur das Sadgebrush (Salbei) hat sich auch hier hinauf gedrängt mit dem Indianthee, der sich durch seine langen, nadelartigen Ansätze kennzeichnet. Das Mittelglied zwischen Strauch und Baum bildet der Wachholder, der in verschiedenen Species vorkommt. Unter den Bäumen unterscheiden sich die californische Ceder und die californische Fichte. Die Ceder mit braunröthlichem Stamme, aufstrebenden Aesten, deren schuppige Nadeln eigentliche Dachungen bilden; die schlanke Fichte mit silbergrauem Stamm und langen Nadelbüscheln.

Je nach der Jahreszeit und den sonstigen Umständen wird das Abholzen bald allein von den Besitzern, bald mit Zuzug von Arbeitern, die sie in Verding nehmen, vollbracht; letztere schlagen dann in der Nähe der Ranch ihre eigene Baracke auf und erhalten 1½ bis 2½ Dollars Lohn für das aufgeschichtete Klafter.

Sind eine Anzahl Stämme geschlagen und klaftergerecht behauen, so werden sie mittelst Zugthieren an Orte zusammengeschleppt, wo die Teamsters aus der Stadt hinzukommen können. Zu diesem Behuf hat auch der Rancher vorerst über Hügel und Abhänge eine Strasse so weit herzurichten, dass der Fuhrmann ordentlich durchkommen kann. Diesem letztern bezahlte man je nach der Entfernung bis an den Markt geliefert 6 bis 12 Dollars per Klafter und in der Stadt gilt das Klafter Cedernholz 16 bis 18 Dollars, und das Klafter Fichtenholz 17 bis 20 Dollars. Je näher eine Ranch am Verkehr liegt, desto grössern Nutzen erzielt der Eigenthümer.

Während meinem Aufenthalt da draussen machte ich die Lebensweise meiner Freunde vollständig zu der meinigen. Vor Sonnenaufgang erhoben wir uns vom Lager, machten Anstalt, um Feuer anzuzünden und bereiteten ein kräftiges Frühstück. Ein anderer besorgte unterdessen die Thiere, rüstete das Werkzeug, worunter auch das Schleifen der Aexte gehört. War das Wetter

schlecht oder kalt, so hielt man die Thiere in der Stallung. Bei gelinder Luft hing man ihnen ein Glöcklein um und liess sie frei laufen, es ihnen selbst überlassend wohl oder übel ihren Hunger und ihren Durst zu stillen. Nach genossenem Mahl verpackte man die Tasche mit Proviant, füllte eine Kanne am nahen Bächlein mit klarem Wasser, nahm das Werkzeug über den Rücken, verschloss die Wohnung und wendete sich dem Holzschlage zu. Dort angekommen, entledigte man sich seiner sieben Sachen, machte sich an die Stämme und mit kräftigem, kundiggeführtem Hieb sausten die krummhalmigen Aexte in das Holz hinein, dass die Späne wie Feuerfunken nach allen Seiten stoben.

So ging's rastlos fort, bis die Sonne im Zenith stand und die Schläger zur Ruhe sammelte. Es wurde der Imbiss brüderlich getheilt, die Wasserkanne dazu herumgeboten und zum Nachtisch eine Pfeife Kinnekenik verschmaucht. Dann ging's wieder mit erneuter Kraft an's Umschlagen, Herumschleppen und Aufklaftern. Kam der Abend, so eilte der eine voraus, blies die um den Suppenkessel angelegten und mit Asche sorglich überdeckten Kohlen wieder an und bereitete das gastliche Abendbrod. Wie ein gelehrter Metzger weiss er von dem im Vorrathskeller hangenden Rindviertel die niedlichsten Stakes herunterzuschneiden, oder von einem ausgespannten Schafe sich die Rippenstücke zurecht zu machen. Dazu werden Bohnen gekocht oder dürre Aepfel, auch Pfirsiche, oder man behilft sich mit Reis, Maccaroni und Mehlspeise. Dazu fehlt nie das schmackhafte Brod, das dreimal wöchentlich gebacken wird und den Schluss bildet duftender Thee oder Kaffee. An festlichen Tagen wird auch eine Kanne Bier aus dem im Keller liegenden Fässchen heraufgeholt, oder eine Whiskyflasche.

Mit diesen Provisionen versieht man sich von Zeit zu Zeit aus der Stadt. Sind Menschen und Thiere abgefüttert, und ist sonst der kleine Haushalt geordnet, so wird die Pfeife gestopft und die Lampe aufgesucht.

Während meiner Anwesenheit wurde allerdings mehr geplaudert und etwa ein altes Spiel Karten hervorgenommen, dessen Figuren mit dem letzten Schimmer des Daseins kämpften und ein Sevenup, oder ein Game Scrive oder gar ein gemüthlicher Jass gespielt.

Sonst benutzte mein Schaffhauser Landsmann die stillen Abendstunden noch zu eifrigem Studium der spanischen Sprache, da er den stillen Wunsch im Herzen trug, sich auch einmal im südlichen Theile Californiens umzusehen. Der Sachse durchstöberte dagegen alle Zeitungen und Illustrirten Blätter, die er in Virginia bei bekannten Salonkeepers auftreiben konnte und die dann mehrfachen Anlass zur mündlichen Unterhaltung boten.

Am Tag vor Weihnachten waren wir gleich nach Mittag heimgezogen und es wurde dann auch eine Generalsäuberung unseres Häuschens vorgenommen. Nachher schickten wir uns an auf den folgenden Festtag Pfannkuchen zu backen.

Mit wahrhaft kindlichem Vergnügen lagen wir drei Gesellen dieser Arbeit ob. Der eine war am Ofen beschäftigt, die in der Butter schwimmenden Klösse umzuwenden, und wenn sie mit duftiger Kruste umgeben waren, geschickt herauszufischen. Der andere knetete mit aufgestülpten Hemdärmeln in dem mit Eiern wohl durchsetzten Teig und der dritte stach aus letzterm die runden und sternförmigen Dinger heraus, die er dann dem Ofenmann überlieferte. Wenn ich von Eiern gesprochen habe, so bleibt mir auch zu erwähnen, dass ein Dutzend Hühner mit ihrem Sultan zu dem Hofstaat meiner Wirthe gehörten. So bot unser Treiben in der einfachen Bretterhütte, draussen in stiller Einsamkeit, in wilder, starrer Berggegend, wenn nicht am Ende der Welt, immerhin am Ende aller und jeder Civilisation, ein freundliches Familienbild am Weihnachtsabend 1864, an das ich mich meiner Lebtag gerne erinnern werde. —

Unsere Pfannkuchen dufteten herrlich, sie wurden fein mit Zucker bestreut und für den Festtag bei Seite gesetzt.

Kaum war unsere Arbeit vollbracht, so bot sich uns eine neue Ueberraschung dar. Schon bei einbrechender Nacht hatte sich die am Himmel zerstreute Wolkenheerde zusammengezogen, ein heftiger Wind strich durch das Thal herab, der immer stärker blies, bis er sich zum wilden Sturm entfesselte, der mit furchtbarem Geheul, rasend durch unser Revier tobte. Mit wilder Gewalt brach er an unsere Hütte heran, rüttelte und schüttelte sie auf eine so unverschämte Weise, dass wir jeden Augenblick ihren Einsturz befürchteten. Wir blieben natürlicher Weise einen guten Theil der Nacht über auf und hielten sorgliche Wache für Feuer und andere Gefahr. Erst gegen Morgen liess das Toben nach und wir schliefen deshalb auch einige Stunden länger in den Tag hinein als sonst. Als wir hinaustraten, war es im Thal wieder ruhiger, über unsere Häupter flogen zwar zerrissene Wolken noch in wildem Flug dahin; die Sonne suchte sich jedoch Bahn zu brechen, sie ward endlich Sieger und bereitete uns einen ruhigen, wintersonnigen Weih- und Ruhetag.

Es wurde zu Ehren des Festes das Mahl mit mehr Behaglichkeit genossen als gewöhnlich und unsere Pfannkuchen-Pyramide, das Hauptstück der Tafel, sank immer tiefer in sich zusammen. Nachmittags wurden Schiessübungen veranstaltet und auf den Abend suchten wir die nächstwohnenden Schicksalsgenossen, nämlich benachbarte Holzrancher auf, unter denen sich mehrere Deutsche befanden. So brachte ich meine acht Tage Weihnachtferien zu, mit der Abwechslung immerhin, dass ich das eine und andere Mal statt der Axt den Stutzen auf die Schulter nahm und während meine Freunde im Holze arbeiteten, für mich allein in das Gebirge stieg.

Tagelang streifte ich dann frei und wohlgemuth in dieser chaotisch zerklüfteten, bizarrgestalteten Felsenwelt herum, über jähe zerrissene Porphyrwände, über kleine Schneefelder und durch tief eingeschnittene Schluchten voller Gesteintrümmer und verworrenen

Schuttmassen, waghalsig kletternd und tollkühne Sprünge machend. Aber so weit ich wanderte und so hoch ich stieg, nirgends lohnte mich eine erquickende Aussicht. Ueberall nur nacktes zerklüftetes Gestein mit öden langgedehnten Schutthalden, das sich nirgends zu einem besonders erhabenen Gipfel gestaltet. Wie ganz andere Naturbilder bieten unsere Schweizeralpen, wo die majestätischen Eisfirnen, die Felskämme, die Gletscher und die Schneefelder in zierlichen Formen sich an Pracht und Herrlichkeit überbieten.

Ich fand in den Schneefeldern verschiedene Spuren des in dieser Gebirgswelt hausenden Wildes und verfolgte dann solche nach rechts und nach links. Von Zeit zu Zeit schoss wohl auch ein aufgeschreckter Geier pfeilschnell empor und mir war dann vergönnt ihm zuzusehen, wie er weit über Schusshöhe im blauen Aether mit majestätischem Flug seine Kreise beschrieb. Oder es huschte ein kleiner Berghase wie ein leichter Schatten über die Steintrümmer, um sich, lange bevor mein Gewehr abgehängt war, in einer Felsenritze zu verstecken. Geschickteren Jägern ist oftmals bessere Beute bescheert, denn das Gebirge hegt ausser dem Berghasen (Hare) auch Rehe, Hirsche (Deers) und eine Art Antilopen (Mountain Sheeps), und meine Wirthe hatten bereits die First und den Eingang ihrer Hütte mit einer Reihe von zierlichen Geweihen ausstaffirt. Es sollte mir zu Ehren eine gemeinsame Jagd abgehalten werden, aber meine Zeit war abgelaufen, und so machte ich mich am nächsten schönen Morgen früh auf, nahm herzlichen Abschied von meinen freundlichen, wackeren Kameraden und schlug mit festen Schritten denselben Weg wieder ein, über welchen mich vor einer Woche die graue Käthy sorglich hergetragen hatte.

Als ich schon weit von der Hütte entfernt war und mit scheidendem Blick mich nach dem mir liebgewordenen Orte umwandte, sah ich hier noch die beiden wackern Männer, wie sie in ihre Berge stiegen, das rothe Hemd

des einen stach grell vom braunen Fels ab, auch sie mussten mich erblickt haben, denn sie winkten mir mit ihren Tüchern den letzten Abschiedsgruss zu.

Grosse Augen machte ich, als ich nach einem zehnstündigen Marsch Abends zu Hause anlangte und sah, welche gewaltige Zerstörung der Sturm der Weihnachtsnacht angerichtet hatte. Unser hohes Kamin lag zertrümmert am Boden; ein vom Nebengebäude losgerissenes Brett war vom Orcan an dasselbe geschleudert worden und zwar dergestalt, dass erst das Backsteinfundament zertrümmert wurde und dann das ganze eiserne Kamin nachstürzte. Sonst war zu Haus Alles beim Alten, das Geschäft ohne erhebliche Besserung, und der Neujahrstag ging vorüber, ohne sich von einem anderen Werktag in irgend einer Weise zu unterscheiden, als dass diese Zeit über meine Gedanken sich mehr als sonst nach der Heimath wandten und ich Anflüge von Heimweh nicht unterdrücken konnte. Nachrichten von zu Haus, die für mich in San Francisco lagen, mir aber ungeschickter Weise nicht zugesandt wurden, hätten mir wohl gethan. Ich hatte eher befürchtet sie seien auf dem Ueberlandweg abhanden gekommen. Es ging nämlich das Gerücht, die übelbeleumdeten Sioux und Kiowas Indianer hätten wiederum mit der Streitaxt den Kriegspfad betreten und die Post unsicher gemacht.

Dieser Umstand führt mich dazu, ein Wort über das Postwesen in diesen entlegenen Gegenden hier einzuschalten.

Durchs ganze Land der Union geht die officielle Post, und es kostet ein einfacher Brief nur 3 Cents (15 Centimes). Auf den Postbureaux halten grössere Geschäftshäuser ihre besonderen Schalter, in welche der Postbeamte die an sie bestimmten Postartikel legt und diese letztern werden zu gewissen Stunden regelmässig abgeholt. Briefschaften etc. an das übrige Publikum, verbleiben einfach auf der Post, bis man sie abholt, zuweilen wird ein Verzeichniss derselben in irgend einem Journal pu-

blicirt. Neben dieser officiellen Einrichtung bestehen weitere Expeditionscompagnien, die damit noch Commissions- und Bankgeschäfte verbinden. Ist nun ein Brief an die Vermittlung einer solcher Expeditionscompagnie gewiesen, zum Beispiel an Wells Fargo u. Comp., welche über ganz Californien und alle Territories verbreitet ist, so wird bei genauer Meldung des Domicils der Brief in's Haus getragen. Ferner sind dort alle ankommenden Briefe eingeschrieben und es ist den Adressanten gestattet jene Bücher zu durchgehen, um sich über den allfälligen Eingang solcher zu vergewissern. Auch kann man bei Wechsel von Ort und Landschaft, was hier so oft geschieht, sich in diesen Bureaux die Reexpedition der Briefe nach dem neuen Standort sichern.

Die Vermittlung durch betreffende Compagnien ist zwar theuer, sie kostet 7 Cent (35 Centimes) per Brief, zu den 3 Cent für den Staat, aber sie bietet mehr Sicherheit und wird daher vielfältig benützt.

In diesen Bureaux ist ferner die Einrichtung getroffen, dass dort Briefe geschrieben werden können; es liegt Papier, Dinte, Feder und alles dazu Nöthige zur Verfügung, was für Manchen sehr bequem ist, der in seinem Kosthaus oder in seiner Baracke ausser Bett, Stuhl und Kiste über kein Möbel verfügen kann.

Es lässt sich wohl errathen, dass obschon ich dem lieben Gott und dem braven Riehm für meine Hantierung als Brauer in den heillos kritischen Zeitumständen sehr dankbar war und ich darin mit Lust und Freudigkeit gearbeitet habe, es mir doch immer vorschwebte, ich sei eigentlich nicht nach Californien gekommen, um meiner Lebtag Brauergeselle zu sein; ich liess darum auch keine Gelegenheit vorbeigehen um zu versuchen, mir eine passendere Stellung zu verschaffen. So brach ich denn auch auf eine erhaltene Kunde hin, an einem frühen Morgen nach dem vierzehn Meilen entfernten Ophir City auf, um mit dem Superintendenten der bei Franktown gelegenen Dalls-Mill Rücksprache zu nehmen,

welcher kleine Abstecher mir wieder neue Bilder Nevadischen Lebens vor Augen stellte, die ich hier einschalten will.

Mein Weg führte mich anfänglich auf ebener und wohlangelegter Strasse in westlicher Richtung, während die Hauptstrasse südlich nach Goldhill sich erstreckt. Am Fusse des westlichen Gebirgsabhanges zieht sie sich wie ein Band um die vorgeschobenen Felsencoulissen herum, steigt dann nach Verlauf von etwa sechs Meilen als Bergpass über den Gebirgsrücken, um sich am Fuss desselben in mehrere Strassen zu verzweigen. Dort steht das grosse Tallhouse, wo die Fuhrleute ihr Weggeld zu entrichten haben und das überdies mit grossen Stallungen versehen, eine bequeme und vielbesuchte Reisestation bildet. Von Tallhouse gings weiter abwärts an der Seite eines munteren Baches, dessen Ufer mit Weidenbüschen und andern grünen Laubsträuchern bewachsen sind, zwischen welchen Brombeerstauden ranken.

Diese kleine Oase mit ihrem lachenden Grün zieht sich wie ein kleines Paradies mitten durch die Thalsohle hin, deren rauhe und steinige Flanken nur spärlich mit verkrüppelten Nadelhölzern bekleidet sind.

Doch diese Annehmlichkeit sollte mir nicht lange bescheert sein. Bald verengt sich das Thal zu einer schmalen Schlucht, durch welche die Wasser sprudelnd hindurchdrängen, — noch ein paar Stürze — und es wirft sich der muntere Bach an die hagere Brust einer weitgedehnten, wüsten, sandigen, wellenförmigen Ebene, in welcher er sich in grossen Krümmungen vergeblich hin und herwindet, um endlich in sumpfigen Tümpeln, in denen Schilf- und Moorpflanzen wuchern, armselig zu verfaulen. Diese Tümpel wachsen im weiteren Verfolg zu einem seeartigen Sumpf, der nach und nach zum sumpfigen See sich vertieft und der in seinem trüben Spiegel die Wolken des Himmels und die bewachsenen Ufer abmalt. Es ist dies der Washoelake, über welchen eine lange hölzerne Brücke führt, ähnlich derjenigen von

Rapperswyl am Zürichsee. Die Washoeseebrücke ist jedoch mit Geländern versehen und erstreckt sich auf eine Länge von anderthalb Meilen; sie wurde von einem Particular auf eigene Rechnung erbaut, der nun berechtigt ist einen besonderen Brückenzoll von darauf passierenden Menschen, Thieren und Wagen zu erheben. Jenseits der Brücke liegt die kleine Ortschaft Ophir, zwei Meilen zur Rechten liegt Washoe-City, und drei Meilen zur Linken Franktown, wohin ich mich wandte. Diese drei Städtchen liegen sehr glücklich am westlichen Rande des Sees und zugleich am Fusse eines der mannigfachen Gebirgszüge der Sierra Nevada, deren Häupter und Rücken damals bis tief herab mit Schnee bekleidet waren. Von der Flanke dieser Berge springen hie und da schäumende Bäche wie Silberfäden herab, welche das Seegestade mit Grün überkleiden und deshalb fruchtbar machen.

Ganz besonders wurde ich in der Nähe von Franktown von den majestätischen Welingtonias überrascht, die dort im Gegensatz zu dem mageren Gestrüpp des Virginiathales in enormen Baumpyramiden von sechs Fuss Durchmesser an der Basis auf eine Höhe von 200 Fuss und darüber sich erstrecken.

Gewaltig beherrschen sie die Runde, diese prächtigen Baumriesen, ihre halbfusslangen Nadeln hangen in dichten Büscheln an den weit ausgespreizten Aesten.

Auf diesen freundlichen, fruchtbaren Fleck Erde haben sich kürzlich eine ziemliche Zahl Emigranten, die aus den Staaten herüber gekommen waren, angesiedelt, welche bereits angefangen haben, das Land urbar zu machen und zu bepflanzen, so dass in kurzer Zeit auf diesem Fleck Erde sich ein niedliches Farmer-County gebildet haben wird.

Die Häuser dieser Einwanderer stehen von einander abgetrennt, jedes in einem kleinen Gehöfte, in welchem zumeist noch der grosse rothe oder blaue Emigranten-Wagen sichtbar war, mit dem sie, bespannt mit sechs Paaren Ochsen oder Mäulern, den Ueberlandweg zurück-

gelegt hatten. Diese Ansiedlung machte auf mich einen um so freundlicheren Eindruck, da ich hier ein gehöriges Familienleben wieder vorfand; man sah doch wieder einmal Hausvater, Mutter und Kinder, während in den Minenstädten die Bevölkerung mit geringen Ausnahmen nur aus ledigen Männern, Boys (Knaben), wie alle genannt werden, ob sie 10 oder 70 Jahre zählen, und in einzelnen Weibspersonen besteht. Diese angesiedelten Farmersfrauen kamen mir aber mit ihren feingeschnittenen blassen Gesichtern neben der strammen, derben Minenbevölkerung, als schwache magere Figürchen vor, übrigens waren sie sehr gut, ja lady like angezogen; in Amerika macht sich überhaupt beim weiblichen Geschlechte der Ständeunterschied lange nicht so bemerkbar, wie in unserm alten Europa.

Dieser Ausflug war für mich in geschäftlicher Beziehung resultatlos, da der Superintendent, den ich besuchen wollte, nach San Francisco abgereist war, um dort seine Neujahrsferien zuzubringen und so machte ich ganze Wendung kehrt und wanderte wieder getrost meiner Pacific Brewery zu.

Ein ächt englisch-amerikanisches Schauspiel war auf den 17. Januar in der Nähe von Virginia angekündigt, nämlich eine öffentliche Preis- und Wettboxerei, durch zwei berühmte Klopffechter. Am festgesetzten Tage war eine grosse Menge Volks um die Arena versammelt, das ungeduldig auf die Ankunft der beiden Kampfhähne wartete, welche sich nun stundenlang für ein paar hundert Dollars wie wüthende Katzen herumbalgen sollten. Endlich wurde die Arena geöffnet und zwei kräftige Kerls mit rothen vernarbten Gesichtern und mit Fäusten wie Schmiedhämmer traten herein.

Nachdem sie sich gegen das Publikum verbeugt hatten, schüttelten sie sich die Hand und gelobten sich einen ehrlichen Kampf. Nun wurden die Schiedsrichter gewählt und die Kampfregeln aufgestellt; dann entledigten sie sich aller überflüssigen Kleidung und stellten sich

in Positur; die Brust stramm vorwärts gestemmt, den Kopf zurückgebogen und auf das gegebene Commando rannten sie mit wirbelnden Fäusten wüthend auf einander los. Mit kunstgerechter, oft Beifall erregender Weise, fielen die Schläge wechselseitig auf Kopf und Glieder. Bald erhielt dieser ein blaues Auge, das gleich fausthoch aufschwoll, bald brach dem Gegner ein Finger, dann ging dem einen das linke Handgelenk auseinander, wieder wurde jenem der rechte Oberarm gelähmt. So balgten sie sich unter wüstem Geschrei und Anhetzen von Seite der Irländer über anderthalb Stunden, nachdem sie nach Aussage der Kampfrichter bei 70 Gänge kunstgerecht durchgeboxt hatten. Gegen den Schluss dieser unsinnigen Klopffechterei konnten sich die Rasenden kaum mehr auf den schwankenden Beinen erhalten. Endlich wurde Einhalt gethan und nun war es Sache der bereitstehenden Chirurgen ihre schwarzangelaufenen blutrünstigen Gesichter, die eher einem verhackten Beefsteak als einem Menschenantlitz glichen, in nasse Tücher zu wickeln und ihre verrenkten Glieder wieder einzurichten.

An dem ganzen unwürdigen und verächtlichen Spektakel hat mich am besten gefreut, dass ausser einer Anzahl erhitzter Irländer das in der Arena versammelte Volk sich mit Unwillen anstatt mit Beifall äusserte, und dass beim Schluss jenen ekelhaften Raufbolden mehr Aeusserungen des Missfallens als Bravos zu und nachgerufen wurden.

Bei einem Gang durch die Stadt mit meinen Kameraden fiel uns ein neuer Spielsalon mit der Variation von Tanzvergnügen auf. Es strömte viel Volk ein und aus, da galt es unsere Neugierde ebenfalls zu befriedigen. Wir traten in einen geräumigen Saal, links war die Estrade für die Musikanten, die auf lärmenden Instrumenten verschiedene Tanzweisen aufspielten. Die Tänzerinnen zweifelhaften Alters sassen kokett aufgeputzt auf einer Bank zunächst der Musik und mittelst einer Barriere

war ein Tanzraum für sechs wirbelnde Paare vom übrigen Salon abgetrennt. Wer nun Lust hatte, es mit einer solchen Hurdy Gurdy zu probiren, der hatte an der Bar irgend eine Consumation zu bezahlen und noch ein Endgeld für die Tänzerin von ein viertel Dollars zu erlegen; dann wurde man in den Tanzcircus eingelassen und mit der erkauften Schönen walzte oder gallopirte man eine Weile im Kreise herum, um nach beendigtem Tanz wieder ausserhalb dieses Paradieses in die Reihen der Zuschauer gestellt zu werden.

Nebenan standen im besonderen Raum die Spieltische mit Rollen von Gold- und Silbermünzen und mit falschen Karten besetzt, die aber trotz den einschmeichelnden Lockungen der spanischen Wirthe nicht sonderlich besucht wurden.

Wieder ein anderes Bild. — Kürzlich war ich mit unserm Fax bei einer Police-court anwesend. Wir beide waren nämlich eines Abends an unserer schadhaften Wasserleitung beschäftigt, als wir bemerkten, wie in unserer Nähe ein Maurer, ein Franzose, und ein Teamster, ein Tessiner, mit einander wegen einer Forderung, die letzterer an erstern zu machen hatte, in lebhaften Wortwechsel geriethen. Wohl wissend, dass bei solchen Streitigkeiten für die Umstehenden selten Gutes erwächst, liessen wir die beiden zanken und kümmerten uns nicht um sie. Aus dem Wortwechsel entstanden Püffe nach links und nach rechts und der Streit endete damit, dass der eine den andern auf das drei Fuss hohe Schneekissen warf. Gleichen Abends meldete sich ein Policeman und forderte uns auf Wittness (Zeuge) zu stehen. Da man hier zu Land gewohnt ist, sich den Wächtern des Gesetzes gehorsam zu erzeigen, standen wir pünktlich zur anberaumten Stunde vor Friedensrichteramt. Am Tische sass der Justice of the Peace mit seinem Secretär; es wurden aus dem Volke, das in dichten Reihen den Hintergrund des Saales einnahm und das gerne solchen Verhandlungen beiwohnte, sechs competente Geschworne

ernannt, welche von den streitigen Parteien selbst vorgeschlagen wurden. Um Juryman zu sein, muss einer blos das amerikanische Bürgerrecht besitzen und einen unbescholtenen Leumund haben. Der Tessiner hatte seinen Lawyer (Advocaten), der Franzose wollte sich die Kosten ersparen und plaidirte selbst, er kam aber mit seinem radebrechenden Englisch nicht weit und der gesetzeskundige Mann warf ihn vollständig aus dem Sattel. Nun wurden die Zeugen mit folgender Formel beeidigt: „Tell nothing else than the truth, and nothing else than the truth and if you d'ont than help you God"; (Zeugt nichts als die Wahrheit, und nichts als die Wahrheit, und wenn ihr es nicht thut, dann möge euch Gott helfen) und dann abgehört. Hierauf zogen sich die Geschwornen zurück und thaten in kurzer Zeit das Urtheil kund, das zu Ungunsten des Franzosen ausfiel, dem auch alle Kosten aufgebürdet wurden. Damit war auch der Rechtsstreit abgethan. Partheien und Zeugen begaben sich dann zum guten Schluss in eine Restauration, wo der Tessiner die Gesellschaft traktirte.

Bald nachher sass unser Boas (Meister) als Geschworner in County Courthouse (Bezirksgericht) wegen einem langweiligen und kostspieligen Wasserprozess, den unser Concurrent, die Virginia-Brewery mit einer Quarzmühle führte. Diese erstere hatte eigenes Wasser, das unfern ihrer Liegenschaft entsprang; an diese Brauerei stiess eine Quarzmühle, mit welcher der frühere Brauereibesitzer abgemacht hatte, dass dieselbe das bei ihr vorbeifliessende Wasser frei benützen könne. Die jetzigen Besitzer der Virginia-Brewery fingen nun an dieses Wasser einzudämmen und verlangten hiezu von der Quarzmühle eine Kostenbetheiligung, wovon aber diese letztere nichts wissen wollte. Der prozesssüchtige deutsche Brauer „Kanonenbill" wollte durchaus nicht nachgeben, es musste der Gerichtsweg eingeschlagen werden. Bei berühmten Lawyers (Rechtsanwalten) vom Volke mit dem Spitznamen Leyers (Lügner) betitelt, wurden Gutachten

eingeholt und sonst eine Menge Kosten veranlasst. Das Ende vom Liede war, dass der Kanonenbill geworfen wurde, seine Gesellschaft sich auflöste und die Virginia-Brewery geschlossen werden musste. So verfolgt die Rechthaberei und Streitsucht die Menschen bis in die äussersten Winkel der Erde.

Derweil war der Winter verstrichen, es nahte der Monat April und mit ihm trafen ebenso unerwartete als bedeutungsvolle Neuigkeiten ein, die eine wichtiger als die andere. Am Montag den 10. April wurde folgende Depesche bekannt und mit Jubel überall verbreitet und aufgenommen „Lee geschlagen!“ Plötzlich wurden auf allen öffentlichen Gebäuden ebenso auf vielen Privathäusern Flaggen aufgezogen und die hohen Flaggenmaste, welche die grossen Plätze (Squares) zieren, mit einer Masse von lustig wehenden Wimpeln behängt. Das Volk strömte in den Gassen herum; überall wurde geschossen und auf die Wohlfahrt der Sieger getrunken.

„Hurrah the Union, Hurrah the Uncle Sam,
It waves the glorious flag red white and blue with the stars and stripes freely over the whole country! —

Dazu jauchzten die Whisteln (Pfeifen) der Dampfmaschinen der Quarz- und Stampfmühlen in der ganzen Runde herum einen höllischen Triumphgesang. Natürlich wurde nun gleich der Wiederaufschwung der Geschäfte damit in Beziehung gebracht und diese Hoffnung machte die Leute glückselig.

Wenige Tage darauf folgte diesem Jubel die entsetzliche telegraphische Nachricht: „Präsident Lincoln und Steward liegen auf dem Todbett!“ Das Volk war ausser sich; so überschwenglich gross dessen Freude gewesen war, so tief und völlig darniedergeschlagen wurde es durch diese traurige Botschaft. Alle aufgeblühten Hoffnungen lagen vom Donnerschlag dieser Kunde darniedergeschmettert und allgemeines Wehklagen erfüllte die Stadt und das Land. Die Leute waren in schrecklicher Aufregung.

Im benachbarten Goldhill liess ein unvorsichtiger Tölpel die Worte fallen: „Hurrah for Jefferson Davis — dam Lincoln!“ Alsobald wurde der arme Kerl von allen Seiten gepackt, auf einen nahen Hügel geschleppt, eine Masse Volk drängte nach und sofort sollte er nun gelyncht, nämlich am ersten besten Pfahl aufgeknüpft werden, zum Wahrzeichen und Schrecken aller Gleichgesinnten. Schon war ihm der Strick um den Hals geworfen und einer der Vollstrecker der Volksjustiz am Pfahl hinaufgeklettert, als plötzlich ein Trupp Reiter aus dem Fort Churchhill, die eben in Goldhill patrouillirten, heransprengte, die Menge zertheilte und den zitternden Bösewicht in sichern Gewahrsam nahm.

An andern Orten sollen ähnliche Auftritte vorgekommen sein, ohne dass jedoch die Landeshüter als rettende Engel herbeikamen und wo dann die Executionen ihren ungestörten Verlauf hatten.

Am folgenden Tag erschien keine Zeitung, damit die Aufregung nicht noch mehr von dem Erscheinen der officiellen Nachricht gesteigert werde. Am dritten Tag jedoch wurden Bülletins mit breiten schwarzen Rändern ausgegeben, welche die unglücklichen Vorgänge in Washington erzählten, wie der Telegraph sie gebracht hatte.

Die farbigen Wimpel womit die Stadt sich geschmückt hatte, verschwanden und an deren Stelle wurden Zeichen der allgemeinen Trauer ausgehängt. Beinah um jedes Haus waren weiss und schwarze Guirlanden geschlungen; an den Thürknöpfen hingen schwarze Flore und tiefes düsteres Stillschweigen lag auf jedem Haus, als hätte jedes seinen eigenen Todten zu beklagen. Am 19. April wurde Lincoln zu Grabe getragen und zwar in jeder Stadt, in jedem Flecken der ganzen Union. Alle Geschäfte und Trinkstuben waren geschlossen, schwer und bleiern lag die Luft und es wehte ein Todeshauch durch die vereinsamten Strassen. Die Männer gingen schweigsam und bedächtig in schwarzer Kleidung und die Ladies standen mit verweinten Augen hinter den geschlossenen

zur Trauer geschmückten Fenstern. Der Leichenzug fing an sich zu entfalten, langsam und feierlich schritt die Musikbande an der Spitze mit Klagetönen das allgemeine Leid verkündend, hinter ihr folgte ein reich decorirter Leichenwagen mit hohem Katafalk von sechs schwarz behangenen Pferden gezogen. Es folgten die achtbaren Würdenträger der Stadt und des County, nach ihnen eine Abtheilung Militär, die Gesellschaft der Freimaurer, diejenige der Odd fellows, beide mit ihren Decorationen und Abzeichen, den Schürzchen und schwarzbefransten, seidenen Echarpen und zum Schluss die zahlreiche Bürger- und Einwohnerschaft. So bewegte sich dieser grossartige Trauerzug durch alle Hauptstrassen. Am Theater wurde Halt gemacht, der Katafalk wurde hineingetragen und auf ein hohes Postament gestellt und die Menge füllte das Gebäude. Es herrschte Todesstille; nacheinander traten verschiedene Redner auf, worunter die ersten Staatsmänner, auch einzelne Prediger, welche zum Gedächtniss des grossen Verstorbenen würdige und ächtvaterländische Worte sprachen, denen die Zuhörer mit wahrer Erbauung lauschten.

Die Nachwehen, welche diese traurige Katastrophe in Handel und Wandel brachte, waren entsetzlich; jeder Schimmer von Hoffnung, der aufzuglimmen begonnen hatte, war auf einmal weggeblasen und nirgends wollte am Horizonte der Geschäftswelt irgend ein Hoffnungssternlein aufsteigen.

Mittlerweile war es Frühling geworden, er trat an uns heran auf den Flügeln des milden Südwests, mit tief herabgehenden, schwarzen Wolken, die sich in warmen Regen über die mächtige Schneedecke ergossen, die lange genug Gegend und Stadt eingehüllt hatte. Von allen Höhen rieselten murmelnde Bäche herab, die Sonnenstrahlen brachten allmählig Wärme und Leben in unser Thal; Wärme auch in die vielen sorglichen und gedrückten Gemüther.

Mit der frischen, leichten Frühlingsluft regte sich

auch wieder in mancher Brust die Wanderlust. Alle Postwagen waren mit neuen Ankömmlingen oder mit Wegziehenden besetzt. Die einen zogen in's Land herein, die andern brachen nach der Küste auf. Zur Abwechslung hatte sich wieder ein Hauptexcitement aufgethan, das mit Zaubermacht eine Menge Leute anzog. — Nach dem Boise-Riverdistrict im Staat Idaho ging die Strömung, wo reiche Goldminen in grosser Menge und in grosser Ausdehnung vorkommen sollten. Die Leute steckten die Köpfe zusammen, es wurden grössere und kleinere Emigrations-Gesellschaften gebildet, darunter junge Miners im Morgenroth ihrer Hoffnungen und alte Miners, die nicht zum erstenmal von einem Excitement sich haben anziehen lassen, um es am neuen Orte noch schlechter zu finden, als am alten den sie verlassen.

Die Leute lieben die Veränderung und für Virginia-City war es damals ein Glück, dass ein Theil der vielen arbeitslos herumliegenden Boys flott wurde.

Täglich sah ich grössere und kleinere Caravanen nach dem Boise-River vorüberziehen. Der wandernde Miner versieht sich mit einem Maulesel oder einem Pferd, darauf packt er einen oder zwei California-Blankets, grosse starke Wolldecken, die zu Bett und Mantel dienen, etwas Kochgeschirr, ein Säckchen Mehl und Yeastpowder, etwas Thee oder Kaffee und ein Stück geräuchertes Fleisch. Am Sattelknopf befestigt er seinen Rifle und seinen einzigen Rock; schnallt sich den Riemen um die Lenden mit Sixchooter (Revolver) und dem Bowieknife. — Das ist in der Regel die vollständige Ausrüstung, man plagt sich nicht sonderlich mit Kleidern und Wäsche. — So geht es dann mit bekannten und unbekannten Gefährten über Hügel und Thäler, über Sadgebrush und Quarzfelder, Tisch und Bettstelle auf dem kahlen Erdboden immer bereit findend und dem lieben Gott dankend, wenn er von irgend einer Höhe ein Bächlein oder eine Quelle herunterschickt.

Am Boise-River sollten schon zwei Städte gegründet

worden sein, ein neues Virginia und Idaho-City, wohin sich die meisten dieser Zugvögel wandten; andere zogen nördlicher in der Richtung von Montana. Diese Staaten lehnen an die Kette der Rocky-Mountains an, im Norden von Nevada und von Washington Territory.

Ich hatte wenig Lust mitzuziehen, es kam mir vor, man mache zu viel Lärm aus der Sache und es müsse daher auch viel Humbug dahinter stecken. Wie viele Tausende von Emigrantenwagen sind aus den Weststaaten herübergekommen oder aus Californien in das Minenland, und ihre Inhaber haben gehofft da ihr Eldorado und die Verwirklichung ihrer phantasiereichen Träume zu finden; sie wurden mit gleicher Lockspeise angezogen wie die, welche heute ausgestellt wird, und wenige fanden ein nur einigermassen befriedigendes Loos. In's Blaue hinein reisen die Leute ab mit guten Pferden und Packeseln, mit Waffen, Provisionen, Blankets, und kommen in ein oder zwei Jahren auf wundgelaufenen Füssen wieder zurück, „flatt gebrochen", wie man hier sagt, mit ein paar Lumpen bedeckt, die sie als letztes Culturangedenken am abgehärteten Leibe tragen; dann heisst es allerdings — Goddam the luck; Goddam the country!

IV. Capitel.

Dayton. — Die Dayton-Mill. — Das Amalgamirwerk. — Die Glockenweihe. — Stadtgeschichten. — Der 4. Juli. — Silbercity und Goldhill. — Die Abenteuer von Freund Georg. — Die Danymine. — Eine Grubenfahrt. — Ein Indianerbesuch. — Ein Blitzstrahl aus blauem Himmel. — Die Fahrt nach dem Excelsiordistrict. — Ankunft in Sumitcity. — Das Feldlager. — Die Gründung von Meadowlake. — Ausflug in's Gebirg. — Die Colonisations-Speculation. — Der Bau der Minenstädte. — Minerleben. — Die Spitzen der Bürgerschaft. — Youba Dam. — Die Ansiedlung am Oldman. — Die Conspiration. — Das Massenmeeting. — Einbruch des Winters.

Anstatt nach Idaho verpflanzte ich mich gegen Ende April nach Dayton. Nach herzlichem Abschied von meinem wackern Boas Riehm, den ich meiner Lebtag in gutem Andenken behalten werde, vom Fax und vom Schwaben, zog ich wiederum die Stadt hinauf, verfolgte jedoch diesmal die Hauptstrasse über Goldhill und Silbercity und bog dann in südwestlicher Richtung nach Dayton ab, wo mir in der Quarzmühle gleichen Namens die Besorgung eines Dampfkessels übertragen war. Dayton ist eine neuerbaute, freundliche kleine Minenstadt von den Wassern des Carson-River bespühlt, dem es seine Entstehung verdankt, indem hier der Strom, welcher von Sonnenaufgang nach Sonnenuntergang fliesst, eine Anzahl Wasserkräfte darbietet, die von Mühl- und Stampfwerken gehörig benutzt werden. Eine ungefähr 200 Fuss lange Brücke führt nach der Hauptstrasse, die Mainstreet, die rechtwinklich zum Fluss steht und in

welcher sich die verschiedenen Werkstätten der Handwerker, die Magazine, eine Anzahl Kosthäuser, Restaurationen, auch eine deutsche Brauerei befinden. Anfänglich bezog ich ein Kosthaus, wo ich 9 Dollars per Woche für Kost und Logis bezahlte, bei einem Einkommen von 3 Dollars per Tag. In der Quarzmühle, wo ich arbeitete, traf ich einen Basellandschäftler, Namens John Stöcklin, ein wackerer eingezogener Bursche, mit dem ich bald näher bekannt wurde. Wir fanden es beide angenehmer für uns zu wohnen, mietheten daher zusammen eine Cabin, die wir allmählig je nach unserm wachsenden Reichthum sehr wohnlich und hübsch ausstaffirten. Es versteht sich, dass wir uns selbst unsere Bettstätten, unsern Tisch und Stühle anfertigten und stolz waren ein so hübsches Ameublement zu besitzen. Es hatten sich auch einige unserer Mitarbeiter ganz verwundert darüber ausgesprochen, wie comfortable wir's hätten. Später kauften wir noch einen amerikanischen Kochofen für 15 Dollars, thaten uns Proviant zu, auch einen Sack Flour (Mehl) und haben's dann erprobt, dass selbstgebackenes Brod am Besten schmeckt. Uebrigens ist das Brodbacken eine Kunst, die jeder ordentliche Californier kennt und die durch die Hefe-Surogate, wie das Yeast powder sehr erleichtert wird; man verkauft sogar auch Mehl, das schon mit dieser Hefe gemischt ist, wodurch diese Manipulation noch mehr abgekürzt wird. Wir hatten beide Tag und Nacht Schichten mit dem Wechsel um 6 Uhr Morgens und 6 Uhr Abends und jeden Sonnabend wurde die Schicht umgekehrt. Hatten wir am Abend frei, so wurde entweder unser Petroleumlämpchen angezündet und wir hielten Lectüre, oder wenn wir müde waren, wurde ein vaterländisches Kartenspiel gemacht, dazu durfte die dampfende Pfeife niemals fehlen. Zuweilen ging man auch aus, besuchte die Brauerei und traf dort Schweizer und Deutsche in munterem Gespräch, oder irgend ein altes Lied singend, sei es auf englisch:

Oh my gentle Anny Gray
They have taken you away
And I never see my darling any more.
Jam sitting on the river
And am weeping all the day
That I never see my darling any more

oder auf deutsch: „Du, Du liegst mir im Herzen!“ u. s. w. — Auch verplauderten wir zuweilen ein Stündchen beim Halloh Jack; dieser Jack war ein Deutscher. Besitzer eines kleinen Kaufladens, in welchem er eine Reihe von Artikeln, die der Arbeitsmann täglich braucht, zum Verkauf ausgestellt hatte, wie Früchte, Cigarren, Tabak, Papier etc., obschon diese Waaren handelsgerecht nicht genau zusammenpassten. Ausser seinem Kaufladen war er aber noch so glücklich, ein nicht gerade schönes, doch sehr anmuthiges deutsches Frauchen zu besitzen, das allerdings die schönste Decoration und für Manchen den grössten Anziehungspunkt zu seinem Verkaufslocal bildete.

Der gute Jack schien zwar sehr eifersüchtig auf seine Gattin zu sein und hielt uns treu Gesellschaft, wenn wir uns für ein Stündchen dort hinsetzten und zuschauten, wie sie mit vieler Anmuth und Grazie die rauhen Miners bediente, die Intervalle benützend ein heiteres Gespräch mit ihr anzuspinnen. —

Das Geschäft der Dayton-Mill bestand damals aus zwei Mühlen, die ältere ward vom Carson-River getrieben und die neuere mit Dampf; sie gehörte einigen Amerikanern und einem Deutschen, auch war der Superintendent ein Deutscher. Unter dem Personal der Aufseher, Maschinisten und Arbeiter befand sich ein junger Mainzer und ein gemüthlicher Oestreicher, welch' letzterer 9 Jahre als Militär gedient und bei dieser Gelegenheit den italienischen Feldzug mitgemacht hatte; ferner einige Irländer und der Rest waren Leute aus Cornwales, welche hier kurzweg als Wälsche betitelt werden. An die Mühlen fahren die schwer beladenen Erzfuhren heran und werden unter dem Vorstoss des Daches

abgeladen. Hier wird das Erz mit langstieligen, schweren Hämmern bis auf faustgrosse Stücke verkleinert und dann unter die Stamps, etwa 20 Fuss lange Stempel von Eisen mit eisernen oder gussstählernen Schuhen, von einem halben Fuss Durchmesser, geschüttet. Jeweilen vier bis fünf dieser Stempel stehen zusammen in einem Holzgerüste und bilden eine Batterie.

Es gibt Mühlen mit vier bis zehn Batterien, folglich mit sechszehn bis achtzig Stempel. Diese Stempel werden wie bei einer gewöhnlichen Walke abwechselnd durch ein Zackenrad in die Höhe geschnellt und pochen im Rückfall auf das in den Stampftrögen aufgeschüttete Erz, bis solches zu feinem Pulver geworden ist.

Beim Pochen werden zwei verschiedene Methoden angewendet: die nasse und die trockene; bei ersterer wird Wasser zugeleitet, welches das pulverisirte Erz wegschwemmt und in die Tanks (hölzerne Kasten) führt; bei letzterer wird das Erz trocken verstampft, was jedoch für den Arbeiter viel unangenehmer und schädlicher ist, indem sich dabei eine stete Staubwolke entwickelt, welche die ganze Mühle erfüllt, und sich auf Brust und Lungen der Leute setzt.

Die Tanks sind etwa 7 Fuss hoch und haben 10 bis 12 Fuss im Quadrat, dort setzt sich die schwere Masse ab, während die leichtern Theile vom Wasser weggeschwemmt werden. Aus den Tanks wird der Pulp, so nennt man die breiartige Masse, mittelst Schubkarren nach den Pans (Pfannen) transportirt, in welchen der Amalgamirungsprocess vor sich geht. Die Pans sind terrassenförmig in drei Etagen übereinander gebaut und vermindern sich in der Zahl nach unten, indem je zwei oder drei der obern von etwa vier Fuss im Durchmesser in eine grössere von sechs bis acht Fuss zusammenlaufen. Sie sind aus Gusseisen und tragen einen hölzernen Mantel, durch welchen senkrecht eine Achse herab in die Pfanne geht, an welcher drei bis vier schwere eiserne Arme angebracht sind und die bei ihrer

Drehung die breiartige Masse untereinander rühren. Zu einer jeden Pochbatterie wird eine Pfanne gerechnet. Die obersten neuen Pfannen werden halbstündlich mit neuem Pulp geladen, dann wird Dampf in solche geleitet und Quecksilber in bestimmtem Quantum beigefügt, ferner erhält die Masse je nach ihrer chemischen Zusammensetzung eine weitere Beimischung von Schwefelsäure, Kochsalz, Eisenvitriol, Kupfervitriol, Potasche und dergleichen.

Der Pulp wird dann nach einer festgesetzten Zeit aus den Pfannen der obersten Etage in die Pfannen der mittleren Etage gebracht, wo derselbe Process sich wiederholt, um endlich in die grossen Pfannen der untersten Etage zu gelangen. Er wird dabei immer kleiner und compacter, indem alle leichtern Theile mit dem Wasser abfliessen, so dass in der untersten Pfanne die Mineraltheile schon ziemlich concentrirt sich vorfinden. Allwöchentlich findet die Hebung des Schatzes statt; dazu wird die Maschinerie still gestellt und das ganze Personal der Mühle in Requisition gesetzt. Nun werden von der obersten Etage an sämmtliche Pfannen mit Bürsten sauber ausgefegt, so dass kein Tröpflein Quecksilber irgendwo mehr hängen bleibt.

Von den obern Etagen wird sämmtlicher Pulp auf diese Weise in die Mittleren gebürstet und wenn erstere vollkommen rein sind, wird mit dem Fegen der Pfannen der zweiten Etage begonnen, wodurch die Masse sich vollständig in den untersten Pfannen zusammenballt. Aus diesen letzteren schöpft man sie in wollene Filter, die man aufhängt, damit das nicht amalgamirte Quecksilber abtropfen kann. Ist dieser Process fertig, so wird die Masse noch einmal durchgeknetet und in eiserne Retorten gebracht, welche die Form eines länglichen Kruges haben und letztere in den stark erhitzten Ofen gesetzt. Alsbald steigt das Quecksilber als Dampf auf und wird durch eiserne Röhren in ein Kühlgefäss mit Wasser geleitet, worin sich diese Dämpfe wieder zu

Quecksilber condensiren. In den Retorten löst sich das reine Metall, nämlich das blanke Silber, das meist in grösserem oder kleinerem Masse Zusatz von Gold enthält, von den Schlacken ab. Die Silberklumpen werden nachher in den Schmelzofen gebracht und in flüssigem Zustande zu viereckigen, backsteinförmigen Stücken von 80 bis 100 Pfund ein jedes gegossen. Gewöhnlich werden diese Silberbriks auf die Wells Fargo Express geliefert, welche sie nach San Francisco an die Hauptcomptoirs fördert, woselbst sie auf den Gold- und Silbergehalt, das heisst auf ihren Geldwerth nach der bereits beschriebenen Methode geprüft werden. Einzelne Mühlwerke haben allerdings auch ihren besonderen Essayer, der die Barren an Ort und Stelle prüft.

Zum Mühlwerk gehören dann weiter die Reparaturwerkstätten, die immer Beschäftigung haben, sei es um diese oder jene Ersatzstücke zu liefern oder um neue Einrichtungen vorzubereiten, denn hier zu Land sucht man immer das Beste einzuführen und sofort in Anwendung zu bringen, unbekümmert, ob das Alte noch dienen könnte oder nicht.

Gewisse Erze erheischen noch eine weitere Behandlung, nämlich dass sie vor dem Pochen geröstet werden. Dazu sind flache Flammöfen hergerichtet, auf welche das klein gemachte Gestein aufgeschüttet und mit Kochsalz vermengt wird, welcher Process etwa 4 Stunden dauert.

Den von dem Wasser abgeschwemmten Schlamm, wie er aus der letzten Pfanne abfliesst, nennt man Tailings; es enthält derselbe immer noch etwas Silber; daher lässt man solche sich ruhig absetzen und nimmt sie nochmals zur Verarbeitung in Momenten wo nicht genug neues Erz vorhanden ist. In letzterer Zeit haben sich sogar Mühlen aufgethan, die sich mit nichts anderm abgeben, als alte Tailings aus der ersten Zeit, wo man es nicht so genau nahm mit dem Amalgamirungsprocess, nochmals zu bearbeiten und den letzten Gran Silber daraus zu pressen.

Diese Tailings werden zu diesem Ende in Wasser aufgeschlemmt und über breite wollene Tücher gelassen; das in solchem befindliche Metall setzt sich in die Wolle, während die Erde darüber abfliesst. Diese Tücher werden dann von Stund zu Stund ausgewaschen und das gewonnene Metall beseitigt.

Man bedient sich zu dieser Manipulation auch sogenannter Concentrirmaschinen. Einer unserer Ingenieurs, ein Oestreicher, kam darauf eine solche neue Concentrirmaschine zu construiren, für welche er sich in Washington patentiren liess. Die Haupteinrichtung dieser Maschine besteht in der Anwendung eines Tuches ohne Ende, welches in geneigter Lage über zwei Rollen läuft. Die Tailings wird darüber gelassen und die leichten Theile vom Wasserstrahl weggeschwemmt, während die schweren inhaltsreichen von mechanischen Bürsten in besondere Abtheilungen getrieben werden.

In beiden Gebäuden der Dayton-Mill wurde Dampf verwendet; in der alten, welche mittelst einer Turbine am Carson-River läuft, nur zum Pfannenbetrieb; in der neuen als alleiniger Motor. Beide Mühlen waren Tag und Nacht in Betrieb und fortwährend erschütterte das donnernde Gepolter der Batterien das feste Gebäude.

Für die Platzarbeiter und die Erzklopfer war die tägliche Arbeitszeit auf 10 Stunden festgesetzt, für die Arbeiter im Mühlwerk und für die Maschinisten auf 12 Stunden, da diese letztere Arbeit weniger anstrengend ist. Jedoch klagten die Pfannenarbeiter sehr darüber, dass die steten Quecksilberdämpfe ihrer Gesundheit übel mitspielen. Ausbezahlt wurde alle Monate, hingegen in Betreff auf die Anstellungen niemals irgend ein Verding gemacht. Jeden Tag kann der Arbeiter austreten oder umgekehrt seinen Abschiedszettel bekommen, ohne dass die Woche ausgemacht wird; auf gleiche Art wird übrigens im ganzen County verfahren.

In meinen frühern Capiteln habe ich schon viel geklagt über schlechte Zeiten in Austin am Reese-River,

über sehr schlechte Zeiten in Virginia-City und viel besser sah es zur Zeit meiner Anwesenheit in Dayton auch nicht aus. Verschiedene Mühlen, wie die Illinoismill, die Seymourmill und andere standen still; einige schon seit Monaten, und die Arbeiter warteten immer noch auf den zu gut habenden Lohn. Es gab auch in Dayton damals doppelt und dreifach mehr Leute als Anstellungen, und gar Viele lagen schon Monate lang herum und belasteten sich mit Schulden.

Es litt natürlich die ganze Stadt darunter, da Alles vom momentanen Verdienst zehrt und wenn der Arbeiter hungert, so sind dadurch alle übrigen Geschäfte verkümmert. Unser Etablissement war eines der Besten in weiter Runde und die Company als reich und solid angesehen, darum trachtete auch Jeder hier anzukommen. Dasselbe bildete jedoch nicht die einzige Ausnahme, sondern gleich renommirt waren die Appeltonsmill mit 30, die Mineral Point mit 40 und die Westernmill mit 25 Stamps.

Doch verlassen wir nun wieder die staubigen Mühlen und das schlechte Geschäft und thun wir einen Blick in Daytons gesellschaftliches Leben. —

In der Nähe des Städtchens liegt ein kleines Methodisten-Kirchlein; überhaupt hat diese Secte dort viele Anhänger. Dem Kirchlein fehlte aber eine Glocke und doch hätte namentlich der Herr Pastor gerne seine Gemeindeglieder mit ehernem Munde zusammenrufen lassen.

Da die Gemüther der Frauen für Kirchensachen immer zugänglicher sind, so steckte sich der Methodisten-Pastor hinter letztere und rieth ihnen, zu Gunsten dieser Glockenbeschaffung einen Tanzabend zu veranstalten. Der Pastor kannte eben die schwache Seite seiner Anhängerinnen. Seine Idee zündete in den weichen Frauenherzen wie ein Funke im Pulverfass und unter dem Kleide dieser gottgefälligen Handlung wurde der hübscheste Tanzabend von der Welt vorbereitet. Dem Zweck zu lieb konnten auch ältere Damen, die schon

lange die Tanzschuhe weggelegt hatten, Theil nehmen und wie hätte eine junge Tochter ausbleiben dürfen? — Der Beweggrund war ja ein kirchlicher und so konnte auch ein Ausschluss von Ständen nicht stattfinden. Das war nun so etwas absonderlich neues für Daytons Bevölkerung, dass auch die Männer in grosser Zahl sich einfanden und das Entrée mit zwei Thaler bezahlten. So war nun ganz Dayton, jung und alt, möglichst aufgeputzt versammelt und tanzte recht glückselig bis in den Morgen hinein, für die Glocke der hölzernen Methodisten-Kapelle, die denn auch wirklich herausgetanzt worden ist.

Zwar wurde von boshafter Hand den Patroninnen des Festes übel mitgespielt. Sie hatten zur Erquickung der durstigen Tänzer und Tänzerinnen verschiedene erfrischende Getränke beschafft, die in einem Nebenlocal aufbewahrt waren. Irgend ein Spassvogel musste bemerkt haben, dass in Bezug auf ihre Bewachung keine Sorge verwendet wurde; — kurz es war sowohl das Bierfass als auch der Flaschenkeller verschwunden, als man das Publikum mit einem kühlen Trunk überraschen wollte. — Der Spass war allerdings derb und gemeiner Natur und hatte die Folge, dass die guten Patroninnen sich gegenseitig bittere Vorwürfe machten und sich beinah in die schön frisirten Haare gerathen wären

In einer der folgenden Nächte ertönte Feuerruf; alles machte sich auf die Beine. Die Whisteln der Dampfmaschinen gellten schrill durch die nächtliche Stille; die Feuerwehrmänner schnallten ihre Gürtel um und sprangen mit ihren Pickelhauben auf die Strasse.

Aber wo brennt es denn? — Niemand wusste Bescheid. — Man merkte bald, dass es ein falscher Alarm gewesen und ging verdriesslich und brummend über die Unruhstifter und Schlafstörer wieder zu Bett. Am andern Tag enthüllte sich die Geschichte. Es war nämlich Mister Jack, der eine Wienerin zur Frau hatte, seit einiger Zeit als Fireman an der Dancymill angestellt,

dessen Schicht jeweilen mit Mitternacht endigte oder anfing. Aus irgend einem Grunde wechselte er in jener Nacht mit seinem Kameraden die Schicht und kam gleich nach Mitternacht wieder nach Haus. Dort fand er zwar die Thüren wohl verschlossen, aber das Nestchen war leer und der leichte Vogel, seine Wienerin, ausgeflogen.

Was war nun anzufangen, um dieselbe wieder zu kriegen. Er schwur Rache, tödtliche Rache, steckte seine Revolver zu sich, trat wieder in die Strasse und schrie aus Leibeskräften „Feuer! Feuer!“ — Ueberall klappten alsbald Thüren und Laden und wer kam im leichten Nachtkleid zuerst daher gesprungen? — Das war Jacks Gattin, die ihrem zürnenden Gatten in die Arme fiel. Er liess den Revolver sinken und schloss sachte seine Thüre hinter sich zu. — Doch am folgenden Morgen blieb Jacks Kaufladen, den seine Frau führte, geschlossen und beide standen vor dem Friedensrichter, bei demselben die plötzliche Scheidung verlangend. Diese Scheidung ward auch alsbald vollzogen, da sich die Trauungspapiere als ungültig herausstellten. So war also unser Jack durch seinen falschen Feuerruf seiner untreuen Ehehälfte losgeworden.

Diese Wienerin war eine Miss. Haag und war früher Kammerkätzchen bei einer gräflichen Familie, die bald in Wien und bald in Italien lebte. Um mehr Abwechslung in ihr Leben zu bringen, machte sie sich in Wien mit einem Mechaniker auf und davon, letzterer seine brave Frau und ein Rudel Kinder im Stiche lassend. So kamen sie nach Californien und über die Nevada, wo er in einer Quarzmühle Daytons Anstellung fand. Clima und Umstände bekamen ihm jedoch nicht sonderlich gut; er ward kränklich, siechte Jahre lang dahin und starb. Ein paar Tage nach seiner Beerdigung wurde seine hinterlassene Wittwe die glückliche Frau eines Brauers, der aber so ungeschickt wirthschaftete, dass er für gerathen fand das Weite zu suchen und nach ihm kam erst unser Mr. Jack an die Reihe. —

Diese wieder in Disponibilität gesetzte Miss. Haag verband sich dann geschäftlich mit einer Miss. Weber gleichen Schlages. Die Miss. Weber war eine ächte Amerikanerin, eine Farmerstochter aus dem Staate Illinois. Ihr Mann „der lange Sim" genannt, war ein gewandter Schmied; beide wurden durch den Bürgerkrieg über die Prairien nach dem Goldland vertrieben. Weber fand in Dayton viel Arbeit und gutes Auskommen. Er war ein handfester deutscher Handwerksmann, treuherzig und seelengut, doch manchmal gab er den Anforderungen seines Durstes zu viel Gehör.

Die noch junge, hübsche und gesprächige Farmerstochter fand sich dann oft vereinsamt und allein; das merkte der schwarzlockige Billy, ein vortrefflicher Gesellschafter, und wusste sich der Miss. Weber gefällig und interessant zu erzeigen. Mit ihm kamen andere Freunde in's Haus und der Cirkel der Madame Weber war bald sehr gesucht.

Als jedoch der gute Sim einmal zur unrechten Zeit nach Hause kam, fand er seine Katty etwas vertattert; er ging zufälliger Weise durch ihr Zimmer und merkte, dass eben Jemand zur andern Thüre heraustappte. — Er that als hätte er ganz und gar nichts gemerkt, war guter Dinge und bedauerte nur, dass er für ein paar Tage nach Silbercity zu gehen habe, wo ihm eben so lohnende als dringliche Arbeit vorbehalten sei. — Er packte seine sieben Sachen zusammen, vergass nicht sein erspartes Geld und Geldeswerth zu sich zu stecken, nahm zärtlichen Abschied von dem anmuthigen Weibchen — und — vom langen Sim sah und hörte Niemand etwas mehr; — er hinterliess eine trauernde Gattin ohne Kinder und eine Anzahl schreiender Gläubiger.

Würde ich aus Daytons Chronik weiter erzählen wollen, so hätte ich noch einer Miss. Rothschild zu erwähnen, einer wirklich bildschönen Jüdin, welche man oft mit lebensfroher Miene mit den Dandies von Dayton ausreiten und ausfahren sah. Diese zarte, junge Dame

machte bedeutenden Aufwand und Niemand hätte vermuthet, dass während sie ausritt im eleganten Amazonenkleid und beschleierten Cylinder, das rabenschwarze Haar fein in ein Netz eingeflochten, bei ihr zu Haus ein Heerdlein Kinder um den leeren Brodkorb stünden, das eine blondhaarig, das andere ziegelroth und das dritte kohlenschwarz u. s. w.

Damit man aber nicht glaube dieses Dayton sei ein besonders gefährlicher Ort, fällt mir gerade ein Gegenstück ein. — Neben unserer Wohnung wohnte ein Schweizer, ein Spengler seines Berufs, dem ich, wenn ich Nachtschichten hatte, unter Tags gerne zusah, wie er arbeitete, weil er mit vielem Geschick und unter Verwendung verschiedener Hülfsmaschinen sehr viel und sehr schöne Arbeit herzustellen wusste. Dieser Tinnsmith war eines Tages beschäftigt einen Kasten sonderbarer Form zu construiren und nachdem ich ein paar Mal falsch gerathen, erzählte er mir, dieses Gefäss sei dazu bestimmt die Gebeine einer längst verstorbenen, hier begrabenen Frau aufzunehmen, die nach den Staaten geführt werden sollten. — Der Besteller dieses Kastens war ein Farmer aus Kentucky und bereits Wittwer, als er in der Kriegsnoth den Weg über die Prairien und das Felsengebirge hieher machte; damals schon liess er die Gebeine seiner Gattin ausgraben und nahm sie mit sich bei seiner Ueberlandsreise, um sie in Dayton beizusetzen. Jetzt, da ihn das Heimweh nach seiner Farm wieder über die Prairien zurücktrieb, liess er diese Gebeine zum zweitenmale ausgraben, um sie bei seiner Rückkehr wieder geweihter, heimathlicher Erde in Kentucky anzuvertrauen. Ist das nicht ein Beispiel seltener Treue und Anhänglichkeit? Auch solches geschieht am Fusse der Nevada. —

Der 4. Juli rückte heran. Der 4. Juli ist der grösste und höchste Feiertag Amerika's, welcher allgemein in allen Staaten der Union und in allen Territories festlich begangen wird. Die Amerikaner achten den Fourth

of July, the Independence day, höher als Ostern, Weihnachten und Neujahr.

Das Halten der kirchlichen Feiertage ist überhaupt Sache der einzelnen Staaten, Counties und sogar der einzelnen Gemeinden. Die einen sind strenger in der Sonntags- und Feiertags-Heiligung als die Engländer, verbieten Dampfboot- und Eisenbahnfahrt und das Offenhalten jeder Art Trinkhäuser. Andere führen ein freieres Regiment und in Dayton wurde ganz und gar kein Unterschied zwischen Werktag und Sonntag gemacht. Denn wie an allen Sonntagen, so gingen auch an den hohen kirchlichen Feiertagen und am Neujahrstag die grossen Gewerbe, Fabriken und Factoreien ohne Unterbrechung fort. Ohne Unterlass whistelten die Signalpfeifen, schnurrten die Maschinen und waren die Arbeiter Tag für Tag an ihren Dienst gebunden.

Aber am 4. Juli da liegt alles feierlich und stille, damit der Unabhängigkeitstag mit Würde begangen werde. Es wird schon Tags zuvor Vorbereitung getroffen; die Strassen werden gesäubert und um's Haus herum wird überall aufgeräumt, Karren und Arbeitsfuhrwerke aus dem Wege geschafft und so herrscht im ganzen Land Ruhe und Sonntagsfrieden und Jedermann, gross und klein, reich und arm trägt sein Festkleid.

Mit Sonnenaufgang dröhnt von den Höhen Kanonendonner; überall flattern Fahnen und Flaggen auf den Zinnen der Dächer und das ganze grosse Land der Vereinigten Staaten glänzt im bunten Festschmuck.

Ich hatte gerade meine Nachtschicht. Als ich sie antrat, regnete es, was nur vom Himmel herunter wollte. Es war dies eine absolute Ausnahme und gehört mit in die Chronik Daytons, dass es am 3. Juli noch regnete, denn sonst regnet es dort in dieser Jahreszeit ganz und gar nicht. Die Woche zuvor war es auch zum ersticken heiss gewesen, bis 90 Grad Fahrenheit im Schatten. Der Temperaturwechsel geht übrigens in grossen Schwankungen vor sich und kann im Tag bis auf 20° F. steigen

und fallen. Im Hochsommer sind die Morgen frisch und klar, aber je näher der Zeiger der Uhr gegen den Mittag rückt, desto wärmer, heisser und schwüler wird es. Des Nachmittags treten dann öfters kühle Brisen ein, wodurch sich die Luft auf die Nacht wieder empfindlich abkühlt, so dass man gerne zum schweren californischen Rock greift. So selten dieser Sommerregen war, so wohlthätig war er für Stadt und Land, Menschen und Vieh. Man freute sich allgemein aus dem dicken Staub, der alles bedeckte, und aus der drückenden Schwüle herausgewaschen worden zu sein.

Nach Mitternacht hatte es zu regnen aufgehört und der Morgen erwachte im holdesten Festglanz. Wie die Sonne purpurn am Bergrücken emporstieg, erdröhnte zugleich von verschiedenen Orten dumpfer Kanonendonner, der in langsamen Wogen feierlich den Hügeln entlang rollte. Das Glöcklein in der Methodisten-Kapelle baumelte unablässig und sein Schwengelchen tanzte darinnen so lustig herum, wie im Frühjahr die Füsschen der klugen Ladies, welche es gestiftet haben. Um 6 Uhr liess ich auch meine Dampfwhistel noch kräftig und munter spielen, zum Zeichen des allgemeinen Aufbruchs. Denn es galt bei uns um mehr als einen Feiertag, weil mit dem 5. Juli ernste Reparaturen im Werk vorgenommen werden sollten.

Mein Zimmerkamerad und der Mainzer Georg hatten mit mir abgeredt einen gemeinschaftlichen Ausflug nach Virginia City zu machen. Bald waren die feuchten, schmutzigen Arbeitskleider beseitigt und dafür das sauberste Hemd und das beste Gewand angezogen, und so wanderten wir unverdrossen zuerst über den Dayton-Ditch. Der Dayton-Ditch ist ein 4 Meilen langer Canal vom Carson-River hergeleitet, welcher seiner Zeit zum Goldwaschen gegraben wurde; denn schon mit Anfang der fünfziger Jahre, beim Anlangen der ersten Emigranten-Caravanen aus den Staaten, wurde in dieser Flat nach Gold gesucht. Es wurde auch in der obersten

Schicht des angeschwemmten Gebirges Gold vorgefunden und bei dessen Ausbeutung die ganze Thalsohle durchgewaschen und durchgearbeitet, so dass es sich gegenwärtig nicht mehr lohnen würde, dieselbe Arbeit dort noch einmal aufzunehmen.

Dieser Canal wird nunmehr zum Betrieb einer Quarzmühle mit 60 Stamps benutzt, welche die Herren Birdsal & Carpenter damals aufzubauen im Begriff waren und deren Eröffnung die unbeschäftigten Arbeiter mit Ungeduld entgegen sahen. Früher war auch eine Colonie Mormonen in diesem Thal angesiedelt und das nahe Städtchen Genoa wurde von denselben gegründet. Dieselben sind jedoch wieder aus der Gegend verdrängt worden. Wir passirten das Zollhaus und begannen an der Westseite des Gebirgszuges, welcher Dayton von Virginia trennt, empor zu steigen. Die Strasse ist kunstgerecht in die Flanke der stellenweise sehr schroffen Bergwand eingeschnitten, so dass über derselben die Felsen senkrecht anstehen und von ihr in gleicher Richtung in tiefe Schluchten abfallen, was der ganzen Scenerie ein sehr pittoreskes Ansehen gibt. Tief in der Schlucht schäumt ein wilder Bergbach, welcher, wo es die Lage erlaubt, mit Mühlen umbaut ist.

Wir passirten Simonmill, Johntown, und gelangten nach Silbercity, der eigentlichen Mühlenstadt, wo ein Werk an das andere sich reiht, wie die Eaglemill, die Unionmill, die Swansee-, die Empire-, die Imperial-, die Phoenixmill und andere mehr. Diese Mühlen standen nun alle still und von ihren Kaminen herab kräuselten sich die festlichen Flaggen, anstatt der gewohnten Dampfsäulen. Im nahen Goldhill dagegen sind die Minenwerke hervorragend, mit vielen Senklöchern und Gruben; zwar erblickt man auch ringsherum sogenannte Katzenlöcher als Warnzeichen für die zu heissblütigen Fortunajäger. In Goldhill machte sich gerade die Firecompany und die Garde marschfertig, um zum gleichen Ziel zu gelangen, das wir uns gesteckt hatten. Ich sage auch die

Garde; eine solche wird in jeder grösseren Ortschaft gebildet, sie besteht aus Bürgern und Einwohnern, die sich zu einem Club vereinigen und eine Compagnie bilden. Die Muskete und die übrige Bewaffnung wird ihnen vom Staat verabfolgt, die Uniform bestimmt jede Compagnie nach ihrem Geschmack. Jede Woche an einem bestimmten Abend vereinigt sich die Garde zum Exercitium und zu Schiessübungen. Von Zeit zu Zeit halten sie Preisschiessen ab, auch Musterungen werden vorgenommen, wo sie vor dem Publikum Parade machen und die gewöhnlich mit einem heitern Balle schliessen.

Noch galt es einen gähen Stutz zu überwinden, wir bogen um die letzte Windung und zu unsern Füssen lag Virginia City in weiter Ausbreitung die Flanke des Gigergrat gürtend. Gegenüber erhebt der Mount-Davison sein schneeiges Haupt majestätisch in den blauen Aether empor. Dieser Mount-Davison, die Zierde von Virginia's Umgebung, hat eine Höhe von 10,000 Fuss über'm Meer. An ihn lehnt sich der Cedarhill, das eigentliche Arbeitsfeld der Silbergräber.

Eingerückt in Virginia trafen wir unter der, aus allen umliegenden Plätzen herzugeströmten Menge verschiedene Bekannte an. Wir setzten uns zu einem guten Mittagessen zusammen und begaben uns nach aufgehobener Tafel nach der B-street, um den Festzug mit anzusehen, der sich eben in Gang gesetzt hatte.

Die Spitze desselben bildeten die Festherolde zu Pferd, dann folgten die Staats- und die Stadtbehörden; hinter ihnen das Musikcorps, die Garden-Compagnien von Virginia, von Goldhill und die Irish-Guarde; ferner die verschiedenen Feuerwehrcorps, festlich aufgeputzt, mit Aufführung ihrer Spritzen und Schlauchwagen. Mitten in ihrem Zuge war ein altgriechischer Wagen mit einer Liberta eingeflochten. Diese Liberta war eine der anmuthigsten Schönen Virginia's. Auf einem andern Wagen sassen 36 junge Mädchen, weissgekleidet und mit Blu-

menguirlanden geziert, die Staaten der Union allegorisch darstellend.

Sie jubelten und scherzten zusammen und sangen begeisternde Vaterlands- und Freiheitslieder, wie:

John Browns body is mouldering in the ground
John Brown is a soldier of the lord
And his soul is marching home,
Glory, Glory, Halleluya
Glory, Glory, Halleluya.

Oder das herzliche:

Wher the cruel war is over etc. —

und abwechselnd erklangen aus den kräftigen Männerkehlen dazwischen Lieder wie folgende:

On the battlefield oh mother
I am thinking most of you. —

Oder:

We rally round the flag boys
We rally ones again
We rally with the battle cry of freedom
The Union for ever
Hurrah boys Hurrah
The Union for ever
Hurrah boys Hurrah.

Oder:

The star sprengled banner. —
The red, white and blue etc.

und wie die Lieder alle heissen. —

An diese Corps reihten sich die Bürgerclubs zu Fuss, zu Pferd und zu Wagen und den Schluss bildete eine berittene Abtheilung des in der Nähe hausenden Indianerstammes der Pintes, ihren Häuptling Minemack an der Spitze mit dem Unionspanner, das jedoch statt der Sterne — Pfeil und Bogen im blauen Felde führt. Diese Indianer hatten sich wie zur Betretung des Kriegspfades geschmückt und bildeten in ihrem Zierrath von Federn, Pelzwerk, Büffelfellen und mit ihren geschmückten seltsamen Waffen eine höchst interessante Gruppe. —

Nachdem wir diesen Festzug von verschiedenen Standpunkten aus wiederholt an uns vorüber hatten defiliren lassen, besuchten wir meinen wackern frühern Meister in der Pacific-Brewery, der mich auf's herzlichste empfing und den ich zu meiner Freude gesund und wohl antraf. Leider hatten sich die Geschäftsverhältnisse in Virginia noch wenig verändert und so musste auch er sich stets auf bessere Zeiten vertrösten.

Wir kehrten guten Muthes wieder nach unserem Dayton zurück und kamen gerade noch zu dem brillanten Feuerwerk, das die Stadt zur Verherrlichung des Tages losbrennen liess. Ganze Garben von Raketen schossen zischend zum nächtlichen Himmel empor, platzten und knallten, vielfarbige Sterne streuend über die durch ihren Glanz magisch beleuchtete Umgebung. Das Hauptstück war der in Gold und Silber strahlende Unionsadler, der als wohlgelungenes Transparent sich langsam über die jubelnde Menge emporhob, um sich schliesslich in einen Bündel von Blitzen und Strahlengarben aufzulösen. Den Schluss der Festlichkeiten bildete ein brillanter Ball zu 5 Dollars Entrée. Den ganzen Abend, die darauf folgende Nacht und sogar am folgenden Tag war man seines Lebens und seiner Ohren nicht sicher vor den sogenannten Firecrakers, einer Art Knallfröschen die aus China stammen und sehr billig zu haben sind; Jung und Alt wetteiferte solche überall in den Strassen loszubrennen. Ich hatte nun während 40 Stunden keinen Schlaf genossen, dazu gesellten sich die Strapazen der Fusstour und des Ballvergnügens, so dass ich nichts Gescheidteres thun konnte, als mein Lager aufzusuchen und mich auf's Ohr zu legen.

Während dem Stillstand unserer Mühle schickte ich mich an die Minenwerke der Umgegend etwas genauer anzusehen, und wanderte zu diesem Zweck mit unserm Mainzer Georg nach der Dany-Mine, die etwa 2½ Meilen von Dayton auf einem Hügel gleichen Namens angebaut ist. Unterwegs erzählte mir der Mainzer Georg

seinen Lebenslauf, den ich als getreues Charakterbild eines deutschen Einwanderers hier wieder zu geben versuchen will.

Mein Georg stammte aus der alten Stadt Mainz am Rhein und zwar aus einem guten Haus; er hatte die Handlung erlernt, und da zu Haus sich nicht gerade Gelegenheit zeigte, sich zu etabliren, machte er eine Reise zu seinen Verwandten nach Amerika herüber und bekleidete längere Zeit eine Buchhalterstelle in Boston. Später unternahm er Reisen nach den westlichen Staaten und da es ihm in seiner Buchhalterei nicht glücken wollte vorwärts zu kommen, so fing er an jegliche Gelegenheit zu ergreifen, die ihm irgend eine Chance von Gewinn darbot; denn westlich vom Atlantischen Ocean gilt das Sprichwort nicht mehr: „Schuster bleib bei deinem Leist“, sondern es heisst: „Nimm jede gute Gelegenheit am Schopf und mach' so viel Du kannst, gleich viel wie“. In St. Louis machte unser Georg Bekanntschaft mit einem andern Rheinländer, Namens Wilhelm, der ebenfalls herüber gekommen war, um bei Verwandten in ein Geschäft zu treten. Statt nun sein Glück zu finden, merkte er, dass er als deutscher Greenhorn ausgepumpt werde und seine Angelegenheiten „left hand“ gingen. Mit Hinterlassung eines Stückes seines guten Felles machte er sich aus dieser Klemme los und kam ebenfalls nach St. Louis. Die beiden Deutschen wurden bald gute Freunde und gelobten sich einander in Glück und Unglück treu zu bleiben. Wilhelm hatte noch etwas Geld, Georg dagegen war sprach- und landeskundig. So machten sie kleine Handelsgeschäfte, bald in dem und bald in jenem und konnten sich ordentlich durchbringen. Ihr Sinn ging aber höher und darum war auch für sie in St. Louis kein Verbleiben. Gleiche Versuche und gleiche Resultate in Memphis. Nun sollte es in New-Orleans, der Metropole am mexikanischen Meerbusen probirt werden. Um Geld zu sparen, verdingten sie sich als Arbeiter auf einen Schleppdampfer,

alles überflüssige Gepäck in Memphis zurücklassend. Das Boot wurde flott und gleitete den majestätischen Mississippi hinunter. Bei jeder Station wurde Halt gemacht und da gab's für die beiden Freunde Arbeit beim Aus- und Einladen. Wilhelm besass weder besondere körperliche Stärke, noch war er in den Hantierungen sehr geschickt, so dass ihm dieser Debardeurdienst sehr schwer fiel. Am dritten Tag als an einer wilden Stelle wieder Holz eingenommen wurde, that Wilhelm einen Fehltritt und fiel mit einer Last Holz auf dem Rücken zur Erde; sofort stürzte der brutale Aufseher, ein Irländer, mit einem kreischenden „Goddam your bloody soul!", auf ihn los, misshandelte ihn mit Schlägen und schalt ihn einen elenden Trunkenbold. Diese Schmach konnte der sanftmüthige Deutsche nicht ertragen, er raffte sich auf, warf dem wüthenden Menschen einen Sparren an den Kopf und flüchtete sich unverzüglich in das Dickicht, das in labyrinthischer Verworrenheit die Ufer des Mississippi besäumt.

Georg war in grosser Sorge um den entsprungenen Freund. Er wurde als ausgesetzt betrachtet und das Boot stiess vom Ufer. Was war zu thun, den Freund in der Noth verlassen, oder sich selbst in unvermeidliche Nöthen begeben? — Das bessere Ich entschied bei ihm für letzteres. Georg erspähte einen unbewachten Augenblick, — sprang in's Wasser und schwamm dem Ufer zu, wo sein Freund weilte. Beide waren in der grössten geistigen Aufregung, sie warfen sich einander in die Arme und hielten sich lange unter Thränen umfangen, denn beide ermassen die schweren Folgen ihrer That. — Nun waren sie allerdings frei, so frei wie der Vogel in der Luft, so frei wie die wilde Katze im dunklen Wald. — Vor ihnen lag der meilenbreite, mächtige Strom, hinter ihnen der unabsehbare, tiefe, unheimliche Urwald. Nachdem sie sich ermannt und Georg seine Kleider getrocknet hatte, begannen sie zu wandern. Sie hielten sich immer am Uferrand des gewal-

tigen Stromes, der seine Fluthen in weiten Krümmungen durch jene Wildniss wälzt. Es war schon ein böses Fortkommen auf dem seichten Sandboden; öfter aber erstreckte sich das undurchdringliche Dickicht bis in den Strom hinein, da musste die Wanderung durch das Wasser vorgenommen werden, indem man sich an den überhangenden Zweigen festhielt. Denn an ein Durchkommen durch jene engverwobene Waldung war nicht zu denken. Da drängt sich Stamm an Stamm der gewaltigen Waldriesen und zwischen hinein Buschwerk und Dornen in üppigster Fülle, das ganze zusammenverflochten und durchzogen von schlingenden Lianen, die von der Tiefe zur Höhe steigen und von der Höhe zur Tiefe fortspinnen. Da hilft kaum das scharfe Beil des westlichen Farmers; — und unsere Freunde waren ja jeglichen Werkzeuges baar.

So ging es fort tief in die Nacht hinein, sie fürchteten sich irgendwo niederzulegen, theils wegen einem möglichen Ueberfall von wilden Thieren und namentlich weil die Nächte kalt und fieberisch sind. Es regnete in Strömen, Hunger und Ermattung stellten sich als einzige Unglücksgefährten ein; sie machten übermenschliche Anstrengungen, um ihre Wanderung bis zum anbrechenden Morgen fortsetzen zu können, aber Wilhelms Kräfte schwanden zusehends. Mehr todt als lebendig wurde er von seinem treuen Begleiter fortgeschleppt, bis zu einer Stelle, wo sich ein Haufen aufgeschichtetes Holz befand. Dort bereitete Georg aus den schweren Spältern ein Schirmdach, legte den Boden mit gleichem Material aus, bettete sich zu seinem bewusstlosen Kameraden, ungewiss ob letzterer je wieder seine Augen öffnen werde. Als der Morgen zu dämmern begann, raffte sich Georg auf, um womöglich etwas Nahrung zu finden; mit unsäglicher Mühe gelang es ihm sein Sacktuch mit Waldbeeren zu füllen, die er reif und unreif zusammenlas, ungewiss ob giftige Früchte sich darunter befänden. Wilhelms Bewusstlosigkeit dauerte

bis tief in den Morgen hinein; endlich erwachte er und fühlte sich durch den lethargischen Schlaf wieder etwas gestärkt, genoss von der ihm dargebotenen kargen Kost und so konnten beide unter den gleichen Bedingungen wie am Tage vorher ihre strapaziöse Wanderung wieder beginnen, jedoch unter langsamerem Vorgehen. So waren sie fünf Tage hindurch den Buchten des Mississippi entlang gewandert, ohne andere Kost als den Genuss meist unreifer, herber Waldbeeren und Fruchtknospen; — endlich sahen sie ein rettendes Ziel vor sich, eine neue Ansiedlung, und vor derselben einen kleinen Dampfer vor Anker. Bei den Farmern fanden sie gute Aufnahme und die nöthige Auffrischung ihrer Lebensgeister. Der Bootsmann, ein Neger, nahm sie willfährig in sein Schiff, das zur Aufnahme von Landesprodukten bestimmt war und so reisten sie in entgegengesetzter Richtung wieder stromaufwärts, um nach Verlauf mehrerer Tage wieder in Memphis zu landen.

Das im New-Orleans-Steamer zurückgelassene wenige Gepäck mussten sie als verloren betrachten; sie machten dagegen die in Memphis wieder in Besitz genommene Habe zu Geld und fanden glücklicher Weise wieder Anstellung und Brod. Wilhelm war von den grossen Weltplänen radical geheilt und bequemte sich ruhig und zufrieden in seine neue Stellung; doch dem Georg blitzte es wieder heiss durch den Kopf, als die Zeitungen die Wundernachrichten aus dem Goldlande Californiens brachten. Und so ist er denn hingezogen über die Berge nach einem schweren Abschied von seinem Freund Wilhelm — und hat es schlechter gefunden als er es in Memphis hatte.

Als Georg zu erzählen aufgehört hatte, befanden wir uns in der Nähe der Dany-Mine. Unsere ganze Aufmerksamkeit war nunmehr auf dieses Werk gerichtet. Das Schachthaus (Hoistingwork) besteht aus einem grossen Holzgebäude, in welchem eine mächtige Dampfmaschine arbeitet, um ohne Unterbrechung Wasser,

Gestein und Erz aus der tief verborgenen Unterwelt an's Tageslicht heraufzufördern.

Nebeneinander befanden sich zur Zeit drei Schächte, der erste auf 300 Fuss, der zweite auf 170 Fuss und der dritte auf 320 Fuss abgeteuft; der dritte Schacht diente aber blos als Pumpschacht. Die Minenarbeiter stecken sich vor dem Herabsteigen in Matrosenkleidung, in die berühmte Theerjacke, in grosse Wasserstiefel und stülpen den Wachstuchhut tief über die Ohren herab.

In den Hangkübel werden die Werkzeuge gelegt, während die Mannschaft stehend auf dessen Rand Platz nimmt, mit der einen Hand sich am Seile haltend, in der andern das Grubenlicht, das schlechterdings meist aus offenen Kerzen besteht, obschon man auch von schlechter Luft in den Gängen und von schlagenden Wettern hört. Sobald die Leute zur Thalfahrt bereit sind, lässt der Maschinist auf das Commando „all right" das Seil über die Rolle gleiten und langsam versinken Kübel, Menschen und Lichtlein in den finstern Schlund. Wir beide standen auch mit dabei und bei Nacht und Grauen fuhren wir immer tiefer und tiefer an den kahlen Wänden des Schachtes herab. Das matt leuchtende Kerzenlicht flackerte unheimlich in die einsame, ewig dunkle Nacht hinein, indem es die Gesichter der fünf auf dem Kübelrand stehenden Männer gespensterhaft erhellte und deren schwindende Schatten scharf an die Schachtwand warf.

Dazu das Geknarre der abwicklenden Rolle, das Schnurren der Kurbel, das Rieseln der Quellen, das Geplätscher der herabfallenden Wasser; — und alle diese Töne vereint und verschlungen in der Schallröhre des krystallinischen Schachtes, das machte auf uns den merkwürdigsten Eindruck.

Endlich sitzt man auf festem Grund auf und steigt ab. Vom Schachtboden führt eine Eisenbahn in die weit verzweigten Seitenstollen (Trifts) hinein, an deren Ende der kundige Bergmann knieend oder sitzend eifrig

und unverdrossen mit sicherm Pickelschlag Stück für Stück vom harten Gebirge lostrennt; stets der Ledge (Erzader) folgend und ihr vorsichtig nachgehend. Gleich dem Polypen, der in dunklem Meeresgrunde seine Speise sucht, indem er seine Fangarme nach allen Richtungen ausstreckt, führt auch der Bergmann seine Stollen und Seitenstollen strahlenförmig in das dunkle Gestein, um zu seiner Beute zu gelangen. Von Arbeitern wird das losgeschlagene Gestein in die Behälter gesammelt. Diese letzteren bestehen entweder aus festen hölzernen Kübeln, die mit soliden eisernen Reifen beschlagen sind und auf niedern Rollkarren fortgeschafft werden; oder aus viereckigen eisernen drei Fuss hohen Kasten, die sammt ihren Rädern aufgezogen und herabgelassen werden. Ist das Gefäss geladen, so wird es auf den Schienen an den Schacht gefahren, das Seil wird angehängt und je nach dem Namen des Stollens, ruft der Arbeiter „Hoist away number one“, „Hoist away number two“. In denjenigen Minen, wo die Schachte tiefer sind, bedient man sich hiezu der Glockensignale.

In der Dany-Mine sind die Stollen in zwei Stockwerke über einander gebaut, in beiden Stockwerken laufen sie in schiefer Richtung vom Schacht ansteigend, so dass der beladene Karren leicht vom Ort gebracht wird, während man den leeren nur mit Aufwand aller Kräfte heraufschaffen kann. Der obere Stollen Nr. 1 ist trocken, die Arbeit darin nicht schwierig; der untere Stollen, der die Drainröhre des obern bildet, ist dagegen sehr nass; von der Decke und aus den Seitenwänden rieseln die Wasser aus allen Fugen unaufhörlich herab und die Bergleute befinden sich da in einem ewigen Regen. In der Mitte der Stollen sammeln sich die Wasser zu einem rauschenden Bächlein, das oft zum Bach wird und den guten Leuten bis an die Kniee heraufsteigt. In solchen Fällen wird dann mit einem kräftigen „Goddam“ begleitet nach oben gerufen: „More Steam“; nämlich die Pumpe soll mehr angestrengt werden.

Der Hauptstollen war damals 290 Fuss lang, ungefähr sechs Fuss hoch und ebenso breit. Dieser Stollen war in seiner ganzen Länge mit vier- bis sechszölligen Hölzern von je vier zu vier Fuss Abstand gesperrt, um das Einstürzen zu verhindern, das anderwärts bei unvorsichtigem Bau mit Verlust von Menschenleben schon mannigfach vorgekommen ist.

Wegen der schwierigeren Arbeit wird im untern Stollen von der gleichen Schicht nur während 8 Stunden gearbeitet, so dass daselbst die Schichten innerhalb 24 Stunden dreimal wechseln. Im obern Stollen dagegen arbeitet die gleiche Schicht während 10 Stunden. Die Bergleute hatten damals nebst Kost einen Monatslohn von 60 Dollars. Eine Bretterhütte war von der Gesellschaft als allgemeines Logierhaus zur Verfügung gestellt, die jedoch wegen Ueberfluss an Wanzen unbewohnt blieb. Dafür hatte sich jeder Bergmann seine eigene kleine Hütte selbst erstellt, oder sich wie die Hamster in den Berg eingegraben.

Zur Zeit meiner Anwesenheit hatte die Dany-Mine noch wenig rentirendes Gestein an's Tageslicht befördert, die Hauptader war weder im obern noch im untern Schacht angeschlagen; man lebte aber in der bestimmten Hoffnung sie bis in zwei oder höchstens drei Monaten zu erreichen, um sie von beiden Stollen aus gehörig anzupacken. Die bereits erstellte Quarzmühle arbeitete daher einstweilen mit fremdem Erz, das ihr aus der Sarage-Mine bei Goldhill zugeführt wurde.

Als wir wieder glücklich in die Höhe gehoben waren und vergnüglich über den interessant verlebten Tag in Dayton einzogen, war daselbst grosser Lärm. Auf dem Hauptplatz stand ein Galgen errichtet, an diesem baumelte unter allgemeinem Zurufen und Gelächter ein Körper in Weibskleidern, unter denen lange Dragonerstiefel hervorguckten. Mir schien, es biete das Schauspiel einer Gehängten nicht gerade Anlass zu Scherz und Heiterkeit, als ich mich in diesem Sinne gegen

einen Nachbar äusserte, lachte er mir gewaltig in's Gesicht; es war ja nur die nachgemachte Figur des Jefferson Davis, welche als Symbol des glücklich eingefangenen Präsidenten der Südstaaten von den jungen Leuten aufgehangen wurde. Die grosse Menge meinte nun, Jefferson Davis werde bald nicht nur in Effigie, sondern in Person diese Luftfahrt zu machen haben; Andere aber meinten, Jefferson Davis sei ein Free-Mason und werde in keinem Falle gehängt. — Es scheint mir, es habe sich letztere Meinung als die richtige bewährt. — Wer sich also in Amerika vor dem Galgen sicher stellen will, der mache sich unter die Freimaurer! —

Am folgenden Sonntag, der auch noch zu unseren Feiertagen gehörte, sassen wir behaglich vor der offenen Thür unserer Cabine und liessen unter traulichem Gespräch den bläulichen Rauch aus unseren Pfeifen ringelnd emporsteigen, als eine interessante Gruppe auf uns zu kam. Es war ein alter Indianer, seinen Insignien nach ein Krieger; er trug die indianische Tracht; über'm Rücken Büchse und Pulverhorn; jedoch auf seinem Hinterkopf sass drollig genug ein Cylinderhut, den man ihm irgendwo geschenkt haben mag. Diese alte „Stove pipe“ stolzierte mit zwei schüchternen, jungen Squaws einher, und da wir diesen drei fremden Menschenkindern unsere ganze Aufmerksamkeit zuwandten, so blieben sie vor uns stehen.

Der Alte warf uns ein „How do you do“ zu, wir waren mit der Erwiderung gleich bei der Hand und so entspann sich zwischen uns alsbald ein längeres Gespräch. Unser Rauchen schien die alte Lederhaut zu fesseln, der Duft unseres „Virginia“ muss seine Nase ganz besonders gekitzelt haben, denn seine verwetterte Physionomie verzog sich zu den merkwürdigsten Grimassen. Wir langten ihm Tabak und passendes Papier heraus, was ihn in die beste Laune versetzte; er wusste mit seinen langen, dürren Fingern die Cigaretten ganz geschickt zu drehen und auf zierliche Weise anzuzünden.

Es ist übrigens klar, dass unsere Blicke sich nicht an der drolligen Figur des alten Elegant verbohrten, sondern dass sie mit mehr Lust an den beiden anmuthigen weiblichen Begleiterinnen hingen. Sie waren in kurze, buntfarbige Röcke gekleidet, der schlanke, feine Nacken mit mehrfachen Perlschnüren umwunden. Das straffe, schwarze Haar, aus welchem das muntere braune, immerhin zierlich geformte Gesicht schalkhaft herausguckte, floss frei über die kräftig doch wohlgebauten Schultern, die sich mit dem schön und rund geformten Busen nicht allzu rasch unter die baumwollene Umhüllung verbargen. Durch die dem Herrn Papa erwiesene Artigkeit war ihre Schüchternheit einigermassen besiegt. Ganz anmuthig aneinander geschmiegt, liessen sie ihre sammtschwarzen Augen lebhaft zu uns herüberspielen, sie lachten und schäkerten zusammen, indem sie mit kindischer Naivität mit ihren niedlichen Armen und Händchen gegen uns gestikulirten; es war gerade, als wenn sie unter sich richtig machen wollten, welchen der beiden Weissen einer jeden am besten gefiele. Die alte Rothhaut merkte sehr wohl, dass seine Begleiterinnen uns mehr interessirten als seine eigene Majestät; er fragte uns darum schalkhafter Weise, ob wir wohl die eine seiner Damen haben möchten. Wir waren jedoch nicht so dumm, in die Falle zu gehen und uns von ihm auslachen zu lassen, darum machten wir unserem Zwiegespräch durch eine artige Wendung ein Ende und liessen die drei Leute vergnügt weiter ziehen.

Beim nächsten Zahltag wurde jedem Arbeiter ein Abzug von vier Dollars für die Polltaxe (Kopfsteuer) gemacht, welcher jeder Bewohner Amerika's, der das 21. Jahr zurückgelegt hat, unterworfen ist. Da ich jedoch das 21. Jahr erst zu erreichen hatte, reclamirte ich wegen dem mir vorbehaltenen Lohn beim County-Assessor, der im Courthouse aufzusuchen war. Dieses Courthouse stattlich aus Backsteinen erbaut, ist das Regierungsgebäude

für das ganze Lyon-County, von welchem Dayton der Residenzort ist.

Der Herr Assessor befand sich gerade auf der steinernen Treppe vor der Hausthür und ohne weitern Umschweif lud er mich ein, ihm — stande pede — mein Anliegen vorzutragen; nachdem ich geendet, hiess es: „Den Finger in die Höh' und die Eidesformel nachgesprochen" — und als ich dieses getreulich befolgt hatte, zahlte er mir aus seiner Tasche die vier Dollars zurück. Damit war unser Handel auch fertig, ohne Kanzlei, ohne weitere Protokollaufnahme und ohne alle sonstigen Ceremonien, was sowohl für den Beamten als für mich sehr angenehm und zeitersparend war.

Dieses einfache Verfahren, das in allen polizeilichen und amtlichen Geschäften in der Regel dort stattfindet, mag unseren europäischen Bureaukraten als ein wahrer Greuel erscheinen; die Hauptsache ist aber, dass dort die Sachen mit dieser Einfachheit viel besser und prompter besorgt werden, und es den Leuten viel wohler dabei ist, als bei dem verrotteten europäischen Bureaukratismus.

Was die Steuern anbetrifft, so werden sie in den Staaten nach den jeweiligen Erfordernissen festgesetzt; damals waren sie recht hoch heraufgeschraubt und erstreckten sich sogar auf alles, was man irgendwie unter Luxusgegenständen versteht. So wurde jeder Inhaber einer goldenen Taschenuhr mit einem Dollar jährlich besteuert; in progressivem Masse die Besitzer von Pianofortes, von einspännigen und zweispännigen Equipagen, von Reitpferden u. s. w.; dabei war auch jeder Geschäftsbetrieb mit hoher Steuer belastet und dieses Geld wanderte meist als Kriegssteuer nach Washington.

In meiner Stellung in der Daytonmill fing es an mir zu gefallen, ich war vom Dampfkessel an die Concentrirmaschine gekommen, und hatte ordentlichen Verdienst. Dazu gefiel es mir in unserem kleinen Heimwesen und ich mochte dabei die deutschen Kameraden, deren ich bereits erwähnte, wohl leiden. Doch uner-

warteter Weise brach ein neues Donnerwetter los, das uns Allesammt auseinander stäubte. — Der Superintendent unserer Mühle wurde zu einer vortheilhafteren Stelle berufen; es ersetzte ihn ein Ingenieur aus Cornwales und dieser war kaum 14 Tage im Werk, als er ohne weitere Ursache, nur um ein paar herumliegende Walser zu beschäftigen, Deutschland und der Schweiz den Handschuh hinwarf und uns Knall und Fall entliess. — Der Oestreicher fand in Goldhill ein neues Unterkommen, Georg machte sich nach dem Reese-River auf, von woher wieder etwas bessere Berichte kamen. Es ging nämlich die Rede, es hätten sich New-Yorker Häuser in den dortigen Minen betheiligt, und es sei nun wieder Verdienst unter die Leute gekommen.

Mein Landsmann und Zimmergefährte machte sich nach dem 8 Meilen entfernten Palmyra auf, wo er vor 1½ Jahren eine Holzranch aufgenommen und das Holz gefällt und aufgeschichtet, aber wegen schlechtem Marktpreis noch nicht verkauft hatte. Er wollte nun losschlagen und seine harten Thaler nach San José, nach dem südlichen Californien tragen, wo er früher während längerer Zeit bei einem Farmer gearbeitet hatte. Seine Magnetnadel war die Tochter dieses Farmers, nach seiner Meinung das schönste Mädchen in ganz Californien, und so ging er diesmal mit ernsten Heirathsgedanken von dannen.

In Dayton war ich so nett eingerichtet und hatte es mir so comfortable gemacht, als man es nur wünschen konnte. — Aber was hilft das einem, wenn man keine Arbeit hat. Volle 14 Tage lief ich auf dem dortigen Pflaster und in der Nachbarschaft herum und trotz aller erdenklichen Mühe, die ich mir gab, verbleiben zu können, konnte ich doch nirgends etwas ordentliches ausfindig machen. Ich packte darum meinen Koffer und meine Decken wieder für einmal zusammen und nun „Good bye Dayton!“ —

Zuerst ging's wieder zurück nach Virginia, wo ich

meine Bekannten besuchte und mich zugleich über die Situation der Geschäfte erkundigte, aber die Auskunft lautete auch sehr schlecht. Ich schickte mich daher an, den Weg wieder unter die Füsse zu nehmen und diesmal das Cap nach Westen gerichtet, somit den grösseren Städten an der Küste zugewandt.

Jedoch am Vorabend meiner Abreise stiess ich noch auf einzelne Bekannte, welche eben das neue Excitement besprachen, das sich über die Entdeckung im Excelsior-District im Nevada-County, State California gelegen, erhoben hatte. Das sollte nun wahrlich das nec plus ultra sein, so etwas sei noch gar nie dagewesen solange California eröffnet. Dort auf den Gipfeln des Gebirges liege der Hauptsitz des edlen Metalles. Habe man eine kleine Schichte von der obersten Gebirgskruste abgedeckt, so liege drunter das pure Gold und Silber klumpenweis aufgehäuft. Da seien die Märchen von Tausend und Einer Nacht in Natura verkörpert und zum Aufdecken dieser immensen Schätze bedürfe es der Wunderlampe Aladins nicht, sondern jegliches Talglicht, jede Oel- und Petroleumlampe thue den gleichen Dienst. — Als nun auch mein Schaffhauser Freund von seiner Holzranch mit seinen aufgerollten Blankets hinzutrat, so war ich vollends für die Partie gewonnen. Es ist ja am Ende gleich, wo man hin kommt, die Erde ist überall rund und geht's auf dem Hinweg bergauf, so geht's um so leichter auf dem Rückweg bergab. Also: „Hurrah for Excelsior-District, Hurrah for California!“ —

Well! andern Tags sassen wir unserer sechs muthige Boys auf einem California-Mountain-Schooner und hatten als Zugkraft vier Paar muntere Maulesel. — Noch ein Abschiedstrunk bei meinem wackern Riehm in der Pacific-Brewery, die Whyskybottle auf den Wagen gepackt, dann ging's fort, flotter als wären wir lauter Prinzen. Die Peitsche knallte lustig in den hellen Tag hinein und unser Fuhrmann schnalzte nach Landesbrauch: „Get up — Oh, get up Jemmy, Katy, Lisy, Fanny, Mary,

Anny, Charly — eh get up Susy!“ — und Ade Virginia! —

Das an die Brust des Cedarhill gelegte und im Sonnenschein schimmernde Virginia schwand immer mehr aus unserm Gesichtskreis, vom Hügel gegenüber sandte uns der Gottesacker seinen ernsten Abschiedsgruss. Die Beerdigungsplätze liegen überall in Californien von den Städten weit ab, ausser dem Bereich menschlicher Wohnungen. Dieser Umstand hat allerdings zu der eigenthümlichen Weise geführt, wie man in Virginia die Todten bestattet. Es folgen nämlich dem Leichenwagen die Angehörigen, Freunde und Bekannten zu Wagen, in Carriages, Buggies und Hags, auch zu Pferd. Um die Fahrt angenehmer zu machen, werden Damen und Gäste eingeladen und in langsamem, feierlichem Schritt bewegt sich das Trauergeleite aus der Stadt. Ist der Todte zur Ruhe gelegt und haben die verschiedenen Parteien in ihren Wagen wieder Platz genommen, dann geht der Spektakel los. Die Heimfahrt gestaltet sich alsbald zum wahren Wettrennen, ein Jeder will den andern überbieten, das schnellste Pferd besitzen und der beste Wagenlenker sein. Im wilden Galopp rasen sie daher auf der Strasse, neben der Strasse, in buntem Durcheinander unter lustigem Hurrahrufen, unter welches zwischen hinein hie und da ein plumpes Goddam einschlägt, wenn ein Rad in das andere einhakt, und der eine über Bord geschmissen wird. Das Ziel dieser Hetzjagd ist dann in der Regel die Pacific-Brewery; man hat sich erhitzt und gewaltigen Durst geholt. Die Pferde werden angebunden und bald ist die ganze Räumlichkeit mit Gästen angefüllt, unter denen sich das heiterste Leben entwickelt. Am lautesten werden dabei die rothhaarigen Irländer, deren Lebendigkeit leicht bis zu Händeln überschlägt.

Unlängst ereignete sich folgende tragische Geschichte. Es starb ein Sohn Green Erens, trauernd umstanden etliche seiner Landsleute den Sarg. Einer der-

selben meinte, die Leintücher, in welche die Leiche gewickelt, seien nicht frisch gewaschen und das gezieme sich nicht; ein anderer behauptete sie seien frisch gewaschen; — Replik und Duplik, immer um einen Grad hitziger. Vom Wort kam's zu Thätlichkeiten und sie schlugen aufeinander los, bis der eine todt auf dem Platze blieb. — Nun hatten sie ihren Kameraden das Vergnügen bereitet eine doppelte Leichenfeier abhalten zu können. —

Doch bei diesen Reminiscenzen waren wir am Gigersgrate so weit hinaufgekommen, dass es nun jenseits wieder gegen den Trucgne-River steil abfiel. Bei diesem Fluss machten wir unsern ersten Halt, legten unser Nachtlager zurecht, welches wir theils im Wagen selbst, theils unter demselben bereiteten, den nächtlichen Himmel mit seinen Sternen und Wolken als Zimmerdecke und Bettvorhang benützend. Am frühen Morgen wurden die Zugthiere gefüttert und getränkt und unser Frühstück bereitet. Es hatte sich ein Jeder wieder seine Stelle ausgelesen und hantierte zum Wohl der ganzen Reisegesellschaft. —

Vor uns hatten wir die mit ewigem Schnee bedeckte Sierra-Nevada, zu welcher unser Sehnen vorauseilte; hinter uns die letzten Abfälle des Hochplateaus. — Dieses immense Hochplateau, das 5 bis 6000 Fuss über dem Meeresspiegel gehoben mit Sand und Sadgebrush bedeckt, den unfruchtbaren und öden Ländercomplex von Nevada, Idaho, Utah in sich fasst, erstreckt sich nördlich bis Montana, südlich bis Arizona und östlich bis an die Rocky-Mountains. Aus demselben tritt mit ringförmig weit geschweiften Wulsten das krystallinische Gebirge zu Tage, stellenweise in schroffen Massen hoch in die Schneeregion emporragend, von dessen kahlen, quellenarmen Flanken sich immerhin einzelne Flüsse wie der Carson-, der Trucgne-, der Humboldt-, der Walker- und der Reese-River nach den tiefer gelegenen Becken in weiten Bogen hindurch winden, um in solchen auf-

zugehen und zu versinken, wie im Carson-sink, im Washoe-lake, oder im grössten derselben im Great-Salt-Lake. — Diesem Hochplateau, dem Jagdgebiet vieler tausender hoffnungsreicher Silbergräber winkte ich nun, eingedenk der auf seinem Rücken gemachten Kreuz- und Querfahrten mein Lebewohl zu. —

Bei jedem Schritt, den wir von nun an westwärts weiter kamen, erheiterte sich die Umgebung mehr und mehr. Es traten uns schlanke, hoch gewachsene Nadelhölzer entgegen, erst vereinzelt, später in grosser Anzahl. Der Boden war aus Sand in Humus umgewandelt und aus ihm sprossten wieder weiche Gräser und bunte Blumen hervor. Quellen und Bächlein rieselten an allen Berghängen und als wir durch Day-Valley und über Octeils den Flecken Christall-Peak erreicht hatten, fühlten wir uns wieder wohlthuend von der californischen Luft angeweht.

Wer unsern Weg auf der Karte verfolgen will, der suche nordwestlich von Virginia den Steamboat spring, so genannt wegen den heissen Quellen, die mit Dampfausströmung daselbst der Erde entsteigen; damals wurden dort Einrichtungen zu Wasser- und Dampfbäder für die leidende Menschheit getroffen. Eine folgende Station findet sich unter dem Namen Huffackers, wo über den Truegne-River gesetzt wird und eine dritte, immer nördlicher, ist Stook Station, nach welcher das oben erwähnte Day-Valley folgt. —

Es gibt wohl wenig Länder in der Welt, die eine herrlichere Vegetation aufweisen können als der fruchtbare Theil von Californien, namentlich prangt dieses Land mit seinem prachtvollen Baumwuchs. Den Fuss der Berge zieren stattliche Eichbäume mit wuchtigen, weithin reichenden Aesten, mit zierlich geschnittenen Blättern und länglichten Früchten. Die höhern Terrassen krönen schlanke Cedern und Kiefern, Pinien und Zuckertannen, die wie Riesen in den Himmel ragen. Einen wunderbaren Anblick gewähren besonders die

Cedern mit ihren röthlichen, majestätischen Stämmen und den prächtigen Büscheln ihrer immergrünen Nadeln, während ihr Fuss ringsherum von Gruppen junger Sprösslinge bekleidet wird, die aus der gleichen Wurzel treiben. —

Am Morgen des dritten Reisetags mussten wir unsere Fahrgelegenheit und unsern Fuhrmann verlassen, der bei Junction-Station die Henness Pass Road weiter verfolgte, während unser Weg von da südwestlich ablenkte. Wir fanden jedoch Gelegenheit uns einer neuen Reisegesellschaft anzuschliessen, bestehend aus etlichen polnisch-deutsch-israelitischen-Yankees, welche mit zwei mit Waaren befrachteten Fuhren ebenfalls dem neuen Eldorado im Excelsior-District zusteuerten.

Unser Weg führte uns durch Sardine Valley, sogenannt weil einst ein in Winterszeit hieher verschlagener Trupp Auswanderer, der ermattet, elend und von allem entblöst war, mit einer Büchse Sardinen vom Hungertode gerettet wurde, welche ein anderer dort eingetroffener Pionier mit sich trug.

Angelangt in der Baners-Station kamen wir eben dazu wie der Wirth drei Bären vom schönsten Kaliber ausweidete und zerstückte, die er mit seinen Gefährten zunächst im Wald so eben erlegt hatte. Die drei Köpfe dieser Grislybären wurden als Trophäen auf Pfählen vor dem Haus aufgepflanzt und auf der Tafel prangte zu Mittag ein wohlduftender Bärenbraten, der nebst einem Gerichte frisch gesottener Forellen herrlich mundete.

Wohlgemuth und ohne Bärenfurcht zogen wir durch das Black-Valley wo im Winter von 1850 folgende schauerliche Geschichte sich ereignete. — Eine Auswandererfamilie war von den Staaten über die Prairien den Landweg gekommen. Durch viele Hindernisse, die sich ihr in den Weg stellten, war sie aufgehalten und von der bösen Jahreszeit überrascht worden. Dazu war ihr der Proviant allmählig ausgegangen. Mit immer verkleinerten Rationen mussten sich diese armen Leute be-

gnügen und sich durch das Nevada-Territory, das damals noch völlig unbewohnt war, Bahn brechen. Ihre Zugthiere waren eines um das andere auf der Hochebene der Ermattung erlegen und so waren sie gezwungen ihren Wagen mit Schiff und Geschirr im Stich zu lassen und im elendesten Zustande sich zu Fuss bis zu den nächsten californischen Ansiedlungen durchzukämpfen. Auf Kreuz- und Querwegen kamen sie endlich bis in's Black-Valley. Dort überraschte sie ein Schneesturm, der ihnen jedes Weiterkommen zur Unmöglichkeit machte. Zuerst erlag die Frau ihrem Elende; zwei Tage darauf die Schwägerin. Einige Tage später fanden Jäger den Mann in bewusstlosem Zustand, halb im Schnee eingegraben. Er hatte sein Leben dadurch gefristet, dass er vom Leichnam seiner Schwägerin zehrte. Dieser übrig gebliebene Mann lebt gegenwärtig in San Francisco als Arbeiter in einer Druckerei. Sein Wiederaufkommen verdankt er der guten Pflege seiner Retter.

Von diesem Thal an begann die eigentliche Bergfahrt, und wir erreichten endlich die letzte Ansiedlung vor dem Endziel unserer Reise, nämlich die Webster's Station, wo gemeinsam Proviant aufgenommen wurde, um 5 Meilen weiter im Freien zu campiren. — Herrliche Gegend, prächtige Temperatur, klarer Himmel, lustige Leute, heitere Unterhaltung von unverwüstlichem Humor gehoben, junges Blut, frischer Muth und so ging auch Alles gut.

Auf einer anmuthigen Wiese wurde Halt gemacht, ausgespannt, Feuer angefacht, Wasser zugetragen, Kochkessel und Bratpfanne zugesetzt und eine sehr vergnügliche Mahlzeit gehalten. Am flackernden Feuer wurde bei unterhaltender Plauderei noch eine Pfeife geraucht — und dann gute Nacht Welt! —

Die ganze Reisegesellschaft bestand aus 12 Männern, zwei Ladies, 18 Mauleseln und zwei grossen Wagen. Am folgenden Tag hatten wir schwere Arbeit, von einer Fahrstrasse war keine Spur mehr vorhanden, die Wagen

wurden mühsam über Steintrümmer, hervorragende Felsen und Baumwurzeln fortgeschleppt, bergan durch einen mächtigen Tannenwald, in dem das Knarren der Räder, das Knicken der unter ihnen brechenden Hölzer und das Halloh der antreibenden Fuhrleute lustig wiederhallte. Bald wurden wir von den eng in einander stehenden Stämmen gezwungen das Bett eines herabschäumenden Baches als einzigen offenen Weg zu verfolgen; bald ging's durch verworrene Schluchten und dann wieder steil abfallenden Abhängen entlang. Ein Jeder musste Hand anlegen und jeder war auch, als verstände es sich von selbst, zu thätiger Hülfe bereit. Bald mussten die Wagen einzeln mit der doppelten Zugkraft streckenweise fortgeschafft werden; bald half man stossen, bald anhalten, wenn es stotzig abwärts ging; dann auf der einen Seite unterlegen, um die Wagen nicht in zu schiefe Stellung kommen zu lassen; an steilen Stellen mussten dieselben, um sie vor Umschlagen zu bewahren, an Seilen bergseits gehalten werden. Das wurde alles geschickt und mit gehöriger Kraftanstrengung ausgeführt; von Tagesanbruch bis Mittag ging es auf diese Weise ununterbrochen fort und wir hatten kaum 6 Meilen zurückgelegt.

Endlich als die Sonne schon gegen Westen abfiel, langten wir vor Meadow Lake oder Summit City, wie der erste Name dieser neuen Ansiedlung lautet, an.

Beide Namen zusammen bezeichnen ihre topographische und hypsometrische Lage. Meadow Lake heisst die Wiesenseestadt und Summit City die Gipfelstadt, und so liegt sie auch vom Rande eines krystallklaren Bergsee's ansteigend und über einen runden mit blumigem Rasen bedeckten Gipfel sich verbreitend, ähnlich einer saftigen Schweizeralp, aus welcher stellenweise einzelne mächtige Tannen emporragen.

Unsere Wagen fanden sich alsbald von einer Menge Neugieriger umstellt, die sie eines wohlgefälligen Blickes würdigten; — waren es doch die allerersten California-

Teams, welche sich durch die unwegsamen Bergschluchten und Wälder auf diese Höhe gewagt hatten, und so wurden auch wir die Leiter und Helfer der Expedition gut dafür angesehen.

Ich war von der reizenden Gegend und vom Gesammteindruck, den das bunte, belebte Bild dieser Bergansiedlung auf mich machte, hoch entzückt. Man denke sich vor Allem — keine Spur von einer Stadt, sondern nur ein frischer, frohmuthiger Wiesengrund, auf dem die zukünftige Stadt ausgesteckt ist; wo mitten in den bezeichneten Strassen und Bauplätzen prächtige Baumriesen stehen. Eine kleine Anzahl Bretterhäuser hie und da hineingestellt; dazwischen ganze Reihen von Zelten, theils Tuchzelte, theils Laubzelte (Brushtents). Mitten darunter improvisirte Trinksalons und Restaurants, unter dem Schatten mächtiger Bäume errichtet, deren schützende Aeste mit Zelttüchern und Flaggen behangen, die Gäste zur Tafel einladen; dann wieder vereinzelte Schlafstellen von Prospecters und Miners unter Bäumen, bezeichnet durch die zusammengerollten Blankets und Pelze am Fusse derselben.

Und allüberall vom Rand des blauen See's bis zum Gipfel ein buntes Treiben der geschäftigen Ansiedler, zusammengesetzt aus Trümmern aller Racen und Nationalitäten. Wir Virginier hatten uns nun auch unsern Baum aufzusuchen und unsere wohnliche Einrichtung zu treffen. Das ging alles so einfach und dennoch prächtig von statten und wir brauchten weder Portiers, um unsere Koffer zu besorgen, noch Zimmermädchen, um unsere Decken auszubreiten oder Waschwasser herzubringen, noch Kellner, um uns aufzuwarten. Wir bildeten zusammen eine Genossenschaft, bei der jeder Herr und Diener zugleich war.

Das Wasser wurde aus dem See, genährt vom ewigen Schnee, heraufgeholt; es schmeckte vortrefflich; man brauchte nicht erst Eis einzulegen, um es abzukühlen, wie es drunten in den Städten Mode ist; auch

ist es nicht das harte alkalische Getränk, das man im Staat Nevada überall zu kosten kriegt. —

Als es anfing dunkel zu werden, begannen ringsum die Campfire (Lagerfeuer) aufzulodern, sie warfen ein grelles, rothes Licht über die vielen Lagerstätten in der Runde. Namentlich waren es die Brushsaloonkeepers, die Wirthe unter'm grünen Baum, welche grosse Feuer vor ihren Zelten unterhielten. Da sammelte sich in verschiedenen Gruppen ein grosser Theil der neuen Bürger Summit City's, um sich bei irgend einem der californischen Getränke über die Tagesneuigkeiten zu unterhalten; zu hören, welche wichtige Entdeckungen gemacht worden und wer nun in der Colonie angelangt sei. Wir fanden da für den ersten Abend ein Beefsteak so rund und so saftig, wie in Londonhall, prachtvolle Kartoffeln und frischgebackenes Brod. Auch an guter Unterhaltung fehlte es nicht; wollte doch jeder wissen, woher wir kamen, was wir mitgebracht und was wir treiben wollten. Sogar auf mehrere frühere Bekannte aus Virginia stiessen wir ganz unerwartet, die uns recht freundlich willkommen hiessen und die Alle ganz guter Dinge waren, so dass es mir vorkam, ich sei mit einer grossen Gesellschaft auf einer Bergbesteigung begriffen und es handle sich nur um ein einmaliges Bivouak. —

Wir schlenderten gemüthlich von einem Lagerfeuer zum andern, wo überall die Leute in friedlichem Gespräch beisammen sassen. Alles so zu sagen zu offener Beute und doch alles von jedem einzelnen respectirt. Nirgends ein Polizeimann, nirgends irgend welche militärische Autorität. Da soll mir noch einer kommen und Californien als ein Räubernest und eine Mördergrube schelten! — Die Leute leben wie Brüder, wie die Jünger von Capet! (Nach den Erzählungen des Sauerkraut-Hannes.) — Doch! — was schreit aus dem nahen Zelt? „Oh Louis heep up — d'ont shoot, d'ont shoot.“ — Mehrere Boys springen herbei und bringen einen wilden Kerl heraus, ihm den Revolver aus der Hand ringend. —

Es waren blos zwei Kameraden, die sich beim Kartenspiel etwas erhitzt und da hat der eine aus Wuth, dass er immer verliere, nach dem am Gürtel hängenden Sixshooter gegriffen. — Nun, die Sache war gleich wieder geschlichtet und die beiden Boys wieder so gute Kameraden als vorher. — Ja, ja, das ist Californien. — Wir suchten unsere Tanne Nr. 26 in der Fortuna street auf und legten uns behaglich auf die weiche Matratze, welche der grasige Boden darbot, die weiten Decken über uns breitend. —

Der folgende Tag war ein prachtvoller, sonnenklarer Sonntag. Mein Kamerad und ich machten uns früh auf die Beine, um das neue Minenland etwas näher in Augenschein zu nehmen. Um sich in einer Gegend gut zu orientiren, thut man immer besser, man steige auf höhere Punkte und schaue sich die Sache aus der Vogelperspective an; so suchten wir uns auch einen noch höhern Gipfel aus, als den Rücken auf dem wir uns befanden. Zu diesem Zweck hatten wir über bewaldete Berghalden und über zerklüftete, schroffe Felskämme uns den Weg zu bahnen. Bei dieser Kletterparthie kamen uns die Chaparellos gut zu statten, die überall aus den Felsritzen hervorwuchern. Diese Chaparellos sind das Diminutivum von dem spanischen Wort Chaparra (Steineiche) und sind auch von Natur aus die letzten verkrüppelten Abarten derselben. Aber bei den Bergfahrten, namentlich wenn sie ohne vorherige Terrainkenntniss auf eigene Faust unternommen werden, kommt man öfter an Stellen, die wieder zum Herabsteigen zwingen, um jenseits dieser Zwischenthäler wieder auf höhere Terrassen zu gelangen. Wir wurden aber dabei reichlich durch die Anmuth dieser Thalgründe belohnt, die entweder theilweise mit klaren Bergseen ausgefüllt, oder von muntern Bächen durchzogen, den reizendsten Blumenschmuck darbieten. Ueber diesen Tobeln winkten uns neue Felsenterrassen, und auf höherer Stufe glastende Schneefelder, die mit saftigen Alpenwiesen abwechseln.

Unser Hauptaugenmerk war jedoch auf die harte Erdkruste gerichtet, die in der Gestalt von Granit, Syenit und Gneis zu Tage tritt und bei der wir mit besonderer Vorliebe die auf ihr gezeichneten schwarzbraunen Streifen verfolgten, welche, wie zu Schlacken verbranntes Gestein aussehend, die Erzadern ankündigen, indem solche oft mit ziemlich mächtigen Schichten oxydirten Eisens überdeckt sind. Ueberall trafen wir schon auf Katzenlöcher, die von Prospectors aufgethan worden waren, und das Gebirge erzeigte sich an manchen Stellen wirklich als ausgezeichnet, indem oft an losgeschlagenen Handstücken kleine Goldauswüchse mit blossem Auge, in Verbindung mit Kupfererz, mit Bleierz und hauptsächlich mit Schwefelkies erkennbar waren. Trotzdem wurde uns sofort klar, dass das Graben und Miniren der Einzelnen bei solchem Gebirge eine durchaus unfruchtbare Arbeit wäre und dass nur bei geregeltem Bergbau ein erkleckliches Resultat zu erwarten sei. Dazu bedarf es der Gründung von Gesellschaften mit gehörigem Capitaleinsatz, deren Bildung nur in Geschäftscentren wie San Francisco und New-York möglich ist. Alles was vom einzelnen Pionier gethan werden kann, das ist das Aufsuchen bauwürdiger Adern (Ledges), das Claimen und Einschreibenlassen derselben und die Leistung der gesetzlich vorgeschriebenen Arbeit, die sich auf ein Minimum von 21 Arbeitstagen oder von 100 Dollars dafür verwendeten Arbeitslohnes erstreckt, unter welcher Bedingung allein die Einschreibung in der County Recorder Office für ein Jahr haltbar ist. — Im Verlauf der Zeit, wenn das Minengebiet bei der Geschäftswelt in Credit kommt, hat dann der Prospector die Chance seine geclaimten Fundorte gut zu verwerthen.

Wir hatten uns beim Prospecten so sehr in die Steinwelt vertieft, dass wir der vorgerückten Zeit wegen aufgeben mussten, irgend einen bedeutenden Gipfel zu ersteigen. So viel haben wir immerhin wahrnehmen können, dass die Sierra Nevada, als ein breiter Strom

mit vielen hochgeworfenen, krystallinischen Wellengipfeln den ganzen Umkreis beherrscht und dass die Scenerie in ungefähr gleichen Bildern überall ausgeprägt ist; höchste Spitzen mit ewigem Schnee bedeckt, schroffe Felskämme, spärlich bewaldete Schutthalden, glänzend grüne Wiesenplätze, abwechselnd mit kleinern Schneefeldern, die auf mächtigen Felsenterrassen ruhen; tiefer zu Thal abstechend prächtige Tannenwälder, dunkelgrüne üppige Thalgründe mit blauen Bergseen.

Um zu unserm Meadow Lake City zurückzukommen, so liegt dasselbe im Nevada County, Staat California, 9700 Fuss über dem Meeresspiegel, 245 Meilen nordwestlich von San Francisco und 65 Meilen nordöstlich von Virginia City. Schon vor einigen Jahren waren von einzelnen Pionieren daselbst Erzadern aufgethan worden und die Eingeweihten waren von der Erzhaltigkeit des Gebirges überzeugt. So lange jedoch am Fusse des Gebirges, um Dutsh Flat, das Goldwaschen sich noch rentirte und im Staat Nevada über die Silberberge grosser Lärm erhoben wurde, wollte sich Niemand auf diesem hochgelegenen Rücken dauernd niederlassen, wo sich im Winter der Schnee sehr anhäuft und lange liegen bleibt.

Im Jahre 1864 fand sich zwar eine Gesellschaft zusammen, welche die Flat an dem Meadow Lake als zukünftige Ansiedlung ausersah und solche auch amtlich aufnehmen liess. Sie errichtete sofort drei Blockhäuser, wo bald die einen, bald die andern der Theilnehmer hausten, um das eingegrenzte Gut zu überwachen, um Gegend und Gebirge genau zu studiren. Als die nöthigen Vorarbeiten gemacht waren und bei der im Silberdistrict allgemein eingetretenen Stockung der Augenblick für geeignet gehalten wurde, liessen diese Unternehmer im Frühsommer 1865 in allen Zeitungen Berichte über die reichen Prospecte, über die gesunde Lage, die herrliche Gegend, über das reine, reichlich vorkommende Wasser, die nahen und mächtigen Waldungen, die Nähe

von Verbindungsstrassen etc. ausposaunen; natürlich mit der obligaten Yankee-Schönfärberei und unter Verheimlichung des Umstandes, dass die blumige Flat der Wiesenstadt während neun Monaten des Jahres unter dichter Schneehülle begraben liege.

Die ersten Pioniere kamen mit Anfang Juni herauf, als ringsum noch viel Schnee und Eis lag und nur um den See herum einige grüne Plätze frei waren. Um diese für das Unternehmen zu gewinnen, schenkte ihnen die Gesellschaft einzelne Grundstücke; andere liessen sich jedoch durch die winterliche Temperatur abschrecken und kehrten unverrichteter Sache wieder um. Erst gegen Ende Juli und Anfangs August begann der Platz sich zu bevölkern. Die ganze künftige Stadt war ausgesteckt und sämmtliche Bauplätze in Loose von 60 Fuss Front und 80 Fuss Tiefe eingetheilt, auch war davon ein entsprechender Plan aufgenommen. Die ersten Loose wurden zu 25 Dollars angekauft, eine Woche später galten diejenigen, welche an zu entstehenden Hauptstrassen zu liegen kamen schon 50 bis 75 und sogar bis 100 Dollars. Bei der andauernden Einwanderung stiegen die Preise erstaunlich rasch und ein Loos nach dem andern fand sich belegt. Die ersten Käufer hatten zu den billigen Sätzen gleich eine Anzahl Loose aufgenommen, mit denen dann sofort speculirt wurde.

Einzelne theilten ihre Loose in halbe und viertel Lots; viele solcher Parcellen konnten später zu weit höherm Preis abgetreten werden, als das ganze Loos gekostet hatte. — Um ein Loos als Eigenthum zu constatiren, muss dasselbe sofort eingehegt und mit irgend einem Bau versehen werden, wenn auch nur mit einer leichten Hütte, und unter Erfüllung dieser Bedingung kann dann der Eigenthümer sein Grundstück auf die Dauer eines Jahres ohne weiteres Hinzuthun belassen.

Die Prospectors liessen kein Gras unter ihren Füssen wachsen, vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein kletterten sie an den Felsen herum. Die Gesellschaft,

welche das ganze Unternehmen gegründet, die California-Company, hatte in der Nähe der neuen Stadt selbst eine mächtige Ader, California-Ledge genannt, aufgenommen und begann einzelne Schächte in solche abzuteufen: The Indianboy, The Knickerbocker, The Red Warior, welche guten Erfolg versprachen. Allerdings hätte sich diese Gesellschaft mit ihrem Unternehmen nicht verrechnet und brachte es mit dem Landverkauf zu einem brillanten Geschäft.

In der Nähe, im Excelsior Valley wurde von der Dutsh-Flat-Company eine Concurrenz-Ansiedlung errichtet, und da auch das dortige Gebirge sich sehr reichhaltig an guten Erzen zeigte, so entstand zwischen beiden Plätzen eine sehr lebhafte Rivalität. —

Von den neuen Bürgern der Gipfelstadt wurden nicht nur Erzadern (Ledges), sondern auch Wälder, Seen, Wasserkräfte, Bäche, Steingruben u. s. w. aufgenommen (geclaimt); ferner thaten sich Einzelne zur Anlage von Strassen, die mit den bestehenden Hauptstrassen anknüpfen sollten, zusammen, und lösten dafür Patente, so dass alsbald eine Recorter- und Landoffice in Meadow Lake aufgestellt werden musste, um an Ort und Stelle die amtlichen Einschreibungen zu verrichten; immerhin mussten die Notariats-Acten zur Aufdrückung des County-Siegels nach dem 30 Meilen entfernten Städtchen Nevada gesandt werden. —

Alle diese Aufnahmen geschahen auf Speculation; vorläufig hatte man die reelle Ausgabe mit der Hoffnung in Monats- oder Jahresfrist aus der Sache Nutzen ziehen zu können; vieles war dabei auch für immer in den Wind gestreut.

Mein Kamerad schloss sich in den nächsten Tagen einer Prospecter-Compagnie an, in Cooperativgesellschaft, zu gemeinsamer Arbeit, Kosten und Nutzen. Ich hatte mich auf das Platzgeschäft verlegt und kaufte und verkaufte wieder, zuweilen mit gutem Erfolg. In den Artikeln war ich nicht wählerisch und als einst aus dem

fruchtbaren Theil von Californien ein Bauer mit einem Wagen voll frischen Obstes ankam, langte ich in die Tasche, eignete mir die Ladung an und machte ein schönes Detailgeschäft. Mit dem Bauer traf ich Abrede auf weitere Lieferungen und meine Firma als Obsthandlung war befestigt; daneben besorgte ich allerhand Scripturen und wurde bald zu einer bekannten Persönlichkeit.

Das Städtchen selbst machte erstaunliche Fortschritte, es wuchs zusehends aus der blumigen Wiese heraus. Innert einer Frist von etlichen Wochen waren hunderte von Häuschen entstanden, an andern hunderten wurde eifrig gehämmert und genagelt. —

Die Bretterfuhren von Christall Peak, vom Truegne Valley und von dem Sierra Valley waren in steter Bewegung; auch wurden am Platze selbst drei Sägemühlen errichtet und in Gang gesetzt. Anfänglich ist das Holz zu 60 Dollars auf 100 Quadratfuss bezahlt worden, später fiel der Preis auf 40 und dann auf 30 Dollars. Man bestellt sich nämlich sein Haus fix und fertig zum Aufstellen auf der Säge, der man einfach den Plan und die Dimensionen dazu liefert. Will Jemand ein Häuschen von z. B. 20 Fuss Front auf 25 Fuss Tiefe, so bedarf er zuerst des Bodenrahmens, worauf der Fussboden zu liegen kommt, darauf werden sechszöllige Pfosten gestellt, auf welche die Querbalken von gleicher Dimension anliegen und auf diesen letztern werden die Dachraafen und der Giebelbalken angesetzt. Steht dieses Gerippe da, so wird es mit Brettern eingewandet, inwendig nach Belieben abgetheilt und das Dach mit Schindeln gedeckt. Je nach der Grösse, der Anzahl Pfosten, Balken und Brettern wird die Bestellung eingereicht und in fünf bis sechs Tagen bekommt man seinen Palast von der Sägmühle zugeführt. Zum Aufstellen bedarf man eines Zimmermanns, dem man dabei Hülfe leistet und der mit Hammer, Nägel, Handsäge und Winkelmass das Haus in kurzer Zeit fertig macht.

Gefügt, eingeschnitten und verzapft wird sehr selten, man bedient sich allgemein langer, keilförmig geschmiedeter Nägel, die sehr fest halten und die auf geschickte Weise eingeschlagen werden, so dass das Holz dabei nicht reisst.

Die Shakes, lange Schindeln, mit denen das Dach bedeckt wird, werden mit Messer (Froe) und Schlegel von zwei Fuss langen Sägblöcken abgespalten. Drei Mann stellen in der Regel ein Framehouse mit Brettern beschlagen, mit Schindeln bedeckt, mit sammt Boden und Estrich in fünf Tagen fix und fertig auf.

Während man bei den Riegelgebäuden sich nur der Säge bedient, so wird beim Bau der Blockhäuser nur die Axt verwendet. Die Amerikaner besitzen eine unglaubliche Fertigkeit mit der Axt umzugehen; in ganz kurzer Zeit vermögen sie den gewaltigsten Baumriesen sich vor die Füsse zu legen. Die Bäume werden in Blöcke von gleicher Länge gehauen, die man Timbers nennt, im Gegensatz zu dem gesägten Holz, das Lumber geheissen wird. Die Blöcke werden an beiden Enden eingehauen und dergestalt auf einander gelegt, dass Einschnitt auf Einschnitt passt. Die Ritzen zwischen der Blocklage werden mit Moos verstopft und mit Erde verstrichen. Hat man Bretter zur Verfügung, so schlägt man das Innere damit aus und macht es zu einem niedlichen, vertäfelten Raum. Man wundert sich ordentlich, wenn man in ein solches Haus eintritt, wie das Innere gegen das rohe Aeussere angenehm contrastirt. Da finden sich hübsch tapezierte Zimmer, der Fussboden mit Wachstuch ausgelegt, ein freundliches Kamin oder eine niedliche Sparküche, einzelne Glas- und Kleiderschränke und der niemals fehlende Schaukelstuhl (Rocking chair). Die Betten sind niedere Schragen mit darauf ausgebreiteten Blankets. Um das Haus herum wird Holz zum Kochen und zur Heizung sauber aufgescheitet, das man ungefragt grün oder dürr aus dem Wald herbeiholt.

Nach den californischen Minengesetzen kann jeder Pionier so viel Holz aus dem nächsten Wald holen, als er zum Bau seiner Hütte, zur Küche und Heizung bedarf; hingegen darf er kein Holz zum Verkauf schlagen, bevor er solches vorschriftsgemäss von der Regierung geclaimt hat.

Beim Graben von Brunnen und Kellern kamen Einige auf den Gedanken, den herausgeschaufelten Grund in der Pfanne zu waschen und siehe — etliche Goldkörner kamen zum Vorschein. Hierauf allgemeine Aufregung; man glaubte auf guten Waschgrund (Mininggground) gestossen zu sein und die californische Herrlichkeit, wie sie sich in der ersten Zeit nach der Entdeckung gezeigt, wieder aufgefunden zu haben. Alles rannte aus der Stadt noch unbebaute Stellen aufzusuchen und sie für Mininggground zu claimen; man mass sich mit den Schritten circa 100 Fuss in's Geviert ab, schrieb einen Claimzettel im eigenen und seiner Freunde Namen und heftete ihn an einen Pfosten oder an einen Baumstamm. Als die Claims anerkannt (recorded) waren, machte sich alles an's Waschen — aber es wurde nirgends eine Spur von Goldkörnern mehr gefunden. War es ein Zufall, dass die erste Pfanne sich ergiebig gezeigt hatte, oder wurden aus irgend einem Speculationshumbug Goldkörner in solche gemischt? — Kurz mit dem Goldwaschen hatte es ein Ende und die Claimzettel wurden verdriesslich wieder abgenommen. Derlei Humbug wurde in Californien an den Flussufern, wo die grossen Waschgoldlager (Graveldiggings) sich befanden, vielfach getrieben; davon hier ein Beispiel.

In der Nähe des jetzigen Placerville, das früher den Namen Hangtown trug, weil bei einer wüsten Affaire eine Anzahl von Spielern und Spitzbuben (Gamblers and Rowdies) dort durch die Lynch aufgeknüpft worden waren; in diesem Placerville, das nun ruhig und civilisirt an der Pacificbahn liegt, hatten zur Zeit wo die Goldwascherei den Boden werthvoll machte, drei Partner

zusammen eine Bank (Schutthügel) geclaimt. Diese Bank erzeigte sich jedoch nicht sehr lohnend und je länger sie darin arbeiteten, desto kleiner war der Ertrag. Sie riethen drum hin und her, auf welche Weise sie aus dem goldarmen Grund dennoch erklecklichen Gewinn ziehen möchten. Endlich hatten sie ihren Plan ausgesonnen und jeder sich in seine Rolle eingelebt. An einem schönen Abend trafen sie sich wie von ungefähr in einem der besuchtesten Salons und der eine hub an: „Hör' Jack, ich trete morgen aus und verkauf Dir meinen Antheil, ich habe für jetzt genug gemacht, ich gehe nach Sacramento und heirathe die Anny Clay, Du kennst sie ja? — übrigens nehmt ihn Beide zusammen, ich lass ihn euch um den halben Preis!"

Die beiden andern Schelmen zeigten sich höchst lüstern, ein jeder that, als wenn er mit John allein handeln und den dritten verdrängen wolle; bald wurde laut verhandelt und dabei von grossen Summen gesprochen, dann steckten sie wieder die Köpfe geheimnissvoll zusammen und murmelten unverständlich unter sich. Die Gruppe wurde allmählig bemerkbar, der Eine und Andere schlich sich herbei.

Ein junger Mann, der aufmerksam zugehört hatte, fing an sich in den Handel zu mischen. Es wurde geboten und Jack bekam den Antheil. Nun machte man sich hinter Jack, der dabei dem Whisky auf sehr unvorsichtige Weise zusetzte; es galt nun beide Theile an Mann zu bringen. Billy, der dritte im Bunde, und der junge Mann steigerten den Preis, Jack fing an weich zu werden und der Handel wurde zu hohem Preis abgeschlossen. — Am andern Morgen zog Billy mit seinem neuen Partner an die Bank und liess ihn an einer gewissen Stelle mit dem Waschen beginnen. Die erste Pfanne gab ein glänzendes Resultat, ebenso die zweite, und so war der Handel nach Abrede in Kraft erwachsen, mit blankem Geld bezahlte der Neueingetretene seinen Theil. Aber an der Bank sah man ihn förderhin allein

und sehr trübsinnig arbeiten. Kein Goldkörnchen wollte mehr zum Vorschein kommen; — die beiden ersten Probewaschungen hatten eben nur dasjenige Gold enthalten, welches die drei Spiessgesellen mit einer Pistole an bezeichneten Stellen in die Bank geschossen hatten, um ihr Galgenstück auszuführen, diese waren jedoch spurlos verschwunden.

Das ist ein Beispiel unter Vielen; die gleichen Schelmereien wurden unter verschiedener Nüancirung an gar manchen Orten wiederholt.

Während ohne Unterbrechung das Hämmern und Pochen Monate lang bei Tag und bei Nacht angedauert hatte, erwachte am ersten August-Sonntag Meadow Lake City in feierlicher Sonntagsruhe; — es war dieser Tag allgemein als Feiertag proklamirt worden. Kein greller Schlag, kein schriller Ton störte die friedliche Stille. Die Ansiedler, welche bis jetzt eifrig und ohne Unterlass an dem Aufbau der neuen Stadt mitgewirkt hatten, ohne nur einen Tag auszusetzen, die traten nun auf's Beste aufgeputzt aus ihren Wohnungen und freuten sich wieder Menschen zu sein.

Es war auch ein herzerfreuender Anblick. Die saubern hellen Reihen der neuen Brettergebäude auf saftig grünem Grunde über den Bergrücken gezogen, anlehnend an den klaren Spiegel des blauen Bergsee's und eingesäumt vom Gebüsch und einzelnen hohen Waldriesen; darüber emporragend die gewaltigen Grate der Nevada, wovon Einzelne noch im blendenden Schneekleid. Während ein Jeder die Zeit über nur sich selbst und seinem kleinen Fleck Erde angehört hatte, spazierte nun die ganze Einwohnerschaft, jeder mit seinem Bekanntenkreis durch die Strassen und über die Plätze, die neuen Schöpfungen bewundernd. Nach den ellenhohen Inschriften zu urtheilen, die über diesem und jenem Bau angebracht, waren auch schon allerlei grossartige Schöpfungen entstanden, wie das Cosmopolitan-Hôtel, das Metropolitan-Hôtel, das Barnum-Restaurant,

der Magnolia-Salon, die Pionier-Bäckerei u. s. w. Das Wort Pionier fand sich dabei in verschwenderischer Weise angewendet.

Mit dem Nützlichen hatte sich auch das Verderbliche mit eingeflochten, ich meine die Tanz- und Spielhallen. — Mit dem Entstehen dieser letztern hatten allmählig die gemüthlichen Campfeuer an den Abenden aufgehört. Die Leute drängten sich lieber in diese dem Minenland eigenthümliche Vergnügungsorte. — Ganz gleiche Tanzspeculations-Unternehmungen, wie die bei Anlass meines Aufenthalts in Virginia beschriebenen, fanden sich bereits auch in unserer Gipfelstadt, wo der Tanzliebhaber Musik und Tänzerin gegen Geld in die Miethe nimmt. Und diese armen Geschöpfe, die in verkommenem Flitterzierrath da herumsitzen, woher stammen sie wohl? — es sind keine Französinnen, keine Spanierinnen, keine Irländerinnen, — es sind Deutsche. Verhülle dein Antlitz blonde Germania über diese deine armseligen Sprösslinge, die in californischen Minenstädtchen auf lockerem Tanzboden sich mit rauhen Gesellen des Geldes wegen herumdrehen lassen müssen und die der Gegenstand allgemeinen Spottes sind. Wie ich vernahm sind es meist Landmädchen, die ihren Eltern in der Heimath von herzlosen Speculanten abgeschwatzt worden, denen man reiche Ehegatten und wer weiss noch alles was dazu bei ihrem Ankommen in Californien versprochen. Aber manche sollen nicht abgeschwatzt, sondern von den Eltern gegen Entgeld überlassen worden sein, die meisten stammen aus Hessen. — Also treibt man in Hessen nicht nur mit Männerfleisch, sondern auch mit dem Fleisch der Landestöchter Handel! —

Doch wenden wir uns von diesen Anstalten ab und halten wir Einkehr in den bürgerlichen Shops unserer Handwerker. Da finden wir eine Anzahl wohlausgestatteter Verkaufsladen und vor allen Andern die Bude vom sogenannten Cravalbäcker. Der Cravalbäcker war in Summit City ein hervorragendes Genie; er hatte früher

in Goldhill gewirthschaftet und dort sein ganzes Vermögen zurückgelassen, das wie böse Mäuler behaupten nur aus Schulden bestand, die er zu bezahlen vergessen hatte. Er war ein kleines Männchen von untersetzter Postur und krummfüssigem Gang; keck lugten ein paar gescheidte Augen aus seinem dunkelrothen Gesicht hervor. Seine Bewegungen waren rasch und resolut und der Tenor seiner Stimme für Uebelhörige passender, als für andere Sterbliche. Seine lauten Reden, eine ausgewählte Mischung von Deutsch und Englisch, wobei er immer die Formen verwechselte, begleitete er mit lebhaften Gesticulationen. Er ward schon zu den alten Californiern gerechnet, von denen er sich dadurch auszeichnete, dass er sich eine brave Wäscherin zur Frau genommen hatte, mit der er ein sehr glückliches Leben führte. Dieser Pionierbäcker war schon mancher neuen Expedition gefolgt, ohne es jedoch trotz seinem energischen und gescheidten Wesen zu etwas Weiterem gebracht zu haben. — Daneben war der Shop eines Kleiderhändlers, dessen Expedition auf dem Wege Hymenens weniger glücklich abgelaufen war. Er war ebenfalls express nach San Francisco gereist, um sich dort eine Frau zu holen; er verliebte sich in eine hübsche Jüdin, die Verlobung ward gefeiert; er hatte ihr schönes, goldenes Geschmeide gekauft, sie in Sammet und Seide eingewickelt. — Doch bei der Durchreise in Sacramento wollten die Verwandten seine Schöne nicht weiter ziehen lassen. — Zwischen der Verlobten und seiner Idee für die Minen schwankend, liess er am Ende die erstere im Stich und kam allein und mit manchem Thaler weniger wieder auf die Berge zurück.

Weiter fanden sich elegante Fleischbuden für den Detailverkauf; die Schlachthäuser hingegen liegen wie gewohnt ganz abseits. Brauereien waren nicht weniger als drei im Bau begriffen, die eine gehörte meinem Kamerad, dem ehemaligen Fax der Pacificbrewery in Virginia, der unterdessen auch an die frische Luft herauf-

gekommen war, und in welches Geschäft ich mein Erspartes und den von Hause zugeschickt bekommenen Succurs als Partner einlegte. Zum Brauen hatte man hier wenigstens Wasser genug, zunächst aus dem frischen klaren Bergsee, in welchem ich an warmen Tagen regelmässig badete; dann aus mehreren Bächen, die nicht weit abseits abfliessen und überdies traf man beim Graben schon bei 10 bis 15 Fuss Tiefe auf prächtiges Sodwasser.

Ungefähr drei Viertel Meilen unterhalb Meadow Lake war mitten im Waldesdunkel schon um's Jahr 1858 von einer englischen Wassercompagnie ein 42 Fuss hoher Damm von 1150 Fuss Länge, in Quader- und Cyklopenbau, zur Bildung eines grossen künstlichen Bassins errichtet worden, zum Zweck der Goldwaschung in Hydraulic diggings, auf welche wir später zurückkommen werden. Dieses Bassin ist seither in den Besitz einer amerikanischen Gesellschaft übergegangen. In der Nähe des Dammes war das ganze Terrain geclaimt, indem beim Nachgraben verschiedene Erzadern zu Tag getreten waren, die Einen bleiglanzhaltig, die Andern kupferhaltig. Diese Gegend war oft das Ziel meiner Spaziergänge.

Mitten aus dunklem Waldesgrund erheben sich rauhe Felsmassen, die bald wild und zerrissen wie sturmgepeitschte Klippen über das Blätterdach emporragen, bald in schroffen Wänden thalabwärts sich neigen. Ueber diese Flächen stürzen und schäumen Bäche nach der Tiefe und sammeln sich im Flussbett des Yuba-River, der am Fuss des Gebirges, sorglich eingedämmt dahinfliesst. An seine Wasser lehnt sich die Ansiedlung Youba Dam. Dieser Name gab bei meiner ersten Wanderung Anlass zu folgender sonderbaren Verwechslung.

Unweit von Youba Dam entfernt, fragte ich einen am Waldsaum arbeitenden Pionier um den Namen des Ortes. „You be dam“ (Ihr seid verdammt) war die kurze Antwort; ich ging zornig weiter, ohne zu danken.

Ein zweiter der mit einem Kinde an der Hand daher kam, gab mir auf die gleiche Frage, dieselbe verletzende Antwort. Im Orte selbst frug ich ein Weib, das am Flusse wusch und zu meinem Erstaunen erwiderte sie mir: „You be dam, Sir". Das war nun über alle Begriffe roh und ich konnte gar nicht klar daraus werden, warum ich von drei verschiedenen Leuten auf meine höfliche Anfrage so unanständig behandelt werde. Was das Ohr ungeschickt vermittelte, verbesserte nun das Auge; denn mitten im Orte las ich an einem öffentlichen Gebäude den verfänglichen Namen „Youba Dam", was mich allerdings wieder in bessere Stimmung versetzte. —

Oestlich von Youba Dam steigt der mächtige „Oldman-Mountain" empor, der von den Prospecters schon von allen Seiten umklettert und angeschürft worden war, um unter seinem rauhen Granitkleid den goldenen Kern zu entdecken. Diesen Oldman habe ich ebenfalls an einem klaren Morgen bestiegen und meine Mühe ist durch einen herrlichen Naturgenuss reichlich belohnt worden. Durch dichten Wald, der sich als sorglicher Mantel um seine Flanken wirft, stieg ich an einer der vielen von den Bergwassern eingerissenen Furchen bergan und war nicht wenig überrascht oberhalb der Waldregion auf blumige Wiesen zu gelangen, in welche sich eine Anzahl klarer Bergseen eingebettet haben, umgeben von einer Menge grüner Buschzelte (brushcabines), der Wheitmanscompany gehörend. Es kam mir vor, als halte da oben ein israelitischer Stamm sein Laubhüttenfest. Als ich den guten Leuten dieser Compagnie eine Weile zugeschaut hatte, wie sie ihre Blockhäuser legten, kletterte ich über Schutthalden und Felsabstürze dem Gipfel zu, der sich als hochgeschwungener Kegel weit über die anderen Bergzinnen emporhebt. Und droben, — welch' wundervolle Fernsicht! — Gegen Westen flacht sich das Gebirge gegen Californien ab, das wie eine ausgelegte Karte in unabsehbar weiter Fläche zu seinen Füssen sich ausbreitet, bis es am fernen Horizont

im blauen Aether verschwimmt. Dann das Gebirge selbst mit seinen waldigen Einsattelungen, seinen schroffen Kämmen, an denen Licht und Schatten in magischem Farbenwechsel spielten. Im Norden, über alle Häupter hervorragend, der Mount Shasta, der sich 14,000 Fuss über das Meer erhebt, 150 Meilen von Trinidad Bay und 350 Meilen von Sacramento entfernt; unter ihm, näher gerückt die Downeville Buttes.

Erst als die Zeit zur Rückkehr drängte, schied ich von diesem entzückenden Panorama und sputete mich, wieder in die Tiefe zu kommen, in die majestätischen, uralten Waldungen, wo der Balsamtree, die Tamareske, die Sugarpine, die Whitepine, die Bull and Redpine ihre Aeste ineinander flechten und wo ich die erfrischende Waldeskühle in vollen Zügen genoss. Der praktische Bergbewohner vergisst nicht bei solchen Wanderungen sich seinen Sprucethee, bestehend aus jungen Sprossen der Helmlockstanne zu sammeln, der dort allgemein als bewährtes Hausmittel gegen Unwohlsein und Erkältungen geschätzt wird. —

Meadow Lake hatte mittlerweilen fortan Zuwachs an Bevölkerung und an Ansiedelungen erhalten und es entfaltete sich daselbst ein immer lebhafterer Verkehr nach allen Richtungen menschlichen Strebens. Es war auch Bedürfniss geworden diese neue kleine Welt mit der Aussenwelt in geeignete Verbindung zu bringen, zumal da Leute aus allen Winkeln Californiens und der Nevada hier versammelt waren, die nach allen Richtungen hin mit der übrigen Welt in Verbindung standen. Es bildeten sich, um diesem Bedürfniss zu genügen, verschiedene Expresscompagnien, welche an den Dienst der nächsten Landespoststationen anknüpften und die sich mit der Spedition von Briefen und Frachtstücken befassten, wobei man auf sichere Bedienung rechnen konnte. Diese Compagnien liessen sich die Bestellungen allerdings gut bezahlen, denn sie forderten für jeden bestellten Brief in der einen und andern Richtung einen

Expresszuschlag von 22 Cents zu den 3 Cents Staatspostgebühr. —

In Bezug auf die Anlage und Entwicklung der jungen Stadt fällt in Betracht, dass die Gründer derselben als vorläufige baubare Loose denjenigen Theil ausgesteckt hatten, der sich westlich von ihren eigenen Blockhäusern, vom Seegestade aufwärts über den Bergrücken hinzieht. Dieser Theil fand seine natürliche Grenze an mächtigen Felspartieen, die sich westlich aufthürmen, und doch war den Ansiedlern die Nähe des See's und die geschütztere, tiefere Lage erwünschter. Man verlangte daher eine weitere Ausdehnung nach Osten. Zu diesem Begehren gesellte sich die Rivalität zwischen den Bewohnern der A-Strasse und denjenigen der B-Strasse. Die A-Strasse läuft parallel mit dem Seeufer und bildet die erste Häuserreihe, auf diese folgt die B-Strasse, welche die querlaufende Virginiastrasse aufgenommen hat. Diese beiden Strassen stritten sich um den Rang zur eigentlichen Hauptstrasse (Mainstreet) emporgehoben zu werden; denn jede amerikanische Stadt hat ihre Hauptstrasse: New-York seinen Broadway, San Francisco seine Montgomery-Street.

Für ihre Ein- und Anwohner war es durchaus nicht gleichgültig, ob die eine oder die andere Strasse das Privilegium davon trage und so wurde auch von jeder der beiden Parteien Alles aufgeboten, um sich den Rang abzulaufen. Der Ausdehnung nach Osten waren auch die Helden dieses Parteikampfes zugewandt. Gegen dieses Vorhaben stritten aber die Interessen der Gründer. Im Osten war schöner, ebener Wiesengrund und die Lage in jeder Beziehung vortrefflich; jedoch wollte dieses Terrain von den Gründern nicht verkauft werden, unter dem Vorwand, es sei dasselbe für einen grösseren Platz (als Plaza) vorbehalten. Dieser Angabe wollten jedoch die Unzufriedenen keinen rechten Glauben schenken und ob mit Recht oder mit Unrecht, meinten sie, die Compagnie wolle dieses Terrain nur so lange

für sich behalten, bis der Bodenpreis durch die Entwicklung der Stadt nach West und Nord noch bedeutend gesteigert sei, um erst dann zum Verkauf der reservirten Plätze zu schreiten. Ueberall wo die Interessen der Menschen spielen, taucht Leidenschaft auf, und so wurde auch diese Frage nach und nach brennend und als Zankapfel mitten in die Stadtbevölkerung geschleudert.

Es fanden geheime Versammlungen statt; man conspirirte im Dunkeln; es gährte immer mehr und kam endlich zum Ausbruch. Während einer der folgenden Nächte hörte man gewaltiges Hämmern und Pochen in östlicher Richtung und als am folgenden Morgen die Leute sich von ihrem Lager erhoben, hiess es, die Plaza sei mit Gewalt in Besitz genommen worden, was die Amerikaner mit dem Wort „Jumpen" bezeichnen. Alles eilte hinaus. Auf der Plaza selbst war eine zahlreiche Bande wohlbewaffnet, Jeder mit zwei Revolvern und Bowie-Messer am Gürtel, damit beschäftigt diesen Raum einzufenzen (zu umzäunen). Sie hatten die Nacht über wacker gearbeitet und schon war ein grosser Theil der Einzäunung fertig. So viel Leute herbeikamen und gegen dieses Vorhaben protestirten, so wenig liessen sich die Revolutionäre an ihrer Arbeit stören. Endlich kam Mr. Stuart, der Superintendent der Gründungscompagnie, ebenfalls wohlbewaffnet, herbei. Mit bewunderungswürdigem Muth stellte er sich der Bande entgegen und machte sie auf ihr ungesetzliches und thörichtes Verfahren aufmerksam, indem er kurzweg jeden als Dieb und Schelmen bezeichnete, der fürder noch einen Nagel in die, in rebellischer Weise aufgepflanzte Umzäunung einschlage. Er wurde von einer Anzahl Umwohner des westlichen Stadttheils in seiner Protestation lebhaft unterstützt, denen Verlust drohte, wenn der vortheilhafte Grund und Boden im östlichen Theil angebaut werde. Die Jumpers ihrerseits von anderen Interessirten und Speculanten angestachelt, gaben nicht sogleich nach. Es

kam zu heftigen Reden und Gegenreden, und hie und da auch zu partiellen Streitigkeiten, wobei mehr als ein Finger dem Drücker des Revolvers zu nahe kam, so dass Schüsse hüben und drüben fielen, die jedoch nur zwei leichte Verwundungen zur Folge hatten. — Endlich kam man überein, am Nachmittag ein Massenmeeting abzuhalten, woselbst die Sache von der gesammten Einwohnerschaft besprochen und entschieden werden sollte.

Natürlich wurde die Zeit bis dahin von beiden Parteien dazu benutzt, um Anhänger zu gewinnen und mit Massen aufzutreten. Namentlich waren die westlichen nicht faul; denn wenn die Sache der Revolutionären siegte, waren sie hintan gesetzt. Die Stunde zum Massenmeeting war angebrochen. Die ganze Bevölkerung stand dicht gedrängt auf der Plaza. Das Meetingcomité hatte die Redner notirt und lautlos hörte die Versammlung dem ersten Redner, Mr. Stuart, zu. Dieser trat mit einem Notariats-Act auf, worin die Schenkung des willkürlich eingefenzten Stück Landes an die Stadt proklamirt war, unter Verzichtleistung aller Privatrechte der Gesellschaft auf solches, und als freiwillige Gabe für ewige Zeiten zur Erstellung eines freien Hauptplatzes oder zum Aufbau von Kirchen und Schulen. Diese Erklärung machte grossen Eindruck auf die Gemeinde; den gegnerischen Rednern war damit die Spitze ihrer Angriffswaffe gebrochen und nach kurzer Debatte stimmte die weitüberragende Mehrheit zur Annahme und Verdankung der Schenkung.

Musikbanden wurden herbeigeholt und die Versammlung ordnete sich alsbald zu einem festlichen Zug, der sich um den gewonnenen Platz herum bewegte. In der Mitte desselben wurde eine hohe Flaggenstange aufgerichtet und unter weit schallendem dreimaligem „Hurrah the Union“ das Sternenbanner aufgehisst. Hierauf zerstreute sich das Volk und gruppirte sich bei den verschiedenen Barkeepers, um den glücklichen Ausgang des unheimlichen Streites zu feiern.

Ein Schwindel ähnlicher Art rief bald nachher wieder ein allgemeines Excitement hervor. Es liegt nämlich etwa 2½ Meilen tiefer als Meadow Lake City am Fusse mehrerer erzreicher Abstürze ein freundlicher Wiesengrund, in welchem ein gewisser Fordyce eine Ranch besass, wonach man dieses Gelände Fordyce Valley nannte. Dieser Grund gehörte zu den Ländereien der Dam-Company, welche ihn dem Fordyce übergeben hatte, damit er sich ansässe und die Dämme überwache. Ein speculativer Kopf, Pastor Winters, der zwischen Meadow Lake und dem besetzten Valley eine Quarzmühle angelegt hatte, setzte dem Mr. Fordyce den Floh in's Ohr, dass hier eine gute Speculation zu machen wäre. Das Valley gehöre ihm eigen und er könne darum mit dem Grund und Boden schalten und walten wie er wolle. Es sei eine vortreffliche Lage zur Gründung einer neuen Stadt. Der Grund liege um etliche hundert Fuss tiefer als Summit City, man habe den Schnee um einen vollen Monat später zu erwarten als droben und um einen Monat früher habe man ihn wieder los. Diese Meinung fand bei Mr. Fordyce Eingang. Sie fingen an das Grundstück zu vermessen, Strassen auszustecken und die Loose abzutheilen. Jedem, der bei diesen Vorarbeiten behülflich war, wurde ein Loos zu 25 Dollars veranschlagt und zugesagt.

Diese Operation fing an einen guten Verlauf zu nehmen, ganz Meadow Lake war darob in Aufruhr. Einzelne nahmen Lots am Fordyce, andere jammerten schon über Abnahme der Bergstadt; kurz alle Gemüther waren in Aufregung versetzt. Unten hatte man zu bauen angefangen, die Bretterfuhren waren in lebhaftem Gang; Bäume wurden gefällt, Camps und Trinkhallen errichtet und die Gründung versprach sehr gut zu werden.

Aber bald gestaltete sich die Sache anders. — Die Wassercompagnie legte Protest ein, indem sie sich als alleinige rechtmässige Besitzerin der ganzen Länderei erklärte und den Leuten im Fordyce drohte, oben die

Dämme zu öffnen und den ganzen Grund unter Wasser zu setzen, wenn nicht sofort der Platz geräumt werde.

Dem Weiterbauen wurde Einhalt gethan; jedoch entstand ein langer, kostspieliger Process, der, wie ich später hörte, bis an den Cassationshof nach Sacramento kam und von letzterm zu Gunsten der Wassercompagnie entschieden wurde, insofern dass letztere als allein rechtmässige Besitzerin des Grundes erklärt ward, somit ohne ihre Einwilligung weder ein Miningcamp noch eine Stadt darauf erbaut werden durfte.

Nicht nur in den leicht erregbaren Gemüthern einer Pionierbevölkerung kam es zu Stürmen, sondern es fingen auch heftige atmosphärische Stürme an über unser Hochland hereinzubrechen. Es wurde kalt und unbehaglich und die Bretterstadt schlotterte oft erbärmlich unter der Geissel der frostigen Schneestürme. Manche, die den Winter fürchteten, packten ein, vernagelten die Zugänge ihrer Häuschen, stellten sie unter den Schutz eines guten Nachbars und zogen ab.

Da mein Handel während dem Winter keinen guten Erfolg versprach, auch nicht die Decorations- und Flachmalerei, in der ich excellirte durch zierlichen Anstrich von Fensterrahmen, Gesimsen u. s. w. und namentlich durch die höhere Kunst der Anfertigung von Ankündigungsschilden mit Mammuthslettern auf grellem Farbengrund, schnürte ich am 5. November beim Anbruch des ersten schönen Tages ebenfalls meinen Bündel, indem ich das Nothwendigste in mein californisches Blanket rollte, so dass es bequem über den Rücken zu liegen kam; verschloss die übrige Habe in meinen Koffer, den ich im Lauf des Sommers herauf beschickt hatte und stellte ihn in unsere Bierbrauerei ein, die zwar erstellt, aber inwendig noch leer war; schüttelte meinen guten Freunden und Nachbarn die Hand und — Ade, auf Wiedersehen! —

V. Capitel.

Wanderung nach Dutsh Flat. — Die Baulager der Pacificbahn. — Engagement beim Camp Nr. 9. — Die Chinesenwirthschaft. — Die Cbinesenarbeit. — Das Pacificbahnunternehmen. — Das Tracé. — Die Schienenlage. — Das californische Bahnnetz. — Der Sylvester im Baucamp. — Ein unfreundlicher Neujahrsmorgen. — Das Goldwaschen. — Die ersten Versuche und der jetzige Betrieb. — Die Diggings. — Die Minergesetze. — Das Goldwascherieben. — Das Paradies von Dutsh Flat.

Wohlgemuth und mit leichtem Schritt marschierte ich waldabwärts und liess meine Stimme erschallen, dass es weit wiederhallte unter dem Gewölbe der mächtigen Baumriesen. Der Weltschmerz hatte keinen Platz in meinem Gemüth. Das Gestern, Heute und Morgen bekümmerte mich ganz und gar nicht; so recht wanderlustig, innig verwebt mit der frischen, freien Natur, in ihrer idyllischen Einsamkeit. Mutterseelenallein, mit den immer noch lustig singenden Waldvögelein, wanderte ich in einer Richtung, die für mich neu war. —

Auffallend war mir in einer Bergmulde viele Baumstrunke anzutreffen, die 15 bis 20 Fuss aus dem Wiesengrund ragten, oberhalb abgehauen. Die Holzrancher dachte ich, werden hier wohl ihre Schlagkunst nicht auf Stelzen ausgeübt haben. Vielmehr muss beim Schlagen dieser Bäume der Schnee bis auf die Höhe der übrig gebliebenen Strunke angestanden haben. Unwillkürlich kam mir dabei das Jagdabenteuer vom alten Baron von Münchhausen in's Gedächtniss, der einmal in Lappland

sein Pferd an irgend einer Spitze angebunden hatte und dasselbe, als er es nach ein paar Stunden bei eingetretenem Thauwetter wieder besteigen wollte, auf der Höhe eines Kirchthurms, an dessen Knopf angebunden erblickte, der sich mittlerweilen aus dem Schnee herausgearbeitet hatte. —

Meine Schritte lenkten der sogenannten Dutsh Flat Road zu, einer Bergstrasse, die in einer Passhöhe von 7500 Fuss von Sacramento über die Sierra-Nevada nach Virginien führt. Diese Route hat eine ganz besondere Bedeutung dadurch gewonnen, dass das Tracé der Pacificbahn in derselben Richtung genommen wurde. Diese Strasse verfolgend, gelangte ich schon folgenden Tags abwechselnd durch prächtige Cedern- und Pinienwälder marschierend nach der Ortschaft Dutsh Flat. —

Hier fand ich das Clima sehr vortheilhaft verändert, statt der eisigen Winde umwehten mich laue Herbstlüfte, überall standen die Gärten voll duftender Rosen und prangender Blumen. Dutsh Flat liegt 38 Meilen südwestlich von Summit City und circa 100 Meilen westlich von Virginia City. Es ist nach californischer Landesrechnung schon ein älteres Minenstädtchen und liegt an der Grenze von Nevada-County und Placer-County. Zur Zeit meiner Ankunft wurde in der Nähe lebhaft an der Pacificbahn gearbeitet. Diese Pacificbahn, der eine weltepochemachende Bedeutung vorbehalten ist, und an welcher Unternehmung sich die intelligente und materielle Kraft der Nordamerikaner in schönstem Lichte kennzeichnet, war von Sacramento bis Colfax bereits im Betrieb, und hier fingen die Schwierigkeiten der Bergbahn an.

Ich begab mich an Ort und Stelle. Längs des Tracé waren 22 Baulager (Camps) erstellt, ein jedes fasste über hundert Arbeiter und jedem Camp war eine Bausection zugewiesen. Es galt hier dem chaotisch aufgeworfenen Terrain Trotz zu bieten und solches durch die Kunst der Technik zu besiegen. Die Bahnlinie war

über hügeliges Land und über weit vorspringende Felsparthieen, über Abhänge und wilde Schluchten tracirt, so dass eine Reihe von Kunstbauten, Einschnitte, Dämme, Viaducte und Tunnels in ununterbrochener Reihe sich folgen mussten.

Ingenieurs, Aufseher und Arbeiter aller Nationen fanden sich hier vertreten, die überwiegende Zahl letzterer bestand aus Chinesen. Jedes Camp war in zwei Abtheilungen getrennt, die eine für die Weissen, die andere für die Chinesen. Erstere bestand aus mehreren Block- und Bretterhütten. Die eine diente als Kirche und Speisehalle, eine zweite als Schmiede und Werkstatt, eine dritte war zur Stallung für circa achtzig alte Gäule eingerichtet, eine vierte als Schlaf- und Toilettenraum für die Aufseher und eine fünfte als Schlafraum für die Arbeiter. In beiden letztern waren wie auf den Schiffen die Schlafstellen krippenartig den Wänden entlang über einander geschichtet. Das Lager der Chinesen bestand hingegen aus vielen einzelnen kleinen Hütten, in denen ein ordentlicher Mann kaum aufrecht zu stehen vermochte. Ihr Speisesaal war eine einfache Pritsche, auf welcher sie mit unterschlagenen Beinen kauerten.

Bei dem Camp Nr. 9 engagirte ich mich als Aufseher und bekam eine Section von einigen dreissig Chinesen unter mein Commando.

Des Morgens früh um 5 Uhr wurde Tagwacht geläutet. Mit der Toilette war man bald fertig, man steckte sich in die schweren, hoch hinaufreichenden Stiefel, für welches Bekleidungsstück man aus guten Gründen die grösste Sorgfalt verwendete. Man sorgte, dass die Gäule getränkt und die Kippkarren zurecht gestellt wurden und begab sich dann selbst an's Frühstück, das gemeinsam eingenommen, für die Weissen aus einem kräftigen Stück Beefsteak, Kartoffeln, frischem Brod und Kaffee bestand. Die Chinesen hatten ihren Reis, ihr Fleisch und ihren Thee.

Vor 6 Uhr wurde Appell gemacht, die Rosse ange-

schirrt, die Wagen bespannt, das Werkzeug vertheilt und dann ging's vorwärts über bodenlose Wege oft durch knietiefen Koth, bis an unsere etwa eine Meile vom Camp entfernte Baustelle.

Meine Section arbeitete an einem Einschnitt, mit dessen Ausraum am andern Ende ein Damm aufzufüllen war. Ich hatte meine Mannschaft zweckmässig zu vertheilen, die Arbeit anzuordnen und darüber zu wachen, dass gearbeitet und die Profilirung genau eingehalten werde. Unter Tags kamen die Herren Ingenieurs herangeritten, notirten sich die Mannschaft, inspicirten die Arbeit und nachdem sie ihre Ordres ertheilt, setzten sie ihre Aufsicht an weiter gelegenen Arbeitsstellen fort. — Meine chinesischen Unterthanen gaben mir viel zu schaffen und haben mir die Galle oft aufgerührt.

Während in Zeitungen und Werken über Californien die Chinesenarbeit oft so glänzend herausgestrichen wird, kann ich das nur als Collectivbegriff gelten lassen, insofern durch die grosse Masse chinesischer Arbeitskräfte viel geleistet wird. Aber in Bezug auf die einzelne Mannesarbeit, kann ich solche nur als sehr gering bezeichnen. Vorerst sind die Chinesen schwächlicher gebaut, als die Weissen, dann haben sie etwas kindisches, tändelndes in ihrem Wesen, das sie auch im Alter nicht verlässt, dabei sind sie von unerträglicher Schwatzhaftigkeit. Sie trätschen unablässig ihren absurden Chargon so kreischend und so laut und begleiten denselben mit so hässlichen Grimassen und lächerlichen Geberden, dass man sich in ihrer Umgebung stets unter halbverrückten Leuten glaubt. — Jeden Augenblick stellen sie die Arbeit ein, bald schleichen sie zu ihrem Theefass, welches den ganzen Tag umstellt ist und schlürfen einen Fingerhut voll Thee, bald zünden sie verbotener Weise eine Pfeife an, in der nur eine Prise Tabak Platz hat. Kommt dann bei der Arbeit selbst eine geringe Schwierigkeit vor, so wird daraus sofort eine grosse Geschichte gemacht; alles springt dann neugierig herbei

und erhebt einen Heidenlärm. Nur wenige von ihnen verstehen englisch, aber für einen kräftigen Fluch hat jeder Verständniss, der bringt für eine Weile wieder Ordnung in die Arbeit; denn unterthänig sind sie — abscheulich unterthänig. —

Allerdings hat die Chinesenarbeit in ihrem grossen Ganzen genommen für Californien eine sehr wichtige Bedeutung und zwar in zweierlei Beziehung; einmal durch wirkliche Vermehrung der Arbeitskraft, und dann wesentlich durch die Herabdrückung der Arbeitslöhne, die früher auf einer fabelhaften Höhe standen. — Der Weisse musste sich nach und nach dazu bequemen, zuerst mit einem Drittel, dann mit der Hälfte und zuletzt mit einem Viertel des frühern Arbeitslohnes sich zu begnügen, und dieser letztere Faktor hat den raschern Um- und Ausbau der grösseren Städte, der Kunststrassen und im weitern der Pacificbahn allein möglich gemacht. Was der einzelne weisse Arbeiter dadurch verloren hat, ist dem grossen Ganzen zu gut gekommen. —

Nur möge Californien sich rechtzeitig an Göthe's Zauberlehrling erinnern und die Formel nicht vergessen, mit welcher diese dienenden Geister wieder in ihren Ursprung zurückgebannt werden können, wenn einmal die weisse Bevölkerung noch mehr gewachsen ist; damit sich dieser geringe Chinesenstamm nicht im Land versaame und verwurzle.

Doch kehren wir wieder zu meiner Section und zu meiner kleinen Bande zurück. Ich bin doch sonst ein verträglicher Mensch, aber mit keinem einzigen dieser dreissig Söhne aus dem himmlischen Reich bin ich je näher vertraut geworden. Alle zeigten sich in gleichem Grade verschlagen, hinterlistig und gleichgültig bei der Arbeit.

Des Abends um 6 Uhr wurde aufgeprotzt und wieder zurück in's Camp marschiert. Sobald abgedankt wurde, sah es aus, als hätte man eine Kleinkinderschule geöffnet. Mit einfältigen Sprüngen und unter kindischem

Geschrei rannten diese bezopften Männer, darunter auch ergraute Kerls, ihren Hütten zu. Bei der Abtheilung der Weissen galt es vorerst die Pferde gut zu versorgen und sich dann selbst in trockene Gewandung zu hüllen. Dann wurde ein sehr kräftiges Abendmahl gehalten, das die ermatteten Geister wieder auffrischte. Da man müde war von dem ewigen Hin- und Herlaufen bei den Arbeitern, von der Aufregung des unablässigen Anspornens und am andern Morgen wieder früh auf musste, so legte man sich bei Zeiten in seine Krippe und schlief ohne Wiegenlied ein.

Drüben bei den Chinesen wurden die Reistöpfe an's Feuer gestellt und der unentbehrliche Theekessel darüber gehängt; ringsherum sass Jeder auf einem kleinen Block und nun ging erst das Schwatzen und Kreischen los nach wahrer Herzenslust. In den Reistopf kriegten sie aus der Weissenküche das Fleisch. Daneben waren sie durchaus keine Whiskyverächter, doch schauten sie beim Einkauf mehr auf das Quantum als auf die Qualität und tranken das pure Gift, von den schlechtesten Giftmischern geliefert. Auch hat die Spielsucht sie nicht unberührt gelassen; die Sache nimmt gewöhnlich einen ganz harmlosen Anfang, doch tritt allmählig die Leidenschaft hinzu und die Einsätze wachsen dann oft in's Ungebührliche. Für ihre Lebensbedürfnisse verkehrten sie mit den chinesischen Ansiedlern der nächstgelegenen Ortschaften. Gingen einer oder mehrere auf den Einkauf, so war man sicher, sie sobald nicht wieder zu sehen. Da tranken sie, spielten sie bei ihren Landsleuten herum, führten auch sonst ein wüstes Leben und kamen dann nach Verlauf von ein paar Tagen demüthiglich in's Lager zurückgeschlichen. Unverdrossen arbeitete ich jedoch mit diesen Kerls an der Pacificbahn meine Strecke vorwärts, bei Sonnenschein, Sturm und Schneegestöber an Werk- und Sonntagen, und habe als einzelne Ameise also auch mein Hölzchen hinzugetragen zu dem wunderbaren Riesenbau. Es wird mir daher um so eher ge-

stattet sein, wenn ich dem Leser aus meinen Notizen über dieses Riesenwerk einiges mittheile.

Die Gründung der Gesellschaft der Central-Pacific-Eisenbahn erfolgte auf eine im Jahre 1863 durch Congressbeschluss ertheilte Bau- und Betriebsconcession. Dieses gewaltige Unternehmen, dazu bestimmt den Osten der Vereinigten Staaten mit dem Stillen Meer zu verbinden und somit den ganzen westlichen Continent mit einem Schienengürtel zu umspannen, hatte sich in hohem Grade der Protection der Regierung zu erfreuen, indem sie sich herbeiliess dieses Werk mit Staatsbeiträgen, Garantieen und Steuerbefreiung zu unterstützen. Als Subsidie wurde der Central-Pacific-Gesellschaft eine Summe von 48,000 Dollars per Meile für den östlich von der Wasserscheide der Sierra-Nevada gelegenen Theil und 36,000 Dollars für den westwärts derselben fallenden zuerkannt. — Ferner die freie Ueberlassung der sämmtlichen dem Staate angehörenden Ländereien auf 20 Meilen zu beiden Seiten der Linie, welche nicht bereits für die Minenexploitation oder für andere Zwecke geclaimt worden, oder auf sonstige Weise in den Privatbesitz übergegangen seien.

Dieser der Bahngesellschaft überlassene Ländercomplex kommt einer Schenkung von 12,800 Acres per Bahnmeile gleich. Auch von den Staaten Californien und Nevada wurde dem Unternehmen auf die kräftigste Weise unter die Arme gegriffen. Der Staat Californien garantirte während 20 Jahren die Verzinsung zu sieben Procent eines Obligations-Capitals von 1,500,000 Dollars. Die Stadt San Francisco machte eine Schenkung von 400,000 Dollars und ihr folgte eine Anzahl von Countys und Ortschaften, durch welche die Linie gezogen ist. Durch die Hülfeleistungen der Centralregierung, der Staaten und einzelner Ländereien und Ortschaften hat die Gesellschaft über eine Summe von 96,000 Dollars per Meile zu verfügen, welcher Betrag bei der soliden Art und Weise, wie das Unternehmen an Hand genom-

men wurde, die Gesellschaft in ihren Geldoperationen so weit unterstützt, dass sie das Vorkommen von Krisen nicht zu befürchten hatte. Hierzu half in hohem Grade der Verkauf der vom Staat dem Unternehmen geschenkten Ländereien, von denen je nach dem Fortschreiten des Baues ein schöner Theil zu guten Preisen an neue Ansiedler und Speculanten veräussert ward.

Ueber alle Vorstellungen lebhaft war die Agitation für die schleunige Herstellung der Bahn unter den Bewohnern Californiens und der angrenzenden Staaten. Ihr ganzes Bestreben, ihre Hoffnungen für die Zukunft, der summarische Inhalt ihrer Unterhaltung und der öffentlichen Reden, ja sogar das Thema zu Predigten bildete die Pacificbahn und die Beschleunigung des Baues derselben. Es ist nicht zu bezweifeln, dass die ununterbrochene Verbindung der Ost- und Westküste durch eine Eisenbahn für die Vereinigten Staaten von ausserordentlicher Wichtigkeit ist, um so mehr, als das Augenmerk des Uncle Sam auf die von der Natur in jeder Beziehung reich ausgestatteten aber immer noch dünn bevölkerten westlichen Territorien gerichtet sein muss. Es ist aber auch vorauszusehen, dass mit der Vollendung der Central-Pacificbahn der grosse Weltverkehr in vielfacher Beziehung eine andere Gestaltung annimmt und für Europa und dessen Bahnen von Einfluss sein wird.

Man hat voraus berechnet, dass man nach Vollendung der Pacificbahn die Reise um die Welt in 75 Tagen wird vollenden können; nämlich von einem europäischen Seehafen mit Postdampfer nach New-York in 10 Tagen, von New-York nach San Francisco in 7, von San Francisco nach Hongkong in 20 und von Hongkong über Suez in 38 Tagen.

Die Pacificbahn, vom Staat Missouri ausgehend, bietet bis Neilsburg geringe Schwierigkeiten. Hier beginnt die eigentliche Gebirgsstrasse. Dafür sind sechs verschiedene Tracés bearbeitet worden, von welchen man zu-

fällig die kürzeste als die zweckmässigste anerkannte und gewählt hat. Die Hauptschwierigkeit war, eine Linie aufzufinden, welche bei möglichst fortgesetzter Steigung das gebotene Steigungsmaximum von 80 Fuss per Meile nicht erreiche. Man hat sich aber genöthigt gesehen der ersten Strecke von 8 Meilen eine schwächere Steigung zu geben, um die Long-Ravine passieren und Colfax errreichen zu können. Bis Colfax haben die Baukosten 1,200,000 Dollars also 30,000 Dollars per Meile betragen. Die Arbeiterzahl, welche zu Anfang des Jahres kaum 1000 betrug, hatte man auf 5000 gebracht und man hoffte sie in Kurzem auf 6000 und später auf 15,000 Mann zu bringen, um die Arbeit in diesem schwierigen Gebirgsterrain zu forciren. Meine Section fiel in eine Höhe von 2450 Fuss über dem Meeresspiegel, also auf den Drittheil der zum Ueberschienen der Nevada angenommenen Passhöhe von 7000 Fuss. Diese Höhe war als Scheitelpunkt eines Tunnels von 1500 Fuss Länge angenommen, der den höchsten zu bewältigenden Kamm der Sierra-Nevada durchschneiden sollte. Die nächsten 9 Meilen bis Goldrun vereinigen die grössten Schwierigkeiten, die auf den westlichen Gebirgsabfall kommen. Die „lange Schlucht“ (long canion) kreuzend, biegt sich die Linie in einer Höhe von 115 Fuss nach rechts und folgt dem jähen bisweilen lothrechten Felsabhange der Rices-Ravine in der Maximalsteigung auf 3½ Meilen und setzt durch eine ununterbrochene Reihe von Schluchten, Spalten und vorspringenden Felsen bis Cap Horn, einem 12,000 Fuss über dem American-Fluss sich erhebenden perpendiculären Schieferfelsen. Hier ist ein tiefer Einschnitt vorgesehen, der sich jedoch mittelst Brechstangen in das günstige Material leicht einhauen liess. Auf der ganzen Strecke der Rices-Ravine entlang wurde die Bahn in Einschnitten und gallerieartigen Tunnels geführt, da eine Dammaufführung der seitlichen Steigungen wegen unzulässig war. Die weiteste derselben ist die Seclettownschlucht, welche mittelst einem Damm

von 55 Fuss Höhe übersetzt wird. Weiter folgt sie dem äusserst schmalen Kamm der Wasserscheide zwischen dem American-River und dem Bear-River, windet sich dem nördlichen Hang der Goldspring-Mountain entlang und erreicht endlich bei Goldrun den hohen Rücken dieses letztern, welcher eine gleichmässige Oberfläche hat und daher wenig Terrainschwierigkeiten darbietet. Die Strecke von der Seclettownschlucht bis Goldrun zeigt dagegen wieder eine ununterbrochene Folge von Schluchten und vorspringenden Felsen, meist von hartem Gestein, welche mehrfach mit Tunnels bis 300 Fuss Länge durchbohrt werden mussten.

Bei Bradleys Reservoir den Rücken der Wasserscheide verlassend, wendet sich die Linie zur Linken und erreicht Tollsmill, eine halbe Meile südlich und 300 Fuss über der Ortschaft Dutsh Flat. Man musste vor der Hand einen Theil dieser zahlreichen Schluchten mit Holzconstructionen (Trosselworks) überbrücken, welche für eine Dauer von 5 bis 6 Jahren berechnet sind und die innerhalb dieses Zeitraumes entweder durch Steinviaducte oder Dammaufschüttungen während dem Betrieb ersetzt werden sollen.

Von Dutsh Flat zieht sich die Linie längs des Bergabhangs durch die Kerrsschlucht, durch das Thal des Süd-Yuba und durch das Summit Valley und erreicht hier den ziemlich niedrig gelegenen Donnerpass in der Nähe des Donner Lake. Alsdann windet sie sich um das Haupt der Fremont Canion, durch die Coldcreek zum Truckeefluss hinab und gelangt dem Bett desselben folgend in die jenseitige grosse Ebene.

Die jetzige Fahrstrasse war in dieser letztern bereits mit wenigen Abkürzungen dem Tracé entlang bis in das Herz des Mormonengebietes hinein angelegt, um den Bahnbau durch möglichst geöffneten Verkehr zu erleichtern. —

Mit allem Recht gab man sich allgemein hinsichtlich des zukünftigen Verkehrs dieser Bahn den kühnsten

Hoffnungen hin, da sie in jeder Beziehung die reichsten Landstriche durchsetzt. Das goldreichste Quarzlager durchschneidet sie bei Illinoistown, bei Goldrun und Dutsh Flat; das goldführende Grandlager, welches von Quincy und Pilot-Peak im Norden bis Georgetown im Süden streicht, mit einigen zwanzig Städtchen und Ortschaften, welche durch ergiebige Goldwaschereien berühmt sind. In der Nähe von Auburn werden die einträglichen Kupferlager getroffen; bei Rattlesnakebar und in der Nähe von New-Castle Speckstein von ausgezeichneter Qualität und in unerschöpflicher Menge; bei Nielsburg, nur eine Meile seitwärts der Bahn, ausgedehnte und bauwürdige Eisensteinlager u. s. w.

Ja die Pacificbahn hat nicht nur als solche, sondern namentlich als Cultur- und Nationalreichthum förderndes Element eine grosse Zukunft vor sich. Nicht nur die Verbindung des Ostens mit dem Westen, die Näherlegung des Verkehrs mit China, Japan, Australien und Indien geben derselben eine enorme Bedeutung, sondern auch als Bindeglied des Verkehrs zwischen den einzelnen Countys Californiens und der angrenzenden Territorys erfüllt sie eine unberechenbar wichtige Aufgabe, denn durch diese Verkehrsader, durch die Zufuhr von Steinkohlen und Lebensmitteln wird das jetzt unter schwierigen Verhältnissen ausgebeutete reiche Minenland erst recht dem strebenden Gewerbsfleiss erschlossen werden.

Jedoch nicht nur auf dem Angriffspunkt von West nach Ost, sondern auch von demjenigen von Ost nach West ist das riesige Unternehmen mit aller Energie zur Hand genommen worden und es zeigte sich hier der dem Amerikaner inne wohnende Wetteifer in wohlthätigster Weise. Es galt darum, mit Aufwendung aller Mittel, die von beiden Seiten ausgelegten Schienen in möglichst kurzer Frist zur Verknüpfung zu bringen. —

Mit Anfang 1864 wurde der Betrieb der Union-Pacific von St. Louis bis Dresden eröffnet. Von letzterm Punkte war die Linie nach Warrenburg 50 Meilen öst-

lich von Kansas und von Omaha bis zum Elkhornfluss auf der ganzen Länge im Bau begriffen; auf der 18 Meilen langen Strecke dieser letztern kamen die schwierigsten Arbeiten vor. Mit dem Elkhornfluss hatte man das Thal des Platt-Rivers erreicht und damit eine Strecke von 500 Meilen Länge mit verhältnissmässig billigen Kosten beschient. Auf dieser ganzen Strecke kommen nirgends Einschnitte und Dämme von mehr als 5 Fuss Niveauverschiedenheit vor und die Steigungen betragen durchschnittlich weniger als 1 zu 1056. —

Westlich vom Elkhornfluss bediente man sich zur Herstellung des Niveau's lediglich der Patentgrabmaschine, deren jede von acht Joch Ochsen betrieben, täglich eine Länge von einer Sechstel Meile herrichtete. Diese 500 Meilen Schienenlage, mitten durch das von den Indianern durchstrichene Prairieland gezogen, sind öfter an verschiedenen Punkten von diesen culturfeindlichen Jägern angegriffen worden und es wird der fortgesetzten Aufmerksamkeit der Gesellschaft und des Staates bedürfen, um sowohl Zerstörungen der Bahn als Störungen des Betriebs zu verhindern. Diese 500 Meilen ebenen Landes reichen bis an den Fuss der Rocky-Mountains, deren Ueberschienung und Durchstechung eine zweite Riesenarbeit erforderte. Immerhin wollte der östliche Theil der Bauunternehmung diese Arbeit gleichzeitig mit der Ueberschienung der Nevada von Westen her bewältigt haben und die Verbindung mit letzterer in der Ebene zwischen der Rocky-Mountains und der Sierra-Nevada bewerkstelligen.

Die Pacificbahn ist jedoch nicht der einzige Schienenweg in dem kaum seit 20 Jahren eröffneten Californien, und ich glaube, es gehört mit in den Rahmen der Notizen, die ich über dieses interessante Land bringe, dass ich noch in Kürze der übrigen Bahnen erwähne.

Wir kommen zuerst auf die San Francisco-San Josébahn zu sprechen, mit einer Ausdehnung von 49½ Meilen; sie wurde im Juli 1860 von einer Gesellschaft mit

einem Actiencapital von zwei Millionen Dollars gegründet. Die drei Counties San Francisco, San Mako und Santa Clara, welche von dieser Bahn durchschnitten werden, betheiligten sich bei der Actienzeichnung mit 600,000 Dollars. Im Januar 1863 wurde sie für den Personenverkehr eröffnet.

Eine zweite ist die Western-Pacificbahn, welche von San José über Stocton nach Sacramento führt und die im December 1862 von einer Gesellschaft mit einem Capital von 5,100,000 Dollars gegründet wurde; die davon in einer Strecke von 120 Meilen durchschnittenen drei Counties San Francisco, San Joaquin und Santa Clara betheiligten sich mit 800,000 Dollars. Ferner bewilligte der Staat eine Subsidie von 16,000 Dollars per Meile und das ihm gehörende zum Bau erforderliche Terrain.

Diese Bahn war zur Zeit meiner Anwesenheit noch theilweise im Bau begriffen, sie verbindet das ganze Centralthal von San Joaquin und Sacramento mit San Francisco und geht direct durch das Herz der Golddistricte.

Eine dritte ist die Placerville-Sacramento-Bahn, welche ihren Weg längs der grossen Reiseroute (Overlandroad) durch Californien nach der Silbergegend von Nevada nimmt. Von Placerville bis Folsom beträgt ihre Länge 37½ Meilen.

Eine vierte, die 18 Meilen lange Valley Railroad, welche von Sacramento bis Folsom führt und die schon seit längerer Zeit unter Abwerfung guter Einnahmen im Betrieb steht.

Endlich als fünfte die California-Centralbahn. Sie verbindet Folsom mit Marysville und hat eine Länge von 49 Meilen, wovon die erste 18 Meilen lange Strecke Folsom-Lincoln bereits im Jahre 1863 in Betrieb gesetzt wurde.

Laut erhaltener Notiz lassen sich die Fortschritte des Bahnbaues der Pacificbahn von westlicher Seite her bis 1868 wie nachstehend verfolgen:

1. Januar	Totallänge der projectirten Bahnen.	Im Betrieb.	Anlagekosten per Bahnmeile im Betrieb.
	Staat Californien.		
1863.	343 Meilen.	70 Meilen.	51,428 Dollars.
1864.	519 „	120 „	49,000 „
1865.	626 „	147 „	53,535 „
1866.	1285 „	262 „	67,645 „
1867.	1285 „	321 „	69,800 „
1868.	1285 „	382 „	70,824 „
	Staat Nevada.		
1868.		30 „	66,666 „
	Staat Oregon.		
1868.		19 „	26,641 „

Also auf der Pacificseite im Ganzen 431 Meilen.

Seitdem ich, also im Jahre 1865, einzelne Parzellen dieser Bahn fertig gebaut, andere im Bau begriffen und wieder andere nur nach den Profilen verfolgen konnte, ist nun das Riesenwerk zur Vollendung gekommen und in Betrieb gesetzt worden. Am 8. März 1870 hat die Pacific-Eisenbahn ihre letzte Schiene gelegt. Die letzte Schwelle ist fein aus Lorbeerholz gearbeitet und trägt auf ihrer glatt polirten Fläche eine Silberplatte mit entsprechender Inschrift. Die letzten Nägel wurden vom Präsidenten der Union mit einem silbernen Hammer eingeschlagen. Die Nägel standen mit Telegraphendräthen in Verbindung, so dass jeder Schlag mit telegraphischer Schnelligkeit den Abschluss der grossen Unternehmung nach allen Theilen des Landes übermittelte. — Ueberall war grosse Festlichkeit und die Eisenbahnfahrten im ganzen Lande frei. Als in Sacramento und in San Francisco der Telegraph das grosse Ereigniss verkündigte, wurden alle Glocken in Schwingung gebracht, dazu pfiffen in den schrillsten Tönen die in Sacramento am Bahnhof in Reih und Glied aufgestellten 23 Locomotiven, ebenso alle Dampfschiffe auf dem Sacramentofluss und in der Bay von San Francisco.

Nach dieser flüchtigen Eisenbahn-Excursion kehre ich nun wieder in mein Camp zurück, das sich allmählig

vergrösserte. Steter Zuwachs von neuen Arbeitskräften, Errichtung neuer Logis und Werkhütten, letztere für die verschiedenen Handwerker wie Schmiede, Zimmerleute und Steinhauer; diese letztern gehörten ausschliesslich der weissen Race an. Diese Leute, meist sehr kräftig und anschicklich, vermochten den Tag hindurch ein gutes Stück Arbeit hinter sich zu machen; doch waren die wenigsten unter ihnen haushälterisch, die Whiskyflasche war ihr arger Feind; vor meinen Augen hat dieselbe einen der kräftigsten Burschen zu Fall gebracht. Es war Jemmy O'Reilly, der sich einen blauen Montag (eine Spree) gönnen wollte, und der so unvorsichtig das Feuerwasser herunter gurgelte, dass er nicht mehr aus seinem Rausch erwachte.

Er wurde in einen hölzernen Schrein gelegt und zu Haupten der Leiche zündete man drei Kerzen an. Der Sargdeckel blieb die Nacht über offen und seine Kameraden hielten ihm die Nachtwache; am folgenden Tag wurde er unweit vom Lager der kühlen Erde anheim gegeben. —

Bald nachher verunglückte einer meiner Collegen, ein tüchtiger Aufseher, bei der Arbeit. Ein Theil seiner Leute war eben mit Holzfällen beschäftigt, als er weiter unten durch einen Einschnitt ging. Unvorsichtiger Weise liessen sie einen schweren Baumstamm herunter stürzen, der ihn traf und ihn platt drückte. Sein Begräbniss fiel auf den Sylvesternachmittag des Jahres 1865. Es war für uns alle ein trauriger Abschied vom alten Jahre. Ohne Arzt, ohne Pfarrer und ohne Notar wurde auch diese Leiche in den einfachen Sarg gelegt und eine Meile weit hinausgeführt an die für Begräbnisse bestimmte Stelle.

Eine Anzahl Bekannter, denen ich mich zugesellte, gaben ihr das Geleit. Man grub ein Grab, versenkte den Sarg; die Mannen zogen die Hüte ab und einer der Anwesenden hielt ein kurzes Gebet. Nachdem das Grab zugedeckt war, kehrte man um und trank im Vorbei-

gehen in einer Whiskybude ein Glas auf das Andenken des Heimgegangenen. —

Es war ein recht unheimlicher Winterabend, die Nacht war früh hereingebrochen, die Landschaft schwarz wie ein Sargtuch, zuweilen von weissen Streifen übrig gebliebenen Schnee's unterbrochen. Der Boden nass und die Wege völlig ungangbar. Bald schneite, bald regnete es und der Wind jagte einem die eisigen Niederschläge in's Gesicht. In unsere Hütte zurückgekehrt, wurde ein hellloderndes Feuer angezündet und im Kreis, den wir um dasselbe bildeten, thauten allmählig die eingefrorenen Lebensgeister wieder auf, indem auch die Kleider wieder trocken wurden.

Nachdem das Abendessen noch seine stärkende Wirkung hinzugethan, lag es gleichsam im Blute eines Jeden, in der Neujahrsnacht irgend eine Abwechslung in das immerwährende Einerlei zu bringen, und wie wir mit dampfenden Pfeifen um's Feuer herum unsern Kreis wieder geschlossen hatten, fiel es ein paar muntern Burschen ein, eine Vorstellung zu geben. Die grosse Thür unserer Hütte wurde aus den Angeln gehoben und als Bretter — die die Welt bedeuten — aufgerüstet. Da entfaltete sich zu ein und zu zweien der auf den französischen und englischen Schiffen unter dem Namen Matelot bekannte Tanz, eine Art Tarentella; dessen Virtuosität namentlich darin besteht, auf einem möglichst kleinen Raum die Glieder nach allen Seiten im schnellsten Tempo zu verrenken und zu einem trappelnden Tanz zu gestalten. Je zierlicher und schneller die Figuren ausgeführt wurden, wobei die Arme und der ganze Körper mitspielten, je grösser der Applaus. Als die Production unserer Künstler vorüber war und sie ermüdet von der Bühne stiegen, wurde ausgemacht, dass nun ein Jeder unserer Feuerrunde seine Tanzfertigkeit zur Schau zu bringen habe. Dies gab allerdings zu den lächerlichsten Scenen Anlass, wenn so ein langer ungelenkiger Bursche mit seinen steifen Gliedern wie eine

Marionettenpuppe herumpampelte, oder wenn ein untersetzter, breitschultriger Boy seine kurzen, schweren Beine in plumpen Sprüngen um sich warf. — Zwischen diesen Tänzen stimmten die Sänger zuweilen ein Lied an, das meist Bezug hatte:

„On the old home in green Erin“, wie das
„Old Ireland for ever“ und andere.

So ging's tief in die Neujahrsnacht hinein in unserem Feldlager, geschlagen zur Förderung des grossen Friedenswerkes, vor dem einst das Kriegshandwerk sich beugen wird; während draussen der Schneesturm heulte und über Feld und Hügel eine dicke weisse Lacke sich ausbreitete.

Am Neujahrsmorgen schellte die Tagwachtglocke mit heiserem, gebrochenem Ton. Fuss-, ja klafterhoch lag der in grossen Flocken immer noch fallende Schnee auf der Landschaft.

Es gab mehr Flüche als Glückwünsche bis die Chinesen die Kippwagen gereinigt und hergerichtet hatten; auch die alten Gäule zeigten sich höchst ungeberdig. Schlotternd trottete die Mannschaft neben den Karren durch den tiefen Schnee bergaufwärts und es gab mehr saure als lachende Gesichter.

Man war vollständig von der Gegenwart eingenommen und es liess der Kampf gegen die vielen äusserlichen Unbilden kaum einen Gedanken an die Vergangenheit und an die Lieben daheim in weiter Ferne aufkommen.

Schön in seiner Art war's zwar in der Höhe, der Wald war tief eingeschneit, die Nadelhölzer standen dick überzuckert und hingen voll langer, glänzender Eiszapfen — das waren allerdings riesige Weihnachtsbäume, die ihre Kronen schüttelnd, uns als einzige Bescheerung stechende Eisnadeln in's Gesicht warfen. Der Wind schnitt scharf ein; während er einzelne Stellen lichtete, häufte er an andern klaftertiefe Schneewehen, und der Himmel hing bis tief herab, zwar nicht voller Bassgeigen, aber voller Wollsäcke.

Der Winter, dem ich im Spätjahr in Summit City ausgewichen war, rächte sich nun mit aller Schärfe an dem Flüchtling. Doch auch diesen Strapazen sollte ich nicht länger ausgesetzt sein, ich wurde in den ersten Tagen Januars von der Verwaltung nach Dutsh Flat in eines der Centralbureaux versetzt, welchem Rufe ich gern folgte.

Dieses Dutsh Flat liegt auf der Grenze der beiden Counties Nevada und Placer und stammt schon aus der Goldzeit, glorreichen Andenkens.

Da ich bisher nur vom eigentlichen Minenbetrieb in dem krystallinischen Gebirge erzählt habe, so will ich nun versuchen auch einiges über das edle Handwerk der Goldwascherei zu berichten. —

Die Gegend um Dutsh Flat, das Placer-County überhaupt, ist dafür vortrefflich geeignet; es fallen nämlich daselbst die Ausläufer (Foothills) der Sierra-Nevada ab.

Diese Vorberge, vielfach durch Abstürze von den Hauptgraten gebildet, sind von einander durch Schluchten, Tobel und Klusen (Gulches, Canions, Ravines) getrennt und abgerissen. In diesen Kehlen laufen die Bergwasser zusammen, welche genährt von den grossen Schneemassen, die sich den Winter über im Hochgebirg ablagern, während des grössten Theils des Jahres reichlich nach der Tiefe gehen und sich unten zu einzelnen Flüssen sammeln, wie der American-River, der Bear-River und der Yuba-River. Da das Gebirge der Nevada in seiner ganzen Ausdehnung mit Adern edlen Metalles durchzogen ist, so findet sich im Erosionsgebiet derselben eine nicht unbedeutende Menge von grössern und kleinern Goldkörnern mit abgelagert, die mit dem verwitterten Gebirge vom Hauptstock abgefallen und von den Wassern nach der Tiefe geführt worden sind. Das Gestein, zersetzt durch den Sauerstoff der Luft, hat sich im Laufe der Zeiten zerbröckelt und ist zu Quarzsand zerfallen, indem die verschiedenen Salze und kittenden Bindemittel aufgelöst wurden, während das der Auf-

lösung gleichsam trotzende Gold in seinem primitiven Zustande und nach dem Gesetz der Schwere sich tief in diese Trümmer eingebettet hat. —

Wie nun die Flüsse je nach dem Stand der Ufercoulissen, in welche sie sich eingegraben, grössere und kleinere Bänke (Banks), Lager (Flats), Wülste (Bars) abgelagert haben, so zeigt sich dieselbe Erscheinung in verkleinertem Massstab an jedem einzelnen Bergwasser, das den Flüssen zufliesst, und diese Ablagerungen bilden das eigentliche Jagdgebiet der Goldwascher. Zuweilen erweitert sich eine Schlucht zu einer Felsenarena, in der sich Geröll, Kies und Sand in grösseren Massen aluvianisch angehäuft hat; es sind dies die Hauptfundorte des geschätzten Goldes. Diese mit dem Wasser in Verbindung stehenden Fundorte nennt man schlechtweg Diggings (nasse Minen); während diejenigen, die sich an den Abhängen der Berge oder in ausgetrockneten Rinnsalen im Thal befinden, nach der spanischen Bezeichnung Placeros, Placer-Mines genannt werden. Das in den Diggings aufgefundene Gold zeigt sich mehr in der Form von Blättchen, Körnern und Staub, dasjenige in den Placeros eher in grösseren Stückchen, jedoch ungleicher vertheilt. In der ganzen Minenregion finden sich die Goldadern bis zu 100 Fuss unter dem Granitsedimente in eisenhaltigem, bläulichen oder röthlichen Thon vor.

Nach den Gesetzen, welche die ersten herbeigeströmten Miner unter sich in Meetings aufgestellt hatten, war jedem Miner gestattet 20 Quadratfuss Erde in Besitz zu nehmen (zu claimen), die so lange sein unbestrittenes Eigenthum blieben, als er darin arbeitete. Kein Anderer durfte den Fuss in eine angefangene Grube setzen, wenn sich in derselben Arbeitsgeräthschaften vorfanden und der Eigenthümer die Arbeit in solcher nicht über 24 Stunden ausgesetzt hatte. Es wurde zwar schon früher von Staatswegen beschlossen, dass jeder Miner, der nicht amerikanischer Bürger sei, eine kleine

Steuer zu bezahlen habe, es ging jedoch lange bis dieser Beschluss in Ausführung gebracht werden konnte. Die selbstaufgestellten Minergesetze wurden von Jedermann geachtet, denn die vielen Leute, wenn schon aus Bruchtheilen aller Völker gemischt und von gutem und schlechtem Samen aufgeblüht, thaten sich etwas zu gut auf die individuelle Freiheit und Gleichheit, welche für alle Gemeingut ward, und trachteten darnach, dem für richtig anerkannten Recht nachzukommen, wenngleich noch keine Regierung beobachtend und herrschend über ihnen waltete. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, dass nicht auch Diebstähle, Mordthaten und andere Schlechtigkeiten vorgekommen sind, aber sie zeigten sich in viel geringerem Masse, als bei einer derartigen Vermischung der Racen und Charaktere vorauszusetzen war. Allerdings wurde mit erwischten Uebelthätern kurzer Process gemacht, er dauerte im höchsten Fall 24 Stunden; denn gewöhnlich wurde bei solchen Anlässen die Lynchjustiz in Anwendung gebracht und die versammelte Masse nahm für sich das Recht in Anspruch, über Leben und Tod der Einzelnen abzusprechen.

Zur Zeit meiner Anwesenheit waren diese Zustände natürlich geändert und die United States Law richtet jetzt mit Waage und Schwert über Gerechte und Ungerechte. Es ist zwar nicht zu läugnen, dass nach Aussage der älteren Einwohner Californiens zu jetziger Zeit ärgere, durchtriebenere und ausgedachtere Schlechtigkeiten vorkommen, als früher, wo jeder Hoch- oder Niedriggeborene sich in das gemeinsame Loos Aller ergeben musste und ein gleiches Interesse Alle unter sich verband. —

Mancher der jetzigen öffentlichen Beamten, dem in dieser oder jener Richtung die Vertretung der Staatsgewalt anheim gegeben ist, erzeigt sich in der Folge als ein schlechtes Individuum, das seine Stellung missbraucht, um andere oder den Staat zu betrügen und dem es auch hie und da gelingt, sich dabei zu bereichern.

An solchen Auswüchsen mangelt es nicht unter der californischen Beamtenwelt und diese finden namentlich ihre Wurzel unter den hungerleidenden Winkeladvokaten, die durch alle möglichen Vorstellungen und Ränke sich solche Amtsstellen zu erschleichen wissen, um nachher das Volk auszubeuten und die Regierung zu diskreditiren.

Allerdings sind das nur Ausnahmen und zur Ehre des Freistaates Californien sei es gesagt, dass in Gerichten und Kanzleien immerhin ein gesunder Kern rechtschaffener Beamten vorhanden ist, der das Zutrauen der Bürger in jeder Beziehung rechtfertigt.

Doch kehren wir wieder zu unsern Diggings zurück. In der ersten Goldzeit wurde das Gold in hölzernen Schüsseln (Horns) oder in blechernen Pfannen (Pans) gewaschen, wie es jetzt noch von den Prospectors bewerkstelligt wird. Nämlich an einer Stelle, wo man das Vorkommen von Gold vermuthet, gräbt der Miner aus verschiedenen Tiefen Erde hervor und wascht solche in seiner Schüssel oder seiner Pfanne aus, indem er das Geschirr abwechselnd unter Wasser taucht, gleichmässig schüttelt und rüttelt, wozu geübte Handgriffe und eigene Körperbewegungen erforderlich sind. Ist die Erde sorgfältig abgewaschen, so zeigen sich am Boden des Gefässes die in Folge ihrer Schwere zurückgebliebenen Goldkörner oder Goldstäubchen, die sorgfältig mit feinen Klämmerchen angefasst und in einen ledernen Beutel versorgt werden. Beim Prospecten werden eine Anzahl solcher Proben an verschiedenen Stellen des Fundortes geprüft und daraus das Mittel gezogen, wobei man schliesslich abschätzt; die Erde ist 1, 2 und 3 Thaler per Kübel Grund werth, sie ist eine reiche oder eine arme. —

Früher wurden nun die für die Ausbeutung lohnenden Bänke gänzlich umgewühlt und ein Quadratfuss Erde nach dem andern ausgewaschen. An die Stelle der Schüsseln und Pfannen kam bald die Wiege (Crattel, Rocker), ein hölzernes Gestell, auf welchem ein mit

geschorenen Tüchern ausgeschlagener Trog in wiegende Bewegung gesetzt wird, und in den man zuerst Erde und dann Wasser einschöpft und durch Wiegen die leichten Theile der erstern absondert, um dann schliesslich in dem eingeschlagenen Tuche den Goldniederschlag zu finden. —

In den ersten Exploitationszeiten, in den Jahren 1849 bis 1852 war längs dem ganzen Flussgebiete ein ungegeheuer bewegtes Leben. Jede Woche brachte neue Schaaren Goldgieriger von allen Ständen und aus allen Nationen an die Diggings und Placers, die nach Art und Vermögen, einzig oder in Gesellschaft mit einfachen oder complicirten Mitteln in leidenschaftlicher Aufregung die Kies- und Sandbänke durchwühlten, oft unter den grössten Entbehrungen ohne Schutz und Obdach gegen die Unbilden der Witterung. Das waren nicht allein Arbeiter, sondern neben geringerem Volke Gelehrte, Künstler, gebildete Kaufleute. Nicht nur einmal, sondern zwei- und dreimal sind die gleichen Bänke durchwaschen worden, jedesmal mit mehr Aufwand von Hülfsmitteln und unter rationellerem Betrieb.

Das hat sich nun seither gänzlich verändert, das Goldwaschen ist vom einfachen Handwerk in grossartigen technischen Betrieb übergegangen, und zwar mit Hülfe der Bergwasser. Wie bei Meadow Lake, das ich beschrieben, finden sich überall am Gebirgskamm kleinere und grössere Becken und Mulden, welche das Schneewasser sammeln und kleine Bergseen bilden. Diese natürlichen Wasserbehälter sind zum grossen Theil durch geschickt angelegte Dämme in feste Reservoirs umgewandelt worden, von welchen das Wasser in möglichster Höhe durch Leitungen (in Flums und Ditshes) abgeführt wird. Diese Leitungen gehen auf hölzernen Aquäducten, von denen viele über 100 Fuss hoch sind, über Einsenkungen und Schluchten von Bergrücken zu Bergrücken bis an die Stellen, wo man das Wasser für die Minen benutzen will. Dort wird es in eiserne Röhren

gefasst und in möglichst starkem Fall auf die Angriffsstelle geleitet, wo Hydranten angelegt sind und damit Schläuche in Verbindung gebracht werden, welche gänzlich in Kautschuk gekleidete Arbeiter der goldhaltenden Bank entgegenhalten. Der Wasserstrahl wird losgelassen und mit einer enormen Wucht greift derselbe in das zu bearbeitende Terrain ein. Auf diese Weise werden Hänge bis auf 100 Fuss Höhe völlig herunter gewaschen. Unten sammeln sich die zurückfliessenden Wasser mit dem Schlamm in weiten hölzernen Kanälen (Sluice boxes), die unten mit gitterartigen Einlagen versehen sind, und treiben Steine, Geröll und Sand eine Strecke weit mit sich fort, während das specifisch schwerere Gold auf den Boden des Gitters fällt. Nach Verlauf einer oder zweier Wochen wird das Wasser abgestellt, das gröbste Material aus den Kanälen entfernt und der Bodensatz sorgfältig mit Quecksilberzusatz gereinigt, um daraus das mit dem Quecksilber verbundene edle Metall zu gewinnen. —

Dieser hydraulische Minenbetrieb kann selbstverständlich nicht Sache Einzelner sein, er ist darum auch ausschliesslich in die Hände grösserer Gesellschaften übergegangen. Die Wasserbecken und Dämme repräsentiren schon an sich ein grösseres Capital, dann sind die Leitungen, was Bau und Unterhalt betrifft, sehr kostspielig. Man bedenke, dass solche auf Höhen bis 8000 Fuss über dem Meeresspiegel gelegen gefasst und auf Strecken bis auf 40 Meilen und weiter über sehr durchschnittenes Terrain geführt werden müssen. — Hydraulic-Diggings von Dutsh Flat und Goldrun haben laut seither erhaltenen Angaben im Jahre 1866 über 35,000 Dollars und im folgenden Jahre sogar 500,000 Dollars eingetragen.

Das Auswaschen der Flussborde und Hänge wird in der Regel in der trockenen Jahreszeit unterbrochen. Im Spätjahr, wenn die Niederschläge wieder reichhaltiger eintreten und die Bergwasser zu fliessen beginnen,

wird angefangen und die Arbeit den Winter über fortgesetzt, insofern Frost und Schnee nicht allzu grosse Hindernisse bringen. Im Frühjahr aber, bei Eintritt der Schneeschmelze, da tritt sie in ihren wahren Glanzpunkt. Da rieseln die Wässerlein in allen Rinnen, einigen sich zu Bächen und stürzen mit wildem Ungestüm herunter in die Niederungen. Wenn unten in den Schluchten und Engpässen die Wasser toben und ihr Bett überfluthen, dann ist der Miner erst in seinem richtigen Element, dann scheut er keine Mühe, keine Strapazen, um den günstigen Zeitpunkt recht zu benutzen.

Ganze Tage, ganze Nächte steht er, watet er im reissenden, eiskalten Wasser herum und kümmert sich nicht um Sturm und Regen, nicht um Sonnen- und Mondenschein; auch nicht um Nevralgia und Rheumatismen. —

Es gilt dann das Wasser in die vorhergegrabenen Kanäle zu leiten, diese und jene Stauung zu bewerkstelligen, um seitlich gelegene Bänke abzuschwemmen und künstliche Sammler zu erstellen. Allerdings lesen gar manche tüchtige Arbeiter mit der mehr oder weniger ergiebigen Ausbeute an Gold bei diesen Strapazen auch Fieber und chronische Gliederkrankheiten auf und Viele haben dabei in kurzer Zeit für den Rest ihrer Tage ihre Gesundheit ruinirt.

Neben dem Betrieb für die Compagnien gibt es immerhin noch eine Anzahl Miner, die auf eigene Faust oder in Cooperativarbeit ihr Glück versuchen. Meist gehen dann etliche zusammen und legen ihre Känel (Sluice boxes) an geeigneten Stellen an, und zwar nur an Orten wo der Boden noch nicht geclaimt ist oder von andern schon bearbeitet wurde. Sie schaufeln Erde darein und lassen die Wasser hindurchströmen, um das Ungeeignete von dem Gesuchten zu trennen und letzteres aus den Boxen herauszukriegen. Das geschieht nun in der Regel nur an ungünstigen Stellen, da die guten schon längst ausprospected und geclaimt sind. Immerhin verdienen geschickte selbständige Wascher ihre

zwei bis vier Dollars per Tag; zur Seltenheit machen sie auch einen guten Fang und wieder gibt's Tage, wo sie gar nichts machen:

Mit frischem Muth und heiterm Sinn
Mit Pick und Schaufel auf dem Rücken,
So zieht der Miner früh dahin,
Ob's ihm vielleicht mög heute glücken? —

Abends aber, wenn die Arbeit sich nicht bis in die Nacht erstreckt, geht's nach den Brauereien, in diese wohlthätigen von Deutschland eingeführten Institute; wohlthätig allerdings im Gegensatz zu den spanischen und französischen Spielhöllen. Da wird die schwere Tagesarbeit vergessen und bei dem Gerstengebräu der Gemüthlichkeit, wenn das deutsche Element die Oberhand hat, und auch dem Humor gehuldigt. Es ist durchaus nicht selten, dass an diesem und jenem Abend kleinere Productionen zum Besten gegeben werden, oder dass die ganze Gesellschaft sich zur Ausübung irgend eines Schwankes hergibt. Einmal wurde lebhaft über das harte Loos der Arbeiter diskutirt und als die ernste Seite der Sache zu Boden gesprochen war, schlug einer aus der Gesellschaft vor, die Uebelthäter, welche an der Ungleichheit der socialen Stellungen Schuld tragen aufzusuchen und vor Gericht zu stellen. Man ernannte Sherif, Constabler und Jury und ging darauf aus diesen und jenen einzufangen und ihn vor das improvisirte Gericht zu stellen. Anklage und Vertheidigung gingen im besten Humor vor sich und die Angeklagten wurden unnachsichtlich zur Zahlung von Bussen verurtheilt, die dazu dienten, das Oel der Unterhaltung zu nähren. Da sich Richter und Angeklagte gut in ihre Rollen zu schicken wussten, fand der improvisirte Schwank eine glückliche Lösung.

Auch das Lied bildete einen wesentlichen Antheil an der geselligen Unterhaltung, wobei manche Producte Californischer Miner-Muse zum Vorschein kamen, die sich als Volkslieder eingebürgert haben, wie z. B. das:

„Oh miners, oh miners
Hungry and cold
So poor I return
From the land of the Gold
To my dear, to my old folks at home.“

Es ist dies ein Beweis, dass auch im Miner- und Goldwascherleben die Poesie nicht erlischt und dass das Gespenst des Materialismus glücklicherweise noch lange ein blosses Gespenst bleiben wird. —

Der Winter war fortwährend sehr rauh und dabei Mancher ohne Beschäftigung, das lockte nicht nur die Bären in die Nähe menschlicher Wohnungen, sondern man erzählte auch von Wegelagerern, welche die Hauptstrasse unsicher machten. Ein Fall kam vor, der mich an die erste Waffenthat von Freund Gil-Blas erinnerte. Nicht weit von Dutsh Flat wurde ein Chinese angehalten, der aus einem reichen Claim herkam. Er ritt auf seinem lahmen Maulthier langsam seines Weges; plötzlich wurde er angehalten, vom Esel herabgerissen und mit vorgesetztem Revolver mit dem kurzen Gruss angefahren „Geld her“. Der mongolische Abkömmling verzog keine Miene, liess sich die Taschen umkehren, in denen wenig oder gar nichts zu finden war, während welcher Zeit der alte Maulesel gemächlich forttrottete. Mit einem derben Fluch wurde er von dem enttäuschten Highwayman weiter geschickt. Der Chinese ging auch ganz gelassen und demüthiglich weiter, hatte aber im Stillen die Freude, dass seine nicht unbeträchtlichen Schätze an Goldstaub in seinem Sattelkissen wohl aufbehalten geblieben waren.

Auch einem unserer Ingenieurs wurde, als er zur Auszahlung fuhr, in die Zügel gegriffen; er aber nicht faul, fiel über den Räuber her, wand ihm das Pistol mit geschicktem Griff aus der Hand und zerschmetterte ihm damit den linken Arm; während dann die Justiz den doppelt armen Schelmen am rechten Arm zu packen wusste.

Hauptsächlich fahndete das Diebspack auf die Ex-

pressmails der Speditions-Gesellschaften Wells Fargos und anderen, die ihrerseits durch geeignete Massregeln sich sicher zu stellen suchten.

Von Dutsh-Flat habe ich nur ein frostiges, winterliches Bild gegeben und doch sieht jene Gegend nur während eines kurzen Abschnitts des Jahres so trübselig aus.

Versetzen wir uns für einen Augenblick in die auch dort wonnige Maienzeit; da finden wir keine Spur mehr von dem eintönig blendenden Winterkleid und auch keine solche von der starren Gebirgswelt, den öden Trümmerhalden und Steinfeldern, wie sie im Staat Nevada jenseits des Gebirges vorkommen, sondern man befindet sich mitten in einem herrlichen Hügelland mit grünem Rasenteppich, freundlichen Waldparthien, unterbrochen von pittoresken Schluchten, die von einer frischen Flora anmuthig bekleidet sind.

Schon mit Eintritt des Monat April entfaltet die reiche Vegetation ihren Gestalten- und Farbenreichthum. Auf den Hügeln und in der Ebene längs den dunkeln Waldsäumen und den schäumenden Bergwassern, überall prangen Blumen, überall schweift das Auge über reichgeschmückte, duftende Rasenteppiche.

Das durchschnittene Profil dieser Landschaft hat unbedingt zu dem Reichthum der Flora und ihren sehr abweichenden Varietäten den Grund gelegt. Während auf den untern Terrassen des Gebirges die Laubhölzer überwiegen, sind auf den obern die Nadelhölzer vorherrschend. Unter erstern unterscheiden wir: Die californische Lebenseiche (California-Life-Oak), welche längs den Flussbetten in den Niederungen vorkommt; die weisse Eiche (White-Oak), die dagegen mehr das Hügelland liebt. Mit diesen letztern treten schon die Nadelhölzer, die Föhrenarten in Concurrenz, welche die Gipfel der niedern Hügel krönen, oder den Gürtel höherer Berge bilden, wie die Red-Fir, welche mit einem Durchmesser bis zu 10 Fuss eine Höhe von 200 bis 300 Fuss erreicht. Weniger mächtig ist die White- oder Balsam-

Fir, die mit einem Durchmesser von 6 bis 7 Fuss nur etwa 100 Fuss hoch wird. Auf höhern Etagen treffen wir die Sugar-Pine (Pinus Lambertiana), die bei einem Durchmesser von 10 bis 18 Fuss auf 300 Fuss sich emporhebt und deren 3 Zoll lange, bläulich grüne Nadeln sie in ein weiches, warmes Kleid einhüllen. Zu letzterer gesellt sich die Silver- oder Digger-Pine (Pinus Sabianiana), deren nussartige Früchte von den Indianern als Nahrung für den Winter eingesammelt werden. Unter den Sträuchern ist die Mansanita hervorragend, ein feines Gebilde von etwa 12 Fuss Höhe und von eben so viel Ausdehnung in die Breite, das auf den untern Abstufungen vorkommt und sich bis an die Grenzen der Schneeregion hinaufwagt. Den schönsten Schmuck der Hügelketten bildet mit dieser Mansanita der wilde Lila, welche beiden Gewächse das Gemälde der Landschaft bereichern und die Luft mit Wohlgeruch erfüllen. — Unter den Blumen sind es namentlich Ericeen, welche die Flora bereichern; vom reinsten Weiss, durch alle Nüancen bis in's Orange, vom leisesten Rosa bis zum glühenden Purpur und vom leicht angehauchten Blau bis in's tiefe Indigo. An die Ericeen schliessen sich die Andromeden, Aroleen und auch einige Alpenrosenarten an und wetteifern mit ihnen an Pracht und Farbenfrische. Wiederum finden sich Preisel- und Einbeerarten und die von Jugend an altbekannten und liebgewonnenen Maiglöckchen und Vergissmeinicht. —

Kein Wunder, dass dieser glückliche Landstrich schon viele feste Ansiedler gefunden hat. Ueberall wo der Boden sich zu Cultur eignet, bestehen einzelne und zusammengehörige Heimwesen, unter letztern die Städtchen Nevada, Grass-Valley, San Juan, weiter gegen Norden Downeville und westlich Marysville, unter sich verbunden durch Ranches und Minercamps jeder Art und Stationen wie Youbet, Reddog, Little-York, Roughand Ready, Nebraska, Yankee-Jim, Foresthill u. s. w. —

VI. Capitel.

Zweite Reise nach Meadowlake. — Die Gefahren einer Winterfahrt. — Glückliche Rettung. — Meadowlake im Schnee begraben. — Eine Bärenjagd. — Die Fauna der Nevada. — Das Schneeschuhlaufen. — Politische Bewegungen. — Die Jury. — Pionier-Charaktere. — Die Wahlen der Municipalität. — Die Minen von Summit City. — Ein Ausflug nach der Enterprisemill.

Mir sollte jedoch der Frühling in Dutsh-Flat nicht erblühen. In Dutsh-Flat und in den umliegenden Ortschaften hörte man von nichts anderem mehr, als von dem enormen Erfolg der neuen Minen im Excelsiordistrict; ein würdiges Echo zu diesem Gerede bildeten die Zeitungsberichte aus San Francisco und Sacramento, und man gedachte nach letztern noch für's laufende Jahr eine reiche Ausbeute vom schon Vorhandenen und auch von den noch zu erschliessenden Entdeckungen machen zu können. Diese Berichte fallen in gar Manchem mit der Wahrheit zusammen; Meadow Lake lässt in Bezug auf Wasser und Holzreichthum nichts zu wünschen übrig; es liegt in der Nähe der Verkehrsstrassen und im Bereich des immer mehr sich ausdehnenden Eisenbahnnetzes, so dass auch weniger metallreicher Quarz wegen dem billigeren Betrieb ein besseres Rendiment geben muss, als reicheres Gebirge in dem entfernteren, nackten Washoegebiet. —

Der fieberhafte Gedanke, doch ja wieder zur rechten Zeit an Ort und Stelle zu sein, wo mein Interesse auf verschiedene Weise engagirt war und um jedenfalls gleich

beim Aufkommen des Städtchens auch einen Theil am Nutzen mitzuhaben, liess mir keine Ruhe mehr. Ich schnürte meinen Bündel und wendete meine Schritte wiederum dem Gebirge zu. —

Es war um die Mitte des Monats Februar. In Dutsh-Flat lag der Schnee noch zwei Fuss hoch, weiter unten war er bereits gewichen; dagegen waren die Strassen bodenlos, so dass an manchen Stellen die Fuhrwerke bis an die Achsen in den lehmigen Boden einsanken. Natürlich erschwerte dies das Wandern sehr und es wurde zu einer entsetzlich mühseligen Arbeit. Bei jedem Schritt musste der Fuss bedachtsam und gleichsam forschend aufgesetzt werden, da man nicht voraussehen konnte, ob die weiche Masse auf einen oder auf fünf Fuss nachgäbe. Ich dankte Gott, als diese abscheulichen Niederungen überwunden waren, und als ich bei den jenseitigen Steigungen den Schnee und mit ihm eine betretene, feste Bahn wieder gewinnen konnte.

Die hohen Tannen in den Wäldern ringsum standen da wie imposante Grenadiere mit ihren mächtigen Schneemützen und schwer belasteten Aesten. So ging's ganz schön bis Polleys-Station, denn auch während dem Winter muss diese Zollstrasse von ihren Besitzern offen gehalten und täglich mit dem Bahnschlitten von einer Haltstelle zur andern befahren werden, damit für die Post der Pass frei bleibt. Diese Strasse wird auch im Sommer sehr gut besorgt und ihre Besitzer gehen so weit, während den heissen Tagen Wasserwagen auf derselben cursiren zu lassen, um sie vom Staub zu säubern.

Bei Polleys-Station musste ich aber die Hauptstrasse wieder verlassen und links hinauf meinen Weg suchen.

Mutterseelenallein durchwatete ich als erstes mir im Excelsiorgebiet vorbehaltenes Vergnügen das mit Schnee überdeckte, mit Weidengestrüpp überwucherte sehr morastige Flussthal des Bear-River. Dann ging's quer über den Fluss auf einem schlüpfrigen mit Schnee und Eis

bedeckten Baumstamm, der als einzige Brücke, roh und rund wie er gewachsen, über den Bear-River geworfen war. Auch dieser etwas gefährliche Uebergang ging ohne Unfall vor sich. Nun aber fing das Steigen an.

Zur Kennzeichnung des Weges waren von zwanzig zu zwanzig Schritten Ruthen in den Boden gesteckt, die aus dem knietiefen Schnee hervorragend, oben mit einem farbigen Lappen versehen waren; diese rothen und blauen Flämmchen, die aus irgend einem alten Minerhemd gerissen worden, flatterten gar lustig im eisigen Winde. Hie und da traf ich auf Spuren von Schneeschuhen, bald auch auf einen zerbrochenen Schneeschuh, den, wie ich später vernahm, der Expressman am Wege liegen lassen musste. Uebrigens war es ein schöner Wintertag, der Himmel spannte seine tiefblaue Glocke klar und rein über die im Sonnenstrahl glitzernden Schneefelder, deren Teppich funkelte, als wären Tausende diamantener Sterne über ihn ausgestreut. Es war dies allerdings bezaubernd schön, aber in die Länge ermüdete dieser Glast meine Augen und mit jedem Zwinkern sah ich hunderte von violetten, rothen und gelben Sonnen vor mir auf und nieder tanzen, bis ich am Ende völlig schneeblind war. Ganz allein bahnte ich mir den mühseligen Pfad weiter. Ich zog mich an der Seitenhalde der abfallenden Hügelkette langsam aufwärts; öfter ging's über verborgene Rinnen von Schnee überbrückt, in denen die Wasser rieselten; der von der Sonne erweichte Schnee brach unter meinen Tritten zusammen und ich stak alsdann bis an die Hüften in dem weichen, nassen Firn und hatte Mühe mich wieder herauszuschaffen. Mehrere Männer auf Schneeschuhen herabgleitend, huschten in entgegengesetzter Richtung an mir vorüber, so dass ich mit ihnen nur einen kurzen Gruss wechseln konnte. Allmählig aber neigte sich die Sonne und tauchte am Ende unter meinen Horizont; statt ihrer wärmenden Lichtstrahlen verbreiteten sich dunkle Schatten und düstere Nebel über die Landschaft. Der Wind wehte

eisig kalt und alsbald verwandelte sich der auf der Oberfläche halbgeschmolzene Firn in eine harte Eiskruste, die übrigens bei jedem Schritt mit mir einbrach und mir das Gehen nur um so viel mühsamer machte.

Der Schnee, welcher bei den eben erwähnten Einbrüchen in meine hohen Stiefelrohre eingedrungen war, ballte sich ebenfalls zu harten Eisklumpen, die mich schmerzten, so dass mir jeder Schritt zur eigentlichen Qual wurde. — Und noch war mein Ziel lange nicht erreicht. — Die Entfernung zwischen Polleys-Station und Summit City beträgt nur etwa 12 Meilen, hingegen unter den Schwierigkeiten, die ich zu besiegen hatte, wuchs eine jede einzelne Meile zu eben so viel zehn Meilen. Je länger der Marsch, je tiefer der Schnee, je öfter die Einsenkungen in Schneewehen und Gräben.

Ermattung fing an meine Glieder zu beschleichen und die Aufregung, die bisher meine intellectuellen Kräfte beherrschte, fing an in Stumpfsinn und Schlafsucht überzugehen. — Doch so viel Besinnung blieb mir immer noch, um mich diesem lethargischen Zustande nicht hinzugeben, sondern mich stets in Bewegung zu erhalten; — ich wusste ja aus gar manchen Beispielen, dass unter den jetzigen Umständen ein Dahinsinken und Einschlafen, ein Dahinsinken und Schlafen für alle Ewigkeit wäre.

Mittlerweile war tiefe Nacht hereingebrochen und die Pfadzeichen nicht mehr sichtbar; es war ein sehr kritischer Augenblick. Ich fühlte, wie nach und nach meine Kräfte immer mehr schwanden; doch unablässig arbeitete ich mich aufwärts — endlich erblickte ich oben am Berge Licht — und das wirkte elektrisch auf meine halberstarrten Glieder. Nach einer weitern Halbstunde übermenschlicher Anstrengung war ich bei der Stelle angelangt, von wo mir das Licht entgegenleuchtete. Ich war bei den Hütten der Enterprise-Minen-Gesellschaft angelangt. Das Schachtgebäude, die Quarzmühle staken tief im Schnee vergraben. Ein alter Miner, der die Laterne trug, welche mir den rettenden Strahl in die

Tiefe gesendet, war eben von einer Expedition auf Holz mit seinem Schlitten dort angelangt; er lud mich freundlich ein in seine Hütte herabzusteigen, von welcher nur das Kamin über das tiefe Schneekissen hervorragte. Ich kletterte auf den in den Schnee eingehauenen Stufen hinunter und war völlig besinnungslos, als ich in den erwärmten Raum eintrat. —

Der gute Alte und einer seiner Kameraden befreiten mich nicht ohne Gewaltanstrengung von meinen Stiefeln, die mitsammt den darin angefrorenen Strümpfen von meinen eiskalten Füssen sich abtrennten. Diese letztern kamen durch Einreibung mit wollenen Tüchern und Whisky, unter schmerzhaftem Stechen wie von hundert Nadeln, allmählig wieder in's Leben und ich war wieder ein geretteter Mann.

Dort schlief ich in wärmende Tücher gehüllt einen erquickenden Schlaf und wie es eben die gesunde Jugend hat; — am andern Morgen erwachte ich völlig ausgeruht und erfrischt an Leib und Seele.

Es galt nun auch dem inwendigen Menschen wieder etwas Heizmaterial beizuführen und meine Stiefel in gangbaren Stand zu versetzen; dann nahm ich Abschied von den braven Alten, die mir höchst wahrscheinlich das Leben gerettet haben, um noch den Rest meiner Wanderung zu vollenden.

Obschon auf dieser Höhe der Schnee eine Tiefe von über acht Fuss hatte, so war nunmehr das Gehen auf demselben ein Kinderspiel.

In der sehr kalten Nacht, die auf den vorangegangenen Tag gefolgt, war der Schnee bis tief herab gefroren und der Trail, dem ich zu folgen hatte, bildete einen festen Pfad. Statt dass der Schnee unter meinen Tritten einsank, ächtzte und knirschte er ganz lustig und so wanderte ich mit frohem Muth davon, wie über einen Sammetteppich. Trotzdem es heiter heller Tag war, und ich mich in vergangenem Sommer viel in dieser Gegend herumgetrieben hatte, ward es mir schwer mich

wieder zu erkennen; die tiefe Schneelage hatte alle topographischen Verhältnisse gänzlich umgestaltet. Tiefe Runsen und Einsattelungen waren ausplanirt; dagegen hatten sich durch die Schneewehen kleine Hügel gebildet, wo früher der Boden flach war; von Bächen und Bergwassern nirgends eine Spur. Nur die alten Tannen standen an ihrem alten Fleck, zwar tief eingeschneit, aber mit kräftigen Axthieben war auf solchen die Richtung des Weges eingezeichnet.

Endlich wie ich aus den Tannen wieder in's Freie herauftauchte, lag der runde Bergrücken von Summit City vor mir. — Aber von einer Stadt, wenn auch nur von einer Bretterstadt, nirgends die geringste Spur! — Nur eine Menge rauchender Blechröhren (Stove pipes) lugten neugierig aus der immensen Schneedecke hervor, unter welcher die Häuser im eigentlichen Sinne des Wortes begraben lagen. — Das war nun eine schöne Zuversicht! — Nicht in mein früheres Heim, sondern auf mein Heim war ich gekommen. Eine Menge Furchen und mehr und minder betretene Pfade wurden nun allerdings sichtbar, die über das Schneekissen von einer Dachfirst zur andern führten; das sah wahrhaftig aus, wie die Wege, welche sich die Ameisen in der Nähe ihrer Schlupflöcher kreuz und quer auf feinem Sandboden bahnen. Um in die Häuser zu gelangen, hatte man sich auf einer in den Schnee eingeschnittenen Treppe etwa 10 bis 15 Stufen abwärts zu begeben, und um das Haus herum war gerade so viel Schnee weggeschaufelt, als nöthig war, um Thüren und Fenster öffnen zu können.

Nur zu bald gewann ich die vollkommene Ueberzeugung, dass ich drunten in Dutsh-Flat noch nichts versäumt hatte, sondern rechtzeitig genug nach dem Excelsior-District gekommen war. — Ich suchte sofort meinen Partner, meine Freunde und Bekannten auf, die ich alle munter und frisch wieder antraf, und die sich über mein frühes Erscheinen nicht wenig wunderten; doch war ich überall willkommen und so schickte ich

mich denn in meine Lage, mit der ganz einfachen Philosophie, dass da, wo andere tausend Menschen es aushalten können, ich mich ebenfalls zurecht finden werde. In den Häusern und in den Gewerken war alles lebendig und hellauf. An verschiedenen Orten waren die Erzgruben in Angriff genommen, zwei Quarzmühlen in voller Thätigkeit. Der Transport von den Schachten nach den Mühlen vermittelte sich mittelst Schlitten je von zwei Ochsen gezogen, und zwar in directerer Linie als im Sommer, und dadurch war auch wieder einiges erspart. Vom jenseitigen Ufer des zugefrorenen, tief überschneiten See's erklangen in munterem Takte die Axtschläge, welche einen Theil unserer majestätischen Tannen zu Fall brachten und die dann weiter zu Bohlen, Balken, theils zu Dachschindeln verarbeitet wurden.

Da die in Sacramento bestellten Geräthschaften für unsere Brauerei noch nicht angelangt waren. so schloss ich mich einer Miner-Company an dem Pacific-Ledge an, welche im Accord arbeitete. In kurzer Zeit fand jedoch ein Wechsel unter den Actionären statt. Die Neueingetretenen fanden den Accord mit der Miner-Company ungünstig und suchten daran zu mäkeln. Letztere wollte ihre Rechte behaupten. Die Sache kam zum Process, wurde von Instanz zu Instanz geschleppt; am Ende wurden die Actionärs theilweise verfällt, theilweise auch die Miner-Company, weil ihr Contract nicht präcis genug war, und so musste letztere am Ende froh sein, dass das, was ihr noch herauskam, zur Bezahlung der Processkosten hinreichte.

Neben der Arbeit, der sich ein jeder auf seine Weise unterzog, hatte man auch seine Erholung.

Erstens wurde mittelst Expressmännern eine tägliche Verbindung mit der Polleysstation unterhalten und so hatte man regelmässig Briefe und Zeitungen und blieb also mit der ganzen übrigen Welt im ununterbrochenen Verkehr.

Eine weitere Abwechslung bot die Jagd, die, wenn

sie von Glück begleitet war, schöne Beute lieferte. Eines Tags hiess es, man habe bei einem Gang nach der zehn Meilen entfernten Webersstation Spuren von Bären bemerkt. Sofort wurde auf den folgenden Tag ein allgemeines Treibjagen angesagt. Wer einen Stutzen oder eine Stosswaffe auftreiben konnte, der stellte sich ein. Zur festgesetzten Stunde wurde in zwei Colonnen abmarschiert, die eine nach links der Webersstation entgegen, die andere nach rechts; ich hatte mich der erstern angeschlossen. Als wir in der angezeigten Entfernung ankamen, nahm man noch gemeinschaftlich eine kräftige Magenstärkung ein und bildete dann eine längere Kette, jeweilen auf fünfzehn bis zwanzig Schritt Entfernung. Sehr bedächtig und mit so wenig Geräusch als möglich bewegten sich die Colonnen vorwärts, ein bewährter Führer an der Spitze. Wir waren in dieser Kriegsbereitschaft ungefähr eine Meile durch den Wald gezogen, ohne auf irgend etwas zu stossen, auf einmal trafen wir auf ganz frische Fährten von einem alten Bären und von drei Jungen, die unsern Weg von links nach rechts durchkreuzten. Das war allerdings ein Ereigniss und brachte Leben in die Leute. Es wurde nun Frontveränderung commandirt und die Kette zog sich den Spuren nach bergaufwärts. Bei einzelnen kleineren Einsattelungen, an geschützten Orten fanden wir den Schnee nach allen Richtungen durchwühlt und zertreten, gerade als wäre der alte Pez mit seinen Jungen recht bärenmässig umgesprungen. Es war übrigens eine ermüdende Tour. Bei den ächten Jägern war durch diesen Fund die Leidenschaft in hohem Grade aufgestachelt worden und so ging's fast im Sturmschritt waldaufwärts, so dass andere Menschenkinder zu folgen Mühe hatten. Die Spuren führten in die Kreuz und in die Quere und manchmal wieder ganz nahe an dieselbe Stelle, wo wir eine Viertelstunde vorher schon waren. Die Kerls schienen unserer spotten zu wollen; jedoch folgte man unablässig in der grössten Spannung den untrüglichen Wahrzeichen. Wie

wir schon jenseits über den Bergrücken uns abwärts zogen, da knallten uns aus einer Entfernung von etwa dreiviertel Meilen Schüsse entgegen, zuerst zwei, dann nach einer kleinen Pause ein dritter und weitere. Dann nach einer längeren Intervalle ein ganzes Pelotonsfeuer. Das kommt von unseren Cameraden rechts, hiess es; hübsch aufgepasst und der Schussstelle entgegen. — Richtig getroffen — die Leute der andern Parthie standen in einem Trupp beisammen, schwenkten die Hüte und empfingen uns mit einem weitschallenden Hurrah. — Sie waren die Glücklichen — am Boden ausgebreitet, von Kugeln durchbohrt, lag eine mächtige braune Bärin (Cinamon bear) und färbte den Schnee mit ihrem Blute, neben ihr lag eines ihrer Jungen, ebenfalls wohl getroffen von geübter Schützenhand. Das Rudel hatte wirklich aus der Alten und drei Jungen bestanden, die ganz unerwartet mit unserer linken Colonne zusammen trafen, da die Fährten von der rechten Seite kamen. Die eigentlichen Schützen waren flink bei der Hand, der erste Schuss drang der alten Pezin durch das rechte Schulterblatt, laut heulend setzte sie sich auf die Hinterfüsse; ein zweiter Schuss brachte sie zum Fall und ein Axthieb machte ihr den Garaus. Mit zwei wohlgezielten Schüssen war auch das eine Junge erlegt worden. Aber die Sonntagsjäger am Flügel der Colonne waren durch den unerwarteten Ueberfall so sehr verblüfft, dass die einen fehl und die andern gar nicht schossen, und so konnten die übrigen beiden Jungen unversehrt in südlicher Richtung Reissaus nehmen und entwischen. — Das Pelotonsfeuer war abgegeben worden, um uns als Signal zu dienen.

Natürlich waren die Linken nicht übel eifersüchtig auf das Jagdglück der Rechten. Immerhin machte man gute Miene zum schlechten Spiel, beglückwünschte die Sieger, und die erzeigten sich artig genug, die Beute als gemeinsam zu erklären, mit Ausnahme der Felle, die sich die Treffer als Trophäen ausbaten. Nachdem ein

guter Schluck auf's Wohl der Bärentödter getrunken, schickte man sich an, so gut es ging, aus abgehauenen Tannästen zwei Schlitten zu construiren, auf welche die Beute gepackt wurde. Abwechselnd spannte man sich rechts und links an und so marschierte die Colonne wieder heimwärts. Mittlerweile war die Nacht hereingebrochen und es war keine kleine Arbeit zu den Strapazen des Tages noch die fünf Meilen Weges mit der schweren Last zurückzulegen. Aber der errungene Erfolg hielt die Geister frisch. Einige Voltigeurs waren vorausgeeilt, um in Summit City von dem Geschehenen Kunde zu bringen. Die ganze Bevölkerung war auch richtig auf den Beinen geblieben; sie empfing uns mit brennenden Kienfackeln und dreimaligem Hurrah, und im Triumph wurde die Bärenmutter und der Bärensohn dem meistbietenden Metzger zugeführt. — Am andern Morgen bildete natürlich die glückliche Bärenjagd das Tagesgespräch. Alles drängte sich an den Butshershop und jeder Einwohner machte sich eine Glorie daraus, sein Stück Bärenbraten am Spiess zu haben. — Es kam dies um so geschickter, als schon seit mehreren Tagen kein frisches Fleisch mehr zu haben war und man sich mit gesalzenem Rindfleisch (Corn Beef) und Speck begnügen musste. Bei weichem Schnee konnte man kein Vieh zu uns hinauf treiben; letzteres war überhaupt nur bei festgetretener Bahn möglich, was bei dem steten Temperaturwechsel selten der Fall war. Traten solche günstige Momente ein, so wurden allerdings wieder Transporte von lebender Waare hinaufgeschafft und das war jedesmal ein kleines Fest für die neuen Ansiedler.

Eine so glückliche Bärenjagd, wie die eben erzählte, gehörte schon damals in jener Gegend zu den Seltenheiten und an Wild ist dieselbe überhaupt nicht sehr reich, weder im Sommer noch im Winter. Eine Hauptursache ist die Jagdfreiheit. Jedermann und zu allen Jahreszeiten ist es gestattet mit der Büchse umherzuschlendern und das Wild in Wald und Feld aufzusuchen.

Das Wild will jedoch gepflegt sein, wie alle andern Dinge, und wenigstens während einigen Monaten Ruhe haben.

Aber dort zu Land, wo überhaupt die meisten Leute bewaffnet herumgehen, da ist es seiner Existenz keinen Tag sicher und darum hat es sich von jenen Jagdgründen entfernt und das Zurückgebliebene ist scheu geworden, so dass es sich in der Regel nur in den unzugänglichsten Schlupfwinkeln verborgen hält. Unter dem Wild, das gegenwärtig in Californien noch vorkommt, aber wie gesagt viel seltener als früher, nimmt der Grizzly-Bear (Ursus horribilis) die Hauptrolle ein. Aus der ersten Minenzeit haben sich über dessen Einbrüche und Verheerungen manche schauervolle Erzählungen im Land erhalten, doch die amerikanische Rifle hat ihm tüchtig auf's Fell gebrannt, so dass er zur jetzigen Zeit sehr selten mehr angetroffen wird.

Es sind Exemplare getödtet worden von über 1400 Pfund schwer. Seine mit furchtbaren Krallen bewehrte Tatze, die man hie und da aufgenagelt findet, muss jedenfalls vernichtend sein und allerdings ist mit diesem Freund nicht zu spassen.

Nach ihm mag der braune Bär (Cinamon Bear) kommen. Der ist lange nicht so grausam, wie sein grauer Vetter, aber die Schaf- und Ziegenställe muss man immerhin vor ihm geschlossen halten, und auf einsamem Pfad ihn anzutreffen, mag das Blut schon in raschen Umlauf bringen; bleiben wir bei den reissenden Thieren, so haben wir noch eines weniger seltenen Gastes zu erwähnen, nämlich des grauen Wolfes (Canis occidentalis), der im Gebirg überall zu Haus ist und auf den die Jäger seines Felles wegen, das gegen zwei Dollars gilt, eifrig fahnden.

Die gefährlichste der Katzenarten, die namentlich im dichten Holzland vorkommt, ist der Couguar, der auch amerikanischer Panther oder California Lion (felix Concolor) genannt wird. Seine Seltenheit wird

nicht sehr bedauert, da er als gefährliches Raubthier gilt, auf das allgemein Jagd gemacht wird, wenn es sich irgendwo zeigt.

Die wilde Katze, Red Lynx (Lynx Rufus), kommt überall vor und ist namentlich dem Hühnervolk ein gefährlicher Nachbar. Ebenso der schlaue Fuchs, von dem sieben Species Californien eigenthümlich sein sollen.

Zu den friedlichen Racen gehören der Waschbär, der in der Nähe der Flussbette haust, und das gelbbauchige Murmelthier, Woodchuck oder Ground hog (Arconys flaviventus), das dagegen auf den Bergweiden seine Spässe treibt und welches nebst dem Hasen schon manchem Miner einen willkommenen Braten und Stoff zu einer warmen Mütze gegeben hat. Ein edleres Wild ist allerdings der Riesenhirsch (Elk), der mehr in den nördlichen Theilen vorkömmt, und der Virginische Hirsch (Deer) von zierlichem Bau, mit eigenthümlich vorgebogenem Geweih; zu denen gesellen sich noch im Gebirge antilopenartige Rehe, welche in einsamen Gründen die blumigen Bergwiesen abgrasen.

Unter den Vögeln gibt die Schneegans und die wilde Ente dem Sonntagsjäger Anlass zur Uebung in der edlen Jagdkunst; sie wissen ihn aber mit der gleichen Verschlagenheit zu necken. Die kundigen Schützen gehen dafür den Rebhühnern, Schnepfen und Lerchen zu Leibe.

Wollte ich Naturgeschichte treiben, so hätte ich noch der grauen Ground Squirrels (Affenarten) zu erwähnen (Spermophilus Beechegi), die auf beiden Flanken der Nevada vorkommen; der sechs Hasenfamilien, des Bighorns (mountain sheeps); der Adler, die in den Felsen horsten, des Gewürmes und der Eidechsen, die in den Tiefen kriechen. Doch lieber gehe ich auf das Hauptvergnügen unserer Meadowlakebewohner über, das friedlicher Natur ist und welches das Nützliche mit dem Angenehmen verbindet, nämlich auf das Schneeschuhlaufen.

Das Schneeschuhlaufen habe ich schon in Virginia City kennen gelernt, wo es zur Ergötzlichkeit im Winter ebenfalls hie und da getrieben wird, aber ich habe mir vorbehalten, dessen Beschreibung bis jetzt zu versparen, weil dasselbe in der Gipfelstadt nothwendiger Weise von Jedermann praktizirt wird. — Ich habe zur Genüge der enormen Schneemassen erwähnt, die regelmässig in den Wintermonaten in jenen Regionen auf der Landschaft lasten, auch der grossen Schwierigkeit bei frisch gefallenem oder von der Sonne durchweichtem Schnee vorwärts zu kommen. Um nun letzteres möglich zu machen, haben die Bewohner des Nevada-Gebirgs von den Lappländern und Finnen, die ungefähr unter den gleichen Bedingungen leben, den Gebrauch der Schneeschuhe entlehnt. Diese Schneeschuhe werden aus dünnen Brettern eines zähen Holzes, z. B. der White Pine angefertigt. Sie haben ungefähr die Breite von fünf Zoll auf eine Länge von acht bis zehn Fuss. Der Schuh wird auf der Aussenseite kielartig ausgeschweift; gegen vorn wird er dann mittelst Einsägung etwas aufwärts gebogen und durch Drähte in dieser gewölbten Stellung erhalten. Nun fehlt blos noch der Einschlupf und der Riemen, womit der Schuh an den Fuss festgemacht wird. Auf diesen schiffartigen Schuhen, welche die Körperlast auf eine viel grössere Basis vertheilen, als die gewöhnlichen Schuhe, lässt sich nun auch bei weichem Schnee, ohne einzusinken, leicht vorwärts streichen. Das Gleichgewicht wird mittelst einer Balancirstange erhalten, die am einen Ende mit einer kleinen Scheibe versehen ist, um beim Aufsetzen das tiefe Einsinken zu verhindern, und deren man sich namentlich beim Steigen als Alpenstock bedient. Bergabwärts geht die Fahrt auf solchen Schneeschuhen ganz herrlich und bietet noch mehr Reiz, als das bei Gletscherfahrten in der Schweiz so beliebte Herabgleiten über Schneefelder am Alpenstock, namentlich wenn die schiefe Ebene nicht

zu steil abfällt und man sich dem vollen Lauf überlassen kann.

Sind die Gelände steil, so muss entweder mit der Balancirstange gebremst werden, oder man unternimmt die Fahrt im Zickzack. Dieses letztere muss man unter allen Umständen beim Steigen thun, insofern man bei hartem Schnee nicht vorzieht, die Schneeschuhe auf den Rücken zu packen und die gerade Linie zu wählen. Wie man sich der Schneeschuhe im gewöhnlichen Verkehr bedient, so macht man sich ein besonderes Vergnügen daraus, in Gesellschaft an geeigneten Plätzen geneigte Ebenen herunter zu gleiten und das war auch in Meadowlake unser Volksvergnügen an hellen Abenden bis tief in die zauberische Mondnacht hinein, sowie an Sonntagen. Da versammelte sich nun die Bevölkerung, Herren und Damen — ja Damen — denn deren haben etwa fünfzig die Strapazen des Winters mitgemacht, auf dem runden Rücken im Norden der Stadt, um die prächtige Schneeschuhfahrt, bis herab auf den gefrorenen Seespiegel und weit auf seiner Fläche fortgleitend, zu unternehmen. Das war ein Gelächter, ein Gejauchze, wenn so zwei, drei Paare in einer Front sich gegenseitig an den Händen festhaltend heruntergeflogen kamen. Oder wenn eines ausglitschte und der ganze Nachschub darüberherpurzelte. Da gab's freundliches Händereichen, gegenseitiges Unterstützen und Aufrichten, Austausch und Zurufe von Grüssen und Spässen aller Art beim raschen Vorbeigleiten und bei dem sorglichen Heraufhelfen. Kurz, die Schneefahrt war das Lieblingsvergnügen Aller geworden und die Lust dazu nahm eher zu als ab. — Bei diesen Gelegenheiten wurden dann auch Abreden zu diesen und jenen Abendunterhaltungen im geschlossenen Raum getroffen. Es kam zu mehreren Theatervorstellungen, zu deren Produktionen sich eine Liebhabergesellschaft gebildet hatte. Es sind mehrere Bälle abgehalten worden, die sehr anständig anfingen,

gegen das Ende aber ungemüthlich wurden, wenn die Whiskyflasche zu sehr mit in's Vergnügen gezogen wurde und mit ihr als ungebetene Gäste Messer und Revolver zum Vorschein kamen.

Doch neben dem Geschäft und dem Vergnügen wurde unter den Pionieren des Excelsior-Distrikts noch eine weitere Unterhaltung gepflegt, nämlich es wurde auch Politik getrieben. Der Winter ist überhaupt für politische Bewegungen die günstigere Zeit und unter den damaligen Verhältnissen war ein die Gemüther aufregendes geistiges Exercitium eine wahre Wohlthat. Die Abgeschlossenheit reizt die Phantasie und nährt die Träumerei, und so träumten auch die Pioniere der Gipfelstadt, wenn sie zusammen sassen, ihre Summit City werde sich bald zu einer bedeutenden Stadt entfalten und erhizten sich die Einbildungskraft mit der Erwartung herankommender Emigrantenzüge, von Reichen und Armen, von Spekulanten und Kapitalisten — wenn einmal der leidige Schnee geschmolzen und Meadowlake im grünen Frühlingskleide glänze. Da nun ein solcher Menschenstrom in der Regel allerhand Geschiebe mitbringt, mitten unter ehrlichem Volk auch Schwindler und Spitzbuben, so gedachte man, es sei rechtzeitig darauf Bedacht zu nehmen, eine Municipalbehörde aufzustellen.

Dazu war zuvörderst nothwendig, den Ort bei der Legislatur in der Hauptstadt Sacramento als Stadt „City“ melden und proklamiren zu lassen. Erst nach Erfüllung dieser Form konnte eine rechtsgültige Regierung aufgestellt werden. Es handelte sich dabei jedoch nicht blos um Erfüllung einer leeren Form, sondern mit der Erklärung der Stadt war Meadowlake vom Augenblick an zur Leistung aller Staatsabgaben und Countysteuern verpflichtet. — Die Einen zogen die Fortdauer des bisherigen Zustandes der Unabhängigkeit und Abgabenfreiheit vor, die Andern hingegen setzten die Erlangung gesetzlicher Ordnung über die bisherige Steuerfreiheit. Für die erstern sprach der Umstand, dass seit dem Entstehen

und während dem Aufbau von Summit City nun bald ein Jahr lang weder ein grösseres noch ein kleineres Verbrechen vorgekommen war. Man hatte unter sich einen Friedensrichter gewählt und der konnte nach Belieben eine Anzahl Geschworene beiziehen. Für die öffentliche Sicherheit war ein Wächter (Watchman) aufgestellt, der jedoch weder von der Staats- noch von der County-Regierung abhing, der aber von den Hauseigenthümern eine wöchentliche Entschädigung erhielt. Seine Funktion bestand namentlich darin, während der Nacht die neue Ansiedlung vor Feuer und Einbruch zu sichern.

So lebten also mehr als ein Jahr lang über tausend aus allen Schichten der Bevölkerung zusammengewürfelte Menschen, Goldgräber, Krämer, Ingenieurs, Handwerker, Spekulanten, Wirthe u. s. w. mit einem selbstgewählten Friedensrichter und einem ausserpolizeilichen Wächter, in ruhigem, friedlichem Beisammensein; ohne Störungen, ohne Willkür, ohne Zügellosigkeit, ohne anarchisches Treiben — oh, merkt euch das ihr Leute alter Tradition, merkt euch das ihr Cäsarenfreunde und Polizeistaatler, die ihr Ordnung und Ruhe immer nur mit Unterthanenthum und Beknechtung in Zusammenhang bringt! Ja die Tausende von Menschen lebten in Friede, ein jeder nach Recht und Pflicht, soviel wie möglich sich selbst und der Gemeinschaft zu Nutz. Und dazu — oh Schrecken aller Schrecken — hatten wir weder Kirche noch Geistliche, trotzdem und vielleicht eben deswegen verstanden sich die Reformirten, die Presbyterianer, die Katholiken und die Juden ganz gut untereinander. Immerhin wurde an Sonntagen in einem grösseren Restaurationssaal Gottesdienst gehalten, und zwar abwechselnd durch die hervorragenden Persönlichkeiten der Einwohner, ohne besonderes Ritual vom rein humanen Standpunkte aus und darum für alle Religionen zugänglich.

Es ist mir in dem langen Zeitraum ein einziger Fall bekannt, für welchen die Jury sich versammeln musste.

Der Koch aus der California Quarzmill war angeklagt, die Frau des dortigen Aufsehers mit einem Scheitholz verfolgt zu haben. Der junge Ehemann war Ankläger und die bedrohte Frau musste zur angesagten Stunde auf ihren Schneeschuhen ebenfalls herangefahren kommen. Der Fall war so vereinzelt, dass wer immer konnte, an der öffentlichen Verhandlung theilnahm. Es war eine eigentliche Gerichtsbar aufgestellt, der Friedensrichter hatte seine Jury ernannt und nun wurden Kläger, Angeklagter und Zeugen angehört. Als diese Aktion in aller Form verlaufen war, gab der Richter das Zeichen, dass die Jury zur Geheimberathung abzutreten habe. — Sollte nun der Thäter gehangen oder getheert werden? — Er wurde zu einer kleinen Geldbusse und zu den Kosten verurtheilt und erhielt seine Entlassung aus der California Mill; es war konstatirt worden, dass die Dame absichtlich oder unabsichtlich, das blieb dahingestellt, den Beklagten mit heissem Wasser begossen und demgemäss Anlass zu dem Streite gegeben habe. — Ich citire diesen Fall blos, um zu zeigen, wie man im Allgemeinen einfach und nach Recht und Billigkeit verfuhr.

Man begreift daher, dass der von der einen Partei gestellte Antrag, in diesen einfachen Zuständen noch eine Zeitlang zu verbleiben, seine Vertheidiger fand, und dass die andere Partei, worunter die Mächtigen und die Ehrgeizigen, nicht sofort durchdrang. Am Ende nahmen die Letztern Zuflucht zu einer List.

Sie setzten eine Petition an die Landesregierung auf und liessen solche im Geheimen von ihren Anhängern unterzeichnen; als dieselbe mit einer grösseren Anzahl Namen bedeckt war, wurde einer der Getreuen ganz im Stillen nach Sacramento abgesandt, mit dem Auftrag die Stadt im Namen sämmtlicher Einwohner proklamiren zu lassen. Die Sache wurde jedoch ruchbar; sofort fand ein Meeting statt, das einmüthig eine Gegenerklärung beschloss. Mit dieser letztern wurde ein junger Advokat Jim Brokaw abgesandt, der jedoch

in Sacramento bald dazu bewogen wurde, den Spiess umzukehren und sich für die Petition zu erklären. — Es dauerte auch nicht lange, so war in der „Sacramento Union“ zu lesen, dass: Meadowlake in Nevada County, Excelsior-Distrikt, incorporirt sei und so musste sich wohl oder übel die Opposition in ihr Schicksal ergeben, während die Intriganten auf den Stockzähnen lachten.

Es mag manchmal scheinen, als komme ich mit mir selbst bezüglich meiner Sittenschilderungen in Widerspruch, das einemal hebe ich hervor, wie ruhig, friedlich und harmlos, selbst ohne Regierung und ohne Polizei, das sociale Leben sich in solchen neuen Ansiedlungen gestalte, ein andermal dagegen spreche ich von Revolver, Bowiemesser, von Ueberlistung und Uebergriffen, die gerade auf das Gegentheil schliessen lassen. Beide Erscheinungen fallen jedoch in solch eigenthümlicher Weise in dem Charakter der Pionier-Yankees und derjenigen, die sich ihnen anschliessen, zusammen, dass trotz dem Revolver, dem Bowiemesser und der sehr ausgesprochenen Anlage zur gegenseitigen Ueberlistung, die Leute unter sich ganz vortrefflich fortkommen.

Das vorherrschende Unabhängigkeitsgefühl und der sehr markirte Trieb zum Erwerb, zur Thätigkeit, verwischt eben bei diesen durch und durch abgehärteten Leuten die Weichlichkeit, den Kleinlichkeitssinn, die sogenannte Krähwinkelei auf's vollständigste; oder vielmehr ein Aufkommen letzterer wird zur Unmöglichkeit. Das sociale Leben tritt in viel kräftigerer Gestaltung auf, ein Jeder sieht den Andern als einen fertigen Mann an. Statt der verschwimmenden Gefühlsausdrücke spricht mehr die That; man hat es mit einem durchaus kräftigen Volke zu thun, das im Bewusstsein seiner Kraft und Unabhängigkeit alle die Tugenden übt, die diesen Charakteren eigen sind und die dabei auch nothwendigerweise schroffe Schatten werfen, an die man sich jedoch mehr und mehr gewöhnt und daher leichter darüber hinweggeht.

Mit Ende April trafen endlich unsere bestellten Geräthschaften ein und wir waren nun in den Stand gesetzt, die nöthigen Einrichtungen zu treffen und mit dem Brauen zu beginnen. Den Bach, an welchem unsere Gebäulichkeit angelegt war, überbrückte noch eine tiefe Schneemasse, so dass wir es für bequemer erachteten, geradezu den Kessel mit Schnee anzufüllen. Mit mehr Schwierigkeit war das Abliefern unseres Gebräues verbunden.

Mittlerweilen war der Mai herangekommen, aber die Luft war fortan rauh; und so vermochten weder die kräftiger gewordenen Sonnenstrahlen, noch das heisse Sehnen der Meadowlakestadtbewohner die tiefe Schneedecke zum Schmelzen zu bringen. Das anhaltend klare Wetter hatte im Thal schon längst mit dem Winter aufgeräumt und so war die Wanderlust in eine grosse Zahl Leute gefahren. Die kamen nun täglich von allen Seiten herauf, zu Fuss, zu Pferd und auf Schlitten, um zu den bei uns oben verborgenen Schätzen ja nicht zu spät zu kommen.

Die guten Leute mussten vor allem ans Schneeschaufeln; bald nachher hörte man an allen Ecken und Enden den freundlichen Hammerklang beim Eintreiben der Nägel in die neuerstellten Behausungen und Alles hoffte, die höchstthronende Königin aller Städte wolle endlich einmal ihr schmutzig weisses Kleid abwerfen und sich mit Grün und Blumen schmücken. Auch war das Schneegewölbe von den Minern in allen Richtungen schon durchtunnelt worden und jede Woche hatte man über neue Entdeckungen angeschlagener Adern zu berichten.

Doch auf's neue brach der Winter über die Landschaft und über die aufgeblühten Hoffnungen ein, es fing wieder an zu schneien — unaufhaltsam, Tag und Nacht. Die neuen Ankömmlinge waren in schlimmer Lage, wer nicht schon Dach und Fach hatte, musste in den Hôtels Unterkommen suchen, und diese waren bis unters Dach angefüllt. Auf's neue musste man zur Bewältigung des frischen, weichen Schneebettes zu den

Schneeschuhen und im Sonnenglast zu den blauen Brillen greifen, um nicht zu versinken und nicht schneeblind zu werden.

Das kam den guten Leuten wirklich spanisch vor und recht unheimlich krappelten sie Trepp' auf und ab über die eisigen Stufen, und die mit heraufgekommenen Aerzte fanden hie und da einen geschwollenen Backen zu heilen oder eine heisere Kehle.

Die Lebensmittel blieben auf ihren hohen Preisen, da die Fracht und die schwierige Lieferung die Kosten sehr vertheuerten; das meiste Gut musste auf Saumthieren herbeigeschleppt werden. Oefter kamen Transportzüge (Packtrains) von bis zu fünfzig Mauleseln, die meistens von Altcaliforniern, ächt mexicanischer Race, geführt wurden. Das Säumen ist auch so recht eigentlich ihr Geschäft, mit dem sie wohl umzugehen verstehen. Diese Leute besitzen eine ganz besondere Fertigkeit im Aufpacken der Lasten, sie wissen dieselben sehr zweckmässig in's Gleichgewicht zu setzen, damit das Thier möglichst leicht und unbelästigt trägt. So bringen sie z. B. Fässer bis zu dreihundert Pfunden auf den Packsattel und ordnen die Sache dergestalt, dass unterwegs nur selten nachgeholfen werden muss.

Uebrigens warteten Ingenieure nur auf das Schwinden des Schnees, um alsbald die ausgesteckte Fahrstrasse in Angriff zu nehmen und sie im gleichen Jahr zur Vollendung zu bringen.

Auf den ersten Juni waren die ersten Wahlen für die Municipalität festgesetzt. Der Umstand, dass der temporäre Sheriff Jim Brokaw, dessen wir schon bei der Gesandtschaft nach der Hauptstadt erwähnten, das in ihn gesetzte Zutrauen eingebüsst hatte, beschleunigte diesen politischen Akt. Neben viel Genie und grosser Geschäftsgewandtheit war Brokaw ein Rowdy amerikanischer Art. Unter andern Thorheiten, die er beging, benahm er sich, er, der einzige anerkannte Beamte, bei einem Ball im Lake-House so ausgelassen, dass er nicht nur

sämmtliche Scheiben, Spiegel und Lampen im Billardsalon in Stücke schlug, sondern noch obendrein den abwehrenden Hausherrn mit dem Knauf seines Revolvers am Kopf verwundete.

Die Leute, welche sich für diese Wahlen portiren liessen, setzten sich und ihre Freunde in Bewegung (to run for an office), besuchten die Barrooms und Beersaloons, traktirten nach Landessitte die anwesenden Gäste und suchten sich durch ihre Programme bei der Bevölkerung in Gunst zu setzen.

An einem schönen Morgen tauchte „The morning sun“ am Horizonte Meadowlake's auf, das erste Blatt, das bei uns erschienen und welches sich in seiner ersten Nummer etwas darauf zu gut that den höchsten Standpunkt politischen Lebens, nämlich denjenigen von 9700 Fuss überm Meeresspiegel, eingenommen zu haben. Die Strahlen dieser Morgensonne brachten allerdings einige Wärme in das politische Leben.

Die Municipalität sollte aus folgenden Mitgliedern bestehen: Aus einem Bürgermeister (Citymarshal), aus fünf Räthen (Trustees) und aus einem Schatzmeister mit Beisitzer (Treasurer und Assessor), welche auf eine Amtsdauer von einem Jahr zu wählen waren. Als Wähler wurde jeder amerikanische Bürger erklärt, der das 21. Altersjahr zurückgelegt und der wenigstens einen Monat in Meadowlake ansässig war.

Diesem Stadtrath wurde die Erstellung aller bürgerlichen Gesetze und Reglemente, die weder in der Verfassung noch in der Gesetzestafel des Staates eingetragen sind, in die Hand gegeben, ebenso die Vollstreckung derselben; so z. B. das Vermessen und die Anlagen von Strassen, von öffentlichen Bauten, von Wasserwerken und Reservoirs zum allgemeinen Nutzen dienend. Hiezu wurde er ermächtigt Steuern zu erheben, welche jedoch ein halbes Prozent vom Werth der Immobilien und Mobilien, die innerhalb des Areals von zwei Quadratmeilen Stadtrayon lagen, nicht übersteigen

durfte. Diesem Stadtrath wurde ferner das Recht zuerkannt sämmtliche für nothwendig erachtete Stadtämter zu besetzen, Bussen im Maximum von hundert Dollars zu decretiren und sogar Einsperrungen bis zu zehn Tagen zu verhängen. Es wurde ihm also neben der municipalen Gewalt die Polizei und das Polizeirichteramt übertragen. — Dagegen wurde er verbindlich gemacht, der Gemeinde halbjährlich Bericht und Rechnung auf ersten Januar und auf ersten Juli abzulegen; überdies war sein Credit für Ausgaben und Contrakte auf je tausend Dollars beschränkt, für weitere Summen behielt sich die Gemeinde den Entscheid vor. — Gegen Strafurtheile konnte an das County-, weiter an das Staatsgericht und endlich an die Supreme Court in Washington appellirt werden.

Die Bevölkerung hatte sich für Annahme dieser Gemeindeverfassung geeinigt und die Wahlen gingen auch ohne alle Störung und unter gehöriger Controlle vor sich. Tags darauf wurden die Resultate bekannt, alsobald ward mit der neuen Regierung unter Trommelschlag und Pfeifenklang eine Procession mit dem Sternenbanner an der Spitze durch die Stadt abgehalten und der Abend in ungetrübter Heiterkeit in den öffentlichen Lokalen zugebracht. Das ist die Art und Weise, wie in Californien und in den angrenzenden Staaten die politische Gründung von Gemeinwesen vor sich geht.

Ungefähr gleichzeitig mit der neuen Stadtordnung trat auch das Thauwetter ein; nach und nach zeigte sich junges frisches Grün zwischen schmelzenden Schneeflächen und es war für uns Bergbewohner ein wohlthuender Anblick zu sehen, wie die alten Tannen ihre Winterlast abschüttelten, wie die neue Bretterstadt frisch und glänzend vom Erdboden auferstand, und wie die schneebedeckte Eisfläche des See's sich wieder zu blauen, im Winde sich kräuselnden Wogen umgestaltete. Wie die Bienen mit dem beginnenden Frühjahr zu summen und zu schwärmen beginnen, so fing es auch in unserm

Meadowlake an sich zu regen und zu bewegen. Ueberall wurde gebaut und gewirthschaftet und nicht allein im Stadtumfang, sondern auch in der Umgegend entstunden Miningcamps und Miningstations, in den entlegensten, unwegsamsten Thalmulden, bis weit hinauf in die Felsgräte, wo der Schnee noch stellenweise mächtig lagerte; doch war ja überall Holz und Wasser genug und die Ergiebigkeit der Minen ausser Zweifel!

Um nun speciell über letztere einige Worte beifliessen zu lassen, so beginne ich vorerst mit der schon öfter angeführten California-Company, welche zu jener Zeit aus sechszehn Theilhabern bestund und die im August 1864 den ganzen District aufgenommen und sich zum Voraus der Californiaader, der Knickerbockerledge, der Indianboy und Indianqueen bemächtigt hatte.

Die Californialedge liegt westlich im Weichbild von Meadowlake-City; stellenweise hat sie bis 16 Fuss Breite und der Compagnie gehören 1700 Fuss Länge. — Die durchschnittliche Mächtigkeit der Knickerbockerledge beträgt sieben Fuss, während die im südlichen Theil der Stadt gelegenen Adern, die Indianboy und die Indianqueen, eine durchschnittliche Mächtigkeit von acht Fuss erzeigen. Die Californialedge läuft von Nord nach Süd, während die drei andern von Nordost nach Südwest verlaufen. Diese sämmtlichen Adern bestehen aus Quarz; in losgebröckelten Stücken derselben (croppings) kann mit blosem Auge freies Gold wahrgenommen werden. Anfänglich wurde nach ihrer Entdeckung nur so lange daran gearbeitet, als gesetzlich nöthig war, um der Compagnie deren Besitz zu sichern. Später, als Arbeitskräfte sich eingestellt hatten, wurde zuerst die Californiaader in ernsten Angriff genommen, und zu meiner Zeit hatte man bereits einen Schacht auf 45 Fuss Tiefe, 12 Fuss Länge und 5 Fuss Breite abgeteuft. Die Absicht der Ingenieure ging dahin, die Ader vorläufig auf hundert Fuss zu durchschneiden; es zeigten sich aber bedeutende Schwierigkeiten durch die eindringenden

Wasser, welche man jedoch zu bewältigen hoffte. Dieselbe Ader wurde auch etwas tiefer von der Flanke angegriffen. Zu der Knickerbockerledge war ein Tunnel von bereits 75 Fuss Länge eingesprengt, um auf diese Weise zum Angriff der Hauptader zu gelangen; es wurde unter den besten Auspicien Tag und Nacht weiter gearbeitet und je tiefer man in das Gebirge eindrang, je reichhaltiger und mächtiger zeigte sich das baubare Gestein.

Die chemische Analyse ergab für diese drei Minen folgendes Resultat: Für die Californialedge 155 Dollars in Gold per Tonne des gewonnenen Gesteins, für die Knickerbocker 157 Dollars in Gold und 25 Dollars in Silber, für die Indianqueen 137 Dollars und für die Indianboy 132 Dollars in Gold. Den Reinertrag berechnete man nach Abzug aller Kosten auf vierzig Dollars per Tonne.

Das gewonnene Erz wurde am südlichen Ende des Meadowlake in der Californiamill verhüttet, deren Betrieb im September 1865 eröffnet wurde. Diese Mill hatte damals acht Stempel, ein jeder im Gewicht von 650 Pfund; sie wurden durch eine Dampfmaschine von 35 Pferdekraft betrieben. Ihre Anlagekosten waren auf 18,000 Dollars geschätzt. Die mittlere Arbeit dieser Stempel war auf 75 Schläge per Stamp in der Minute berechnet.

Neben den Minen der California-Gesellschaft erwähnen wir der New-Brunswick-Company, welche sich nordwestlich dem Claim dieser erstern anschliesst. Die Ader hat eine Breite von 15 bis 20 Fuss und ergibt freies Gold mit Eisenkies verbunden; auch bei dieser Mine wurde ein Tunnel von 60 Fuss Länge nach der Richtung der Hauptader angelegt. — An diese reiht sich die Ader der Easternledge, der Gesellschaft dieses Namens gehörend, welche, im Jahr 1864 entdeckt, eine Mächtigkeit von 20 Fuss erwies und die, je tiefer man gelangte, um so mehr freies Gold zu Tage förderte.

Der Schacht wurde ungefähr eine halbe Meile südlich von Meadowlake abgeteuft und gehört einer deutschen Cooperatif-Gesellschaft.

Eine weitere Ader in nordwestlicher Ausdehnung ist die Northamerican, die ebenfalls gutes Resultat versprach. Weiter wurde die Potosiader im Jahr 1864 aufgethan und angrenzend an letztere arbeitete die Eclipse-Company, beide sehr reichhaltiges Erz enthaltend.

So könnte ich noch lange meine Aufzählungen fortsetzen. Kurz, im Jahr 1864 stand auf diesem Bergrücken noch keine menschliche Wohnung, ausser der Cabine der Wassergesellschaft, während im Juni 1866 schon hunderte von Claims aufgenommen und recorded waren, deren Actien und Füsse den Markt belebten und die von den heraufgekommenen Spekulanten herumgeboten wurden; z. B. die Mohawkledge der Fuss (Share) zu 5 Dollars; die Aurora zu 3 Dollars; die Montreal zu 2 Dollars; die California consolitated Mine- und Mill-company das Share zu 95 Dollars; Nordstarledge zu 10 Dollars; Confidence pacific zu 50 Dollars u. s. w.

Die Haupterzeugnisse dieser Minen sind Gold, Silber, Kupfer, Blei vermischt mit Arsen, Eisen, Mangan, Antimon u. s. w. Diese Metalle sind überdiess durchweg mit Schwefel verbunden und kommen in verschieden gefärbten Quarzadern vor, welche den rothbraunen Granit und Gneis durchstreichen.

In der Nähe des Dammes lag Bleiglanz (Galena) zu Tag, während im Norden, etliche Meilen von der Stadt gegen den Hennes Pass gelegen, bei Jathsans Banck und Tamaresk Grove, Kupfer aufgedeckt wurde, theils gediegen, theils als Carbonat.

Bei der Aufzählung von so vielen aufgedeckten Minen mag wohl manchem Leser beigekommen sein, Meadowlake sei in Wahrheit das Eldorado der Bergleute, und da habe man sich nur zu bücken gehabt, um mit beiden Händen das reine Gold aus dem Boden zu heben.

Allerdings war ein reges Leben in der Pionierstadt,

Pickel und Schaufel waren Tag und Nacht in lebhaftem Schwunge, ebenso die Zungen der Brockers (Mäkler), welche die verschiedenen Füsse und Antheile an den Mann zu bringen suchten. Es wurde viel im Gebirge herumgewühlt und Goldhaltiges und Taubes zu Tag gebracht. Manche Ader, die unter den besten Auspicien abgedeckt wurde, sprang bei weiterer Verfolgung ab, oder die Füsse der Theilnehmer wollten nicht in Fluss kommen und sie mussten aufgegeben werden. Blindlings streute Fortuna auch hier nur Einzelnen ihre Glücksgüter in den Schoos, während andere leer ausgingen.

Dass ich meinen Stock und meinen Verdienst ebenfalls in Füsse und Shars legte, war eine Sache, die sich von selbst versteht; war ich ja nicht vergebens dem Goldexcitement nach dieser Höhe gefolgt. Ich legte meine Dollars auf die Polarskyminen, die ein erprobter Miner, der sich schon in Australien seine Sporen verdient hatte, acht Meilen von Meadowlake in einem idyllischen, von der Welt abgeschlossenen Bergtobel in der Nähe eines klaren Bergsee's geclaimt hatte. Alle Aussichten auf guten Erfolg waren vorhanden, es fehlte in nächster Umgebung weder an fliessendem Wasser noch an Holz zur Ausbeutung; auch war das Terrain für Zu- und Abfuhr gut gelegen. In diesem Cooperativgeschäft waren einige meiner früheren Bekannten aus Dutsh Flat thätig und daher neigte sich meine Sympathie auf diesen freundlichen Fleck Erde.

Oft lenkte ich meine Schritte nach dieser friedlichen Ansiedlung, wo Fels und Wald, Wiese und See sich zu dem anmuthigsten Bilde gruppirten und wo ich bei meinen Kameraden stets gute Aufnahme fand. Es war nebenbei einer der schönsten Jagdgründe; die Büchsen stunden stets bereit und Rebhühner, wilde Enten, Schnepfen, auch Hasen und Eichhörnchen gab es der Hülle und Fülle. — Der See war von einer Hydrauliccompany geclaimt und sein Ausfluss lief in einer Höhe von über

hundert Fuss in Kanälen über das spinnenbeinige Holzgerüste nach dem jenseitigen Hügel, um in weiten Windungen in Grassvalley als Waschwasser abzufliessen.

Aber auch hier sollte mir das Glück nicht blühen; trotz dem andauernden guten Fortgang der Mine fand das Unternehmen auf unserem Actienmarkte wenig Chance; die Zuschüsse blieben aus, die Verbindlichkeiten mehrten sich und an einem schönen Morgen waren die Cooperativarbeiter aufgebrochen, nachdem sie die der Gesellschaft angehörenden Maschinen und Werkzeuge verkauft hatten, um Reisegeld zu erhalten, mit dem sie den grossen Städten am Meeresstrand zuwanderten.

So stunden die Geschäfte, als der grosse Tag der Union, nämlich der vierte Juli heranbrach, den Meadowlake mit grossem Pomp feierte. Auf der Plaza war eine Tribüne errichtet, auf welcher die fein geputzten jüngeren Damen den Ehrenplatz einnahmen. Jedes Haus trug seine Flagge und die verschiedenen Gesellschaften stellten sich in Reih und Glied, um an dem obligaten Umzug Theil zu nehmen. Die Spitze desselben bildete die Excelsior-Blechmusik, meist aus Deutschen bestehend, dann kamen die neuen Stadtbehörden mit ihren Insignien und als Deckung das freiwillige Brandcorps; nach letzterm der übrige Tross, in regelrechte Rotten abgetheilt.

Auf der Plaza wurde Halt gemacht, die Musik und die Sprecher begaben sich auf die Tribüne und nun wurden die Ohren der Menge abwechselnd durch schwunghafte Reden und heitere Musikweisen ergötzt, bis ungeschickter Weise ein hereinbrechendes Gewitter die Masse auseinander trieb. Alle Welt freute sich auf das Feuerwerk, das bei einbrechender Nacht auf dem See losgebrannt werden sollte; doch durch ein weiteres Ungeschick explodirte dasselbe in der Rüsthütte bis auf wenige Stücke und man durfte zu allem Aerger von Glück sagen, dass keine Verwundungen und kein Brand durch die gewaltige Explosion veranlasst wurden.

An diesem Festtage stiess ich von ungefähr auf einen

Landsmann aus dem Kanton Solothurn, der eben von Virginia City heraufgekommen war und mit dem ich auf den folgenden Tag eine Prospectingtour verabredete, um ihn gehörig in unsere neue Welt einzuführen.

Diesmal liess ich den Oldman-Mountain zur Seite und hielt mich mit meinem Begleiter mehr nach Südwesten, in der Richtung von Mendoza. Wir liessen die Californiamill links liegen, die eben die Pfannen räumte, welche einen Nettoertrag von 45 Dollars in Gold per Tonne erzeigten. Von da verfolgten wir über Felsen und Geröll einen halsbrechenden Pfad, der steil abwärts führte und kamen an gar mancher Minengrube vorbei, wo unverdrossen mit Eisen und Pulver in die Flanken des Berges hineingetunnelt wurde. Unten im Thal setzten wir über einen Arm des Yuba-River, nämlich wie landesüblich auf einem darübergeworfenen Baumstamm; denn der unverdrossene Miner, der stets an zackigen Felsen herumklettert, sich in dunkle feuchte Schachte hinablässt, braucht keine andere Brücke, um über die durch Felsblöcke tosenden Gewässer zu gelangen, als die hingeworfene, runde, schwankende Tanne. Wir stiegen längere Zeit flussaufwärts und erreichten nach mühseligem Marsch in einem langgestreckten Thalgrund den im Entstehen begriffenen Ort Mendoza, wo einige Tage vorher mehrere vielversprechende Quarzadern aufgedeckt worden waren. Einige Blockhäuser standen fertig und ringsherum waren Häuser und Hütten im Bau. Die Bauloose der künftigen Stadt standen bereits bis zu zweihundert Dollars. Von dieser neuen Ansiedlung stiegen wir Rocklin zu, der Enterprise-Mill entgegen.

Die Enterprise-Company hatte ein merkwürdiges Glück. Als die Ledge im Juli 1865 vom Auffinder Mr. Lanhan entdeckt wurde, brach die Gesellschaft die Ader bei einer Mächtigkeit von nur sechs Zoll auf, als jedoch ein Einschnitt von 40 Fuss Länge auf 25 Fuss Tiefe gemacht war, dehnte sich die Ledge bis zu 20 Fuss Mächtigkeit aus. Zum Claim dieser Gesellschaft gehören

16,000 Fuss. Die Ausbeute war damals eine sehr ergiebige, unter anderem reichen Erz hatte man eben zwei Handstücke gefunden, wovon ein jedes 50 Pfund galt. Die oberste Felsschichte enthält viele grauschwarz aussehende, arsenikhaltende Schwefelverbindungen; drei bis vier Fuss tiefer liegen die crystallinischen metallischen Pyrite, die dem ganzen District eigenthümlich sind. Von 26 Proben, welche über das Gestein von 12 bis 15 Fuss unter der Oberfläche angestellt worden, ergab sich ein mittlerer Werth von 210 Dollars per Tonne.

Die Gesellschaft bestund aus sieben Mitgliedern, welche selbst Hand anlegten und die sich jeden weitern Zutritt in ihre Company höflichst verbaten, bis einmal die Mühle fertig sei; dann erst werde unter ihnen die Frage entstehen, ob sie noch eine Anzahl Mitglieder gegen Einkauf aufnehmen wollen. Bereits lagen ein paar tausend Tonnen Erz zu Tage, die auf die Mühlenbereitung warteten.

Als wir uns bei diesen glücklichen sieben Pionieren ausgeruht und erquickt hatten, verfolgten wir die Sebastopolader bei brennender Mittagsgluth über den kahlen Bergrücken und gelangten nach einem unerquicklichen Marsche von vier Stunden mit einbrechender Abenddämmerung nach Cisco, auch Heatonville genannt, wo wir uns an kühlem Sacramento-Bier erlaben konnten. Im vorangegangenen Monat Mai war die Poststation das einzige Wohngebäude der ganzen Thalschaft, seither hatte sich die Niederlassung zu einer ganzen Ortschaft ausgebildet mit Hotels, Restaurants, Fleischerbuden und Verkaufsläden aller Art, worin Amerikaner, Deutsche, Neger und Chinesen wirthschafteten.

Diesen Aufschwung verdankt Cisco seiner guten Lage an der Fahrstrasse nach dem 30 Meilen westlich gelegenen Dutshflat im Centrum der vielen neuen Minenanlagen. Uebrigens ist Cisco sehr anmuthig inmitten üppiger Wiesen gelegen, umschattet von kräftigen Laubbäumen, die sein mildes Clima beurkunden.

Wir gesellten uns zu einer deutschen Familie, die von Goldhill herübergekommen war, um sich in Cisco anzubauen, und schlugen unser Nachtlager unter dem Schirm einer stattlichen Eiche auf. Die rauschenden Baumkronen und die fliessenden Wasser des Bear-River sangen uns ein harmonisches Schlummerlied. Am folgenden Morgen in aller Frühe weckten uns die Sprengschüsse der Pacificbahn, die dröhnend das Thal hinaufrollten. Für die Ciscobewohner waren das Freudenschüsse; sie sahen mit Ungeduld dem allmähligen Herannahen dieses Riesenwerkes entgegen, das sie mit der ganzen Welt in directe Verbindung bringen sollte. Alsbald machten wir uns auf, wünschten unsern Deutschen Glück zu ihrem Unternehmen und schlugen wieder den nächsten Pfad nach Meadowlake ein.

VII. Capitel.

Ein Sonntag in Meadowlake. — Eingetretene Krisen. — Abreise nach Sacramento. — Sacramentocity. -- Die Wasserfluthen. — Das Emporwinden der Stadt. — Temperatur. — Cultur und Verkehrsverhältnisse. - Eine landwirthschaftliche Ausstellung. — Ein chinesisches Götzenfest. — Unverhofftes Wiedersehen. — Die Geschichte des Goldlandes. — Geologische Notizen. — Die Goldgewinnung. — Bisherige Resultate.

Wo Arbeit ist, da gestaltet sich auch Leben, das je kräftiger emporblüht, je lohnender sich die Arbeit erzeigt. So nahm auch in den ersten schönen Sommertagen unsere Summit-City einen wachsenden Aufschwung. Eine neue Annehmlichkeit für die Ansiedler war das Erscheinen mehrerer Pferd- und Maulthierhalter (Libry stables), bei denen man zu jeder Stunde für kürzere oder längere Touren sich ein Saumthier miethen konnte, um Ausflüge in der Umgebung zu machen. Dagegen hatte die neue Stadtbehörde löblicher Weise den bereits erwähnten Tanzsalons durch Auflage exorbitanter Steuern ein Ende gemacht; nun wurden aber von Zeit zu Zeit ordentliche Bälle arrangirt; die Excelsiormusik hielt sich dabei sehr wacker und war um so beliebter, als sich einzelne Mitglieder derselben ganz vortrefflich auf ihren Instrumenten ausbildeten, namentlich ein Hornbläser Karl York, ein Deutscher, der mit seinen melodischen Variationen die Zuhörer stundenlang zu fesseln wusste.

Es war wirklich höchst interessant, an einem Sonntag durch die B.-Strasse zu schlendern, die sich seither

zur Hauptstrasse emporgearbeitet hatte. Da stiess man auf eine dichte Gruppe Männer und Frauen, die einem Methodistenprediger zuhörten, der von einem Kaufladen herab das Gleichniss des verlorenen Sohnes in grellen Farben auslegte. Ein paar Schritte weiter war es ein routinirter Handelsmann aus San Francisco, der das neugierige Publikum um seine Bude sammelte, indem er mit lauter Stimme und erstaunlicher Zungengeläufigkeit unter Einflechtung von allerhand Spässen und Anekdoten seine rostigen Revolver und versilberten Steigbügel verauctionirte. Dicht nebenan schmetterten Trompetentöne von dem Balkon des Brillantsalons herab und luden die Leute in das neue, glänzend ausstaffirte Spielhaus, wo gemünztes Gold und Silber auf den Tischen aufgehäuft lag und wo geübte Spieler und Spielerinnen zum Mithalten einluden. Dann die verschiedenen Trachten und Physionomien der die Strassen durchwogenden Menschen aller Farben und aller Nuancen. Denn an den Sonntagen kamen die Miner und die Quarzjäger aus den Gruben und Mühlen herauf und herunter nach der Stadt, um dort Neues zu hören, irgend eine Ergötzlichkeit zu finden und vor Allem, um sich für die kommende Woche zu verproviantiren. Keine Maskerade in der Welt vermag so interessante Bilder zu bieten, als das wahrhaftige, reele Leben, das lebendig aus jeder Figur spricht und gegen welches jede Nachahmung nur ein schwacher Abklatsch ist.

Abends bei schönem Wetter, wenn dann das Volk von draussen wieder den Heimweg angetreten, sammelten sich die Stadtbewohner am Seeufer. Im Lauf des Sommers waren über fünfzig Gondeln mit und ohne Segel auf den See gekommen, die einen waren an Ort und Stelle gezimmert, andere schon fertig heraufgebracht worden. Einzelne Gruppen miethten diese Gondeln und ruderten auf dem spiegelglatten Becken herum, unter Gesang und Guitarrenklang. Andere setzten sich ans Ufer bei hellem Fackelschein zu kühlendem Getränk,

wenn nicht die viel herrlichere Himmelsfackel heraufstieg und ihr mildes Licht über die klaren Wasser und das grüne Gelände ergoss.

In solchen reinen Mondschein-Nächten war es wirklich eine Pracht, auf dem klaren Wasser herumzuschaukeln und bald beim Ufer, bald bei andern besetzten Gondeln vorüber zu streichen. Da erklangen oft recht liebliche Weisen:

„The evening song, a beautiful song“ oder
„When the springtime comes, gentle Anny
And the flowers are flowering over the ground!“

Oefter kam auch die Musik herunter und die Schwingungen ihrer Melodieen lockten freundliche Echo's vom bewaldeten Ufer herüber. Zuweilen fanden auch förmliche Regatten und Wettfahrten statt, an denen sich das Publikum lebhaft betheiligte. Trotz alledem hatte der Zuzug von neuen Einwanderern zur Vergrösserung von Meadowlake den gehegten Erwartungen nicht ganz entsprochen. Der lang dauernde Winter hatte gar manche abgeschreckt. Viele, die im Monat Mai eingeschneit worden, zogen wieder abwärts, sobald die Strassen geöffnet waren, und verbreiteten unvortheilhafte Gerüchte über die neue Ansiedlung und das unwirthliche Clima. — Wie ich schon erwähnte, waren damals eine Anzahl Minen in der Hand solider Gesellschaften, die auch mit Vortheil arbeiteten. — Dagegen konnten dieselben die vielen Leute nicht alle beschäftigen, die ohne einen Cent in der Tasche herauf gekommen waren, in der Hoffnung, Arbeit zu finden.

Dabei waren wohl sehr schöne Adern von Prospectors entdeckt und geclaimt, aber es mangelte an Spekulanten, welche Füsse und Antheile nehmen wollten, und da die Leute das Kapital nicht fanden, so mussten sie brach gelassen werden. Einzelne waren mit Muth und in guter Treue an's Werk gegangen und arbeiteten so lange, bis sie keinen Heller mehr besassen, um schliesslich die angefangenen Gruben entweder ganz zu ver-

lassen oder um solche um einen Apfelputzen an irgend einen Spekulanten abzugeben. —

Es war für die Zukunft allerdings die beste Aussicht vorhanden, aber momentan fehlte es an den gehörigen Zuschüssen, und da im Quarzterrain der Minenbetrieb nicht ohne grossen Aufwand an Zeit und Capital bewerkstelligt werden kann, und auch nicht durch Einzelne, wie beim Goldwaschen in den Flüssen, so stellten sich die ersten Anfänge einer bedrohlichen Krisis ein. Die erste Wirkung derselben spielte in das politische Gebiet hinüber, man fing an über die vielen Municipaltaxen zu murren; es wurden erst kleine Meetings abgehalten, dann Massenmeetings, bei welchen von gewandten Rednern der glückselige Zustand vor der Epoche der Stadtproclamation hervorgehoben wurde, gegenüber der jetzigen, wo man unerschwingliche Steuern bezahlen müsse. Man unterhandelte mit den Behörden, und da diese letztern die Verhältnisse ebenfalls richtig beurtheilten, so verzichteten dieselben auf ihr Einkommen, suspendirten die unternommenen Arbeiten, gleichzeitig auch die erlassenen Finanzverordnungen und mit letzteren Massnahmen wurden die Steuern eingestellt. Wir lebten also wiederum in unseren primitiven Verhältnissen, ohne dass man sich in irgend etwas schlimmer dabei befand. Kaum hat sich je eine so gänzliche Umgestaltung von politischen Verhältnissen leichter und friedlicher geordnet, als die so eben erwähnte.

Eingedenk der schlimmen Zustände in Austin, in Virginia City und Dayton, hatte ich wenig Hoffnung für einen nur leidlichen Winter. Waren doch schon Anfangs September die Zustände weit schlimmer, als im vorangegangenen Jahr, es durfte also nur der Winter früh hereinbrechen und dieser die Lebensmittel vertheuern und die Prospecte mit Schneemassen zudecken — so war das Uebel da. — Ich versilberte daher meinen Antheil an der Brauerei, packte wieder meine Blankets

zusammen, wünschte meinen Freunden und Bekannten einen angenehmen Winter und zog wiederum bergabwärts und zwar über Cisco nach der damals neuesten Station Alta an der Central-Pacific-Bahn.

Mit dem Fortschreiten der Bahn ändert sich jeweilen vollständig der damit zusammenhängende Verkehr. Die Stationen der Pacific-Bahn sind sorgfältig nur an solche Punkte verlegt worden, welche nach ihrer topographischen Lage ein Zusammentreffen mehrerer Verkehrswege möglich machen und die eine weitere zweckentsprechende Entwicklung gestatten. Es geht dieses Verfahren in einem Land wohl an, wo keinerlei Kirchthurmspolitik und kein Dorf-Magnatenthum mit in's Spiel kommt und wo Allem in jeder Entwicklung offener Raum gelassen ist. Die Folgen dieses Verfahrens werden sich allerdings dereinst sehr wohlthätig erweisen. — Jede neue Station, und das war dazumal auch mit Alta der Fall, wird dann während längerer Zeit das Centrum eines regen Verkehrs, wo alle Fäden des Transportwesens zusammenlaufen. Darum gruppiren sich auch an solche neue Stationen eine Menge grösserer und kleinerer Unternehmer, Gasthäuser, Magazinhalter, Speditoren, Schmiedwerkstätten, Bäcker u. a. mehr, die zum grossen Theil mit dem jeweiligen Vorrücken der Bahn auf eine weitere Station sich ebenfalls wieder in Bewegung setzen, um stets an der Spitze der neuen Verkehrsrichtung zu stehen. — In der Regel verlieren dadurch die ältern Stationen bei jeder neuen Eröffnung wieder, insofern sie nicht an Punkten liegen, die sich durch Anknüpfung an bereits bestehende Niederlassungen als besonders vortheilhaft erzeigen. —

In Alta bestieg ich die Eisenbahn mit einem Fahrbillet nach Sacramento City und hatte das Vergnügen, bequem von meinem Platz aus die verschiedenen Arbeitsstellen zu inspiciren, auf denen ich mich mit meinen Chinesen im vorigen Winter herumgeplagt hatte.

Die Fahrt auf der Central-Pacific, für welche die

Taxe zu zehn Cents per Meile berechnet wird, anstatt wie auf den Bahnen in den älteren Staaten, zu zwei bis drei Cents, ging ohne irgend ein Abenteuer vor sich.

Am folgenden Morgen versetzte ich mich in die Verfassung eines sorglosen Touristen und schlenderte durch die verschiedenen Strassen der Hauptstadt. Auf einmal wurde ich beim Namen gerufen, und als ich mich umsah, war es der alte Sauerkraut-Hannes, unser früherer Nachbar in Virginia City, der für einen seiner Freunde, ebenfalls ein alter California-Pionier, eine grosse Bäckerei und Wirthschaft führte. Er lud mich ein, bei ihm zu bleiben, um den Brodverkauf und die Wirthschaft zu übernehmen. Diese Offerte kam mir nicht ungelegen und ich quartierte mich auch bald in der United-States-Bakery ein, nachdem ich vorher einen dort ansässigen Freund und Anverwandten meines Vaters aufgesucht und bei ihm einige Tage verweilt hatte. — Dieser letztere Freund und Landsmann, der schon Anfangs der fünfziger Jahre einwanderte, hat das californische Leben und die damit verbundenen Wechselfälle seither in allen Graden mit- und durchgemacht. Wenn er sich auch keine grossen Reichthümer erworben, so lebt er jetzt immerhin in einer gesicherten Stellung und geniesst in hohem Grad die Achtung und Liebe seiner Mitbürger, die ihn schon öfter zu diesem und jenem Ehrenamt erhoben haben. Er ist durch und durch Californier geworden und lebt und webt in den dortigen Verhältnissen so ganz mit Seele und Sinn, dass ihm gar nicht einfällt, seine jetzige, von einem verstorbenen Freund ererbte kleine Behausung irgend je gegen einen Sitz im alten Vaterland wieder zu vertauschen. Dieser wackere Mann zeigte sich mir sehr gefällig, wofür ich ihm stets zu Dank verpflichtet bin, obschon er auch hiebei dem Grundsatz treu blieb, dass in Californien Jeder sich selbst helfen müsse. Ein Mehreres von diesem interessanten Manne und seinen vielen Erlebnissen zu berichten, verbieten mir verwandtschaftliche Rücksichten.

Sacramento-City ist also die Hauptstadt, oder besser gesagt, der Vorort vom Staate Californien. Dort sitzt die Landesregierung, dort versammelt sich die gesetzgebende Behörde aus allen Theilen des Landes. Eben war das Capitol im Bau begriffen, ein grosses, palastartiges Gebäude, in welchem künftig die Regierung und der gesetzgebende Körper ihren Sitz nehmen werden. Sacramento hat auch ganz den Typ einer republikanischen Governements-Stadt gewonnen und unterscheidet sich wesentlich von der Handelsmetropole San Francisco durch ihren ernsteren, strengeren Charakter.

Als Handelsstadt ist Sacramento-City weit hinter San Francisco zurückgeblieben, obschon es anfänglich den Anschein hatte, als werde erstere am Vereinigungspunkt des Sacramento und American River gelegen, der lezteren an Ausdehnung und Zahl der Bewohner den Rang ablaufen. Jedoch die glückliche Lage, deren San Francisco an der prächtigen Bay gleichen Namens, dem ganzen Weltverkehr geöffnet, sich zu erfreuen hat, gab nach kurzem Ringen den Ausschlag. Sacramento ist seiner Rivalin nicht nur an Grösse unterlegen, sondern auch an Pracht und Reichthum. Immerhin spielte seit Anfang der kaum zwanzigjährigen Geschichte des Staates Californien die Stadt Sacramento eine bedeutende Rolle, sie bildet den Angelpunkt, von wo aus alle Kreuz- und Querwege in allen Richtungen der Windrose nach dem Minengebiete sich abzweigen, das sich mit den Ausläufern (Foothills) der Sierra Nevada bis in die Sacramento-County und über die angrenzenden Placer-, Eldorado- und Plumas-County erstreckt.

Nach und nach bevölkerten sich die verschiedenen Flussgebiete und Thalsohlen in raschen Dimensionen und so entstanden in drängender Zeitfolge kleinere Orte, Städte und neue Hauptplätze, wie Stocton, Placerville, Coperopolis, Auburn, Marysville und Andere, die den Verkehr von Sacramento auf sich übertrugen. Ein weiterer Abzug desselben erfolgte, als sich der Hauptver-

kehrszug östlich über die Berge erstreckte und die Auswanderung dahin in grossartigem Maasstabe vor sich ging.

Das Flussgebiet in der Nähe von Sacramento-City erlitt zur Zeit der Goldauswaschung eine gänzliche Umgestaltung, indem dasselbe bis tief landeinwärts theils ausgegraben, theils in veränderter Richtung abgedämmt wurde. Zu diesen künstlichen Veränderungen gesellten sich auch solche, die durch folgenschwere Naturerscheinungen herbeigeführt wurden, so die grosse Ueberschwemmung, die sich im Jahr 1861 ereignete, die sogenannte Floot des American River, welche die ganze Stadt unter Wasser setzte und zugleich einen grossen Theil derselben zerstörte und mit sich fortriss. Kurz darauf wüthete eine Feuersbrunst in den neu errichteten Holzhäusern, welche beide Katastrophen der Entwicklung der Metropole grossen Eintrag brachten.

Seither hat sich Sacramento als ein neuer Phönix mit stattlichen Backstein- und Quaderhäusern aus Schutt und Asche erhoben und hegt eine Bevölkerung von circa 16,000 Einwohner, worunter 14,600 Weisse, davon zwei Drittheile männlichen Geschlechts und 1400 Chinesen und Farbige.

Die geradlinigen Strassen sind von ansehnlicher Breite und die Trottoirs meist mit Arcaden überbaut. Mehrere grosse Plätze (Plazas oder Squars) zieren die Stadt, ebenso eine Anzahl öffentlicher Gebäude, unter denen das Capitol, der Sitz der Centralregierung, eine hervorragende Stelle einnimmt, ferner mehrere Kirchen und das Theater.

Aber zur Ruhe war bei meiner Anwesenheit im Spätjahr 1866 die Stadt noch nicht gekommen; bei jedesmaligem Eintritt der Regenzeit steigen die Flüsse, die ihr Geschiebe nirgends in grösseren Seebecken ablagern, in beängstigender Weise an und drohen die Dämme zu durchbrechen, die zum Schutz der Stadt längs ihrer

Nord-Seite gezogen sind, unter andern die Yollobänke, welche auf 20' Breite sich über 800' weit erstrecken.

So wurde einmal während meiner Anwesenheit die Bevölkerung in Angst und Schrecken gejagt. Die Wasser waren sehr hoch angeschwollen und drängten in wilden Wogen gegen die Eindämmungen, an denen sich bereits Beschädigungen zeigten. Die Sturmglocke ertönte und alles eilte nach den Stellen, wo Gefahr drohte, die man jedoch diesmal glücklich abzuwenden vermochte, insoweit, dass die Leute für einmal mit dem Schrecken davon kamen. Den alten Sacramentanern ist eben das über ihre Stadt gekommene Unheil von 1861 noch in frischer Erinnerung und viel wird noch von den haarsträubenden Scenen berichtet, die dabei vorgekommen sind.

Dieses Alles brachte die Einwohner Sacramento's zu dem für uns Europäer unerhörten Entschluss, ihre Stadt um volle 18 Fuss über ihr damaliges Niveau zu erheben. Dieses Unternehmen, das märchenhaft klingen mag, fand gerade während meinem dortigen Aufenthalt seine Ausführung und ist seither im Fortschreiten begriffen.

Nachdem dieser ächt amerikanische Plan entworfen und in allen seinen Details festgestellt war, wurden über die Inangriffnahme dieser Hebung Volksversammlungen abgehalten, welche grundsätzlich über die Nützlichkeit derselben entschieden. Es entstunden Häusererhebungs-Gesellschaften (house-raising-companies), welche sich anheischig machten ganze Quartiere (Blocks) und Strassenzüge miteinander in die Höhe zu bringen. Um zu diesem Ziele zu kommen, wurde strassenweise abgestimmt, ob man erhöhen wolle oder nicht, wobei der grössere Flächeninhalt den Ausschlag für das Ja oder für das Nein gab. Stimmte daher bei einer Strasse von zehntausend Fuss der Eigenthümer von 6000 Fuss Grund für das Erheben, so mussten die Eigenthümer der andern 4000 Fuss wohl oder übel mitmachen.

Bei der Operation selbst wird zuvorderst das Niveau festgestellt, bis zu welchem, dem allgemeinen Plan entsprechend, die Erhebung stattfinden soll. Diese wird auf zweierlei Arten ausgeführt; die erstere, fast allgemein angewendete, durch Emporwinden des Hauses um die nöthige Anzahl Fusse, von zehn bis siebzehn, mit Untermauerung; die zweite, durch Preisgeben des Erdgeschosses und Auffüllung desselben als Kellerraum, unter Verstärkung des Mauerwerks. Das Emporwinden geschieht, indem man das Erdgeschoss untergräbt und ihm einen Kranz von Balken unterstellt, der auf festen Stützpunkten ruht. An diesen Kranz von Balken, der ebenfalls fest mit dem zu hebenden Haus verbunden wird, werden nun ringsherum in Intervallen von sechs zu sechs Fuss Stockwinden angesetzt, die sämmtlich aufs Commando, im gleichen Moment, je um eine Umdrehung angezogen werden. Bei sorgfältiger Behandlung wird das ganze Gewicht des Hauses mit Allem was sich darin befindet, gleichmässig senkrecht in die Höhe gehoben, ohne dass im Hause selbst die leiseste Erschütterung bemerkbar wird und ohne dass dessen Construction irgendwie darunter leidet. Diese Hebungen werden nicht nur mit Holzhäusern, sondern ohne Unterschied auch mit Backstein- und Quadergebäuden glücklich vollzogen.

Ich hatte zufällig, geschäftshalber, öfter in einem grösseren Handlungshause zu verkehren, das mitten in der Emporhebung begriffen war; es war diess ein stattliches Gebäude, massiv aus Stein erbaut. Dasselbe war zwar zur grösseren Sicherheit mit eisernen Banden und Armaturen umzogen. Sein Sockel überragte schon um die Hälfte die frühere Lage, und die Unternehmer schickten sich an, jeweilen die bei der Hebung untergelegten Holzgerüste durch Einlagen neuer Quadern zu ersetzen. — Während der ganzen Operation war es den betreffenden Hausbewohnern nicht von fern eingefallen, das Haus zu verlassen oder ihre Geschäftsthätigkeit zu ver-

ändern. Der Herr Prinzipal sass mit seinem Stab von Commis und Handlungsdienern ruhig in seinem Comptoir und waltete und schaltete wie vorher; auch standen in seinem Magazin die Fässer und Korbflaschen gemüthlich neben einander, ohne dass ihnen irgend ein Leid geschah. Der einzige Unterschied gegen früher bestand allein darin, dass man statt ebenen Fusses von der Strasse herein zu kommen, eine hölzerne Gerüsttreppe ansteigen musste, die von Woche zu Woche einen schiefern Winkel annahm. Gegenüber stand das Postoffice, ebenfalls in der Hebung begriffen, ein grosses Backsteingebäude, in welchem der Dienst und der lebhafte Verkehr des Publikums nicht die mindeste Störung erlitt. Dieses Abändern des Niveau's gab allerdings der Stadt dazumal einen unheimlichen Charakter, aber wenn die Nivellirung einmal ganz durchgeführt ist, wird sich die ganze Physiognomie Sacramento's viel schöner gestalten und namentlich in Bezug auf die Sicherheit ganz eminente Vortheile darbieten. Die Sacramentaner haben zwar die ganze Finanzwelt mehr oder weniger für dieses Unternehmen in Mitleidenschaft gezogen, denn wenn ich recht berichtet bin, so werden bis zu dessen Vollendung die vor der Fluth von 1861 ausgegebenen Stadtobligationen nicht verzinst. — Sacramento ist übrigens nicht die erste gehobene Stadt. Der Ruhm der Erfindung gebührt der am Eriesee gelegenen Hafenstadt Chicago, wo vorher mehrere Quartiere aus dem sumpfigen Strandboden dem Himmel näher geschraubt worden sind.

Die Stadt Sacramento liegt unter dem 38° 35′ nördlicher Breite und 121° 21′ westlicher Länge, ungefähr sechzig Meilen oberhalb der Ausmündung des Sacramento River in die Suisun-Bay und zugleich am Zusammenfluss des American- in den Sacramento-River, 175 Meilen östlich von San Francisco. Das Clima ist ein durchaus angenehmes. Die mittlere Temperatur variirt zwischen 10 und 26 Grad Reaumur. Von Osten her streichen die kühlen Lüfte, die aus dem Schooss der Sierras de los

Nimbres herabkommen; von Westen die See-Passatwinde, die jedoch am Küstengebirg ihre Wuth brechen und den Sacramentanern nur kühlende Erfrischung entgegenfächeln. So hält die Temperatur stets die Mitte zwischen dem Frühling der Tropen und dem Spätsommer des Norden, was auf die Vegetation einen ganz besonders günstigen Einfluss ausübt, so dass Sacramento stets mitten in einem reichen, duftigen Blumengarten liegt. Diese blumigen Wiesen wechseln mit Anpflanzungen von Gemüse aller Art und Getreidebau; auch sind in der Umgebung grosse Weingärten (Wine-yards) angelegt, in welchen die Trauben sich sehr üppig entfalten, die einen sehr alkoholhaltigen, zwar immerhin noch etwas rauhen Wein liefern. Die Stadt selbst bietet einen sehr gesunden Aufenthalt, hingegen klagen die Farmer oberhalb und unterhalb des Sacramento Valley allgemein über häufige Fieber, die meist gegen Ende Juli bis Ende September grassiren, daher auch ihre Entstehung wohl den starken Ausdünstungen der während diesen Monaten langsam strömenden Flüsse und ihren sumpfigen Ufern zugeschrieben werden kann. Wenn immer möglich übersiedeln diese Fieberkranken nach der Stadt, wo sie in der gesunden Luft schnell wieder genesen.

Mit Anfang Oktober tritt die Regenzeit ein, während welcher das dürstende Land reichlich getränkt wird. Die trocken gelegenen Bach- und Flussrinnen fangen wieder an sich zu beleben, munter rauschen die Wasser einher und füllen die Strombette mit wogenden braungelben Fluthen bis an den Rand. Mit dem Eintritt des Regens kleidet sich die Landschaft wie von einem Zauberstabe berührt plötzlich in jugendlich frisches Grün und überall, wo der Boden angebaut ist, sprossen die Saaten in üppiger Fülle empor. Hinter Sacramento dehnt sich eine weite Ebene aus, die bis an die Vorläufer des Nevada-Gebirges reicht, welche früher sumpfig und steppenartig aussah, zur Zeit aber schon gänzlich aufgenommen und zum grössten Theil angebaut ist. Nach

den neuesten Aufnahmen sind 213,260 Acres eingefenzt und davon 92,520 in blühendem Culturstand; von letztern sind 9,870 Acres mit Waizen, 38,147 Acres mit Gerste bebaut; ersterer ergibt einen mittleren Ertrag von 192,170 Bushels, letztere von 863,214 Bushels. Als weitere Ernteprodukte sind anzuführen: 19,230 Bushels Hafer, 22,330 Tonnen Heu und 38,300 Pfund Hopfen. Producirt wurden 379,300 Pfund Butter, 12,000 Pfund Käse, 269,365 Pfund Wolle, und 15,500 Pfund Honig. Das County enthielt damals 93,300 Aepfelbäume, 89,000 Pfirsichbäume, 36,800 Birnbäume, nebst einer grossen Anzahl anderer Obstbäume.

Das Rebland war mit 951,300 treibenden Stöcken verzeichnet, die ein mittleres Produkt von 63,879 Gallonen Wein und von 5,714 Gallonen Branntwein ergaben. Die Zahl der Hausthiere belief sich auf 8,873 Pferde, 1,828 Maulesel, 12,144 Stück Hornvieh, 11,339 Schweine und 49,996 Schafe. Unter den Waldbäumen sind die Sycomoren, die Cokonwood und die immergrünen Eichen hervorragend. Zu letzteren gehört die „Poison Oak“ (Gift-Eiche) die häufig am Ufer des Sacramento River vorkömmt; sie wächst strauchartig und entwickelt sich nur zu grösserem Umfang, wenn sie an dem Stamm einer gewöhnlichen Eiche anlehnt und sich an solchem emporwinden kann, wo sie dann eine Höhe bis zu vierzig Fuss erreicht. Der Kontakt mit den Blättern der Gifteiche bringt beim Menschen Wirkungen von Vergiftung hervor, Entzündung der Haut und Bildung von Eiter. — Ebenfalls nur strauchartig zeigt sich die Horsechesnut (Rosskastanie), die eine Höhe von fünfzehn Fuss erreicht und welche hauptsächlich die Schluchten und Flussborde bekleidet. —

Nach Sacramento-City mich zurückwendend, bildet die Levee am Sacramento-River den Hauptverkehrsplatz. Daselbst legen die Schiffe an und findet die Umstapelung der Güter und der Marktprodukte statt. Täglich landet an dieser Stelle ein grosser San Francisco-Stea-

mer, mehrere Stockwerke hoch gebaut, in der Art der berühmten Mississippi-Dampfer und wirft eine Menge Passagiere und Güter auf die Quai's, während ein gleicher, ebenso angefüllter Dampfer täglich nach San Francisco abgeht. Weitere Dampferlinien verzweigen sich theils auf dem Sacramento, theils auf dem American River landeinwärts und stellen eine lebhafte Verbindung mit Marysville, mit Red Bluf und andern Binnenstädten her. Zu diesen gesellt sich der Verkehr der Barken, Briggs, und bei günstiger Witterung sogar von Dreimastern, die von der Bay den Fluss heraufkommen, ferner derjenige der grossen flachen Kanalboote mit Landesprodukten und Holz beladen. An diesem Punkt vereinigen sich weiter die Bahnhöfe der Sacramento-Valley, der Sacramento-Placerville und der grossen Central-Pacific-Bahn und es sind die Einrichtungen der Art getroffen, dass die Güter mittelst mächtigen Krahnen direct aus den Schiffen in die Waggons und umgekehrt verladen werden können. Innerhalb des Stadtrayons und in ihrer unmittelbaren Umgebung sind verschiedenartige Gewerke angelegt, unter andern die grosse Maschinenfabrik und Giesserei von Gross & Lambert, ferner die Union-Iron-Works, ein Geschäft auf Actien gegründet, das grosse Dimensionen einnimmt und einen wesentlichen Theil des Bedarfes von Californien an Eisenwaaren befriedigt.

An diese reihen sich eine Anzahl Mahlmühlen neuester Construction, zwei Dampfsägemühlen, die einen ungeheuern Vertrieb haben, ferner Töpfereien und Thonwaarenfabriken, Seifensiedereien und Kerzenfabriken u. s. w. —

Die Qualifikation als Hauptstadt des Staates spiegelt sich in gewissem Maasse auch im Charakter der Bürger von Sacramento-City ab und verleiht ihnen einen Anstrich von Ernst und Würde. Namentlich prägt sich dieses in dem Vereinsleben aus, das ganz dazu angethan ist bei Festlichkeiten in Parade zu treten. Hervorragend sind

dort die verschiedenen Freiwilligen-Corps, die militärisch organisirt, stets bereit sind, aufzumarschiren. Die Sacramento-City-Guard besteht aus Fussvolk, Artillerie und berittenen Husaren. Jedes Corps wählt sich seine Offiziere und auch seine besondere Uniform, denen der Glanz der Sonntagssoldaten nicht abgeht. — Während dem Krieg in den Staaten wurde die Bewaffnung dieser Corps von der Regierung beschafft; seit dem Aufhören desselben ist die Uniformirung, ebenso die Equipirung Sache der einzelnen Corps-Mitglieder. Diese Corps treten öfter zu Uebungen und Scheibenschiessen zusammen und jedesmal verbindet sich mit solchen Musterungen ein kleines Volksfest.

Mit besonderer Eleganz thun sich die Sacramento-Husaren hervor, die bei den Umzügen und Festlichkeiten die Hauptparthei ausmachen. Damals trugen sie hellblaue Uniformen mit karmoisinroth passepoilirt, niedliche Käppi's mit zierlichen Fangschnüren, elegantes Sattelzeug und stattliche Reitersäbel. Mein Anverwandter war ein begradetes Mitglied dieses Corps und es war diess ein Ehrenpunkt, auf den er nicht wenig hielt.

Im September wurde die jährlich sich wiederholende States-Fair (Landwirthschaftliche Ausstellung) abgehalten, die vierzehn Tage dauerte und welche mit der Ausstellung von Pferden, Mauleseln, Viehwaare und Geflügel aller Art, auch diejenige aller nur möglichen Landesprodukte, Ackerbaumaschinen und Werkzeuge umfasste. Diese Ausstellungen bilden den Sammelpunkt der Countybewohner; von allen Seiten strömen sie herbei, zu Wasser, per Bahn, auf den Landstrassen, beritten und zu Wagen und verleihen der Stadt ein reges Leben. Es ist dies der Zeitpunkt wo neue Erfindungen und Verbesserungen an Maschinen und Werkzeugen für die Landwirthschaft, für Gewerbe und Haus prämirt und patentirt werden. Die meist intelligente Bevölkerung folgt diesen Neuerungen mit grosser Aufmerksamkeit und es finden dieselben, sofern sie sich als praktisch

erweisen, schnelle Verbreitung. Täglich werden auch gut organisirte Pferderennen abgehalten, für welche der Californier besondere Vorliebe hat und die er mit grossem Interesse verfolgt.

Rings um den Ausstellungsplatz finden sich Schaubuden, Künstlerzelte, Carroussels und alle möglichen Vergnügungslokale aufgestellt, in die sich das Publikum drängt, um gelegentlich ein Stück Stadtleben mit nach der vom Weltverkehr entfernt gelegenen Farm heimzubringen. Dieses bewegte Volksleben hatte für mich grossen Reiz und weit mehr als das zur Schau Ausgestellte, belustigten mich die Zuschauer in ihren verschiedenen Trachten, Farben und Gruppirungen.

Als Gegenstück zur States-Fair, zu diesem Bilde gesunder Volksentwicklung, möge nun eine Skizze aus dem himmlischen Reiche folgen, nämlich aus dem in Sacramento sehr ansehnlichen Chinesen-Quartier. In den Monat Oktober fallen die wichtigsten religiösen Feste der Chinesen, und wie der Farmer einen Monat vorher nach der States-Fair pilgerte, so pilgerten im Oktober grosse Schaaren Chinesen aus allen Landestheilen nach der Hauptstadt um die Feste mitzumachen. Die Feierlichkeiten bestehen hauptsächlich in Prozessionen und öffentlichen Gebeten. — In den Pagoden (Kapellen) sind in der Regel drei aus Holz geschnitzte Götzen in doppelter Mannsgrösse aufgestellt, welche an Scheusslichkeit Alles übertreffen, was sich ein krankes Gehirn Frazzenhaftes und Hässliches vorzustellen vermag, und die für diese Gelegenheiten noch extra mit bunten Stoffen und kindischen Zierrathen überladen und puppenhaft ausgeschmückt werden. Die Pagoden stehen über die Festzeit offen, zwischen denselben sind stationsweise Stöcke aufgestellt, die mit farbigen Laternen und mit Tand aller Art verziert werden, und durch diese besonders bezeichneten Strassen bewegen sich die Prozessionen. An der Spitze derselben marschirt die Musik, bestehend aus einem Pfeifer, der auf seinem schrill-

tönenden Rohr sich in ohrzerreissenden Tonbildungen ergeht und aus einem Trommler, der unbarmherzig das über eine Holzschaale gespannte Fell zerarbeitet. Hinter der Musik folgt ein Pope mit einem grossen Brett, auf welchem in Miniaturporzellangeschirren Reis und andere Gerichte aufgehoben sind. Dann folgt der Hauptpriester in karmoisinrothem seidenem Kaftan und bequasteter Mütze, links und rechts flankirt von Priestern in blauseidenen Kaftanen und blauen Mützen, hinter ihnen gehen dann paarweise die bezopften Söhne des himmlischen Reichs, zuerst die Vornehmen in reicher Kleidung, dann nach ihnen das gemeine Volk. —

Vor jeder Station, das heisst, vor jedem aufgeputzten Stock, der irgend eine himmlische Person vorstellen muss, wird Halt gemacht. Unter vielen Bücklingen und Ceremonien setzt der Oberpriester dem Stock eine der Miniatur-Schalen vor und dazu wird als Tafelmusik ein toller Lärm mit Pfeifen, Trommeln und Plärren in allen Tonarten getrieben. Bei den Pagoden wiederholt sich dasselbe Opfer; nur werden da den vornehmern Gottheiten etwas grössere Schalen mit schmackhafteren Gerichten vorgesetzt, auch wenn möglich noch etwas mehr Lärm dazu gemacht als an den einfachen Stationen. Diese Prozessionen wiederholen sich dann während mehreren Tagen und in den Intervallen pflegen die Coulis des dolce far niente.

Natürlich drängt sich auch die liebe Christenheit hinzu um sich an dieser würdigen Gottesfeier zu ergötzen, und — da traf es sich, dass ich unter der Menge ein Gesicht auftauchen sah, das mich sehr intriguirte. — Wie die Prozession vorüber gezogen war, ging ich auf meinen Mann los, tappte ihm kräftig auf die Schulter und rief ihm zu: „bist Du es, Karl, oder bist Du's nicht!“ — „ja wohl, ich bin der Karl, und bist Du nicht mein Schulkamerad Hemmann!“ und so waren wir's beide leibhaftig und drückten uns herzlich die Hand. — Das war gegenseitig ein ganz unerwartetes Wiedersehen, seit den

Schulbänken hatte keiner vom andern etwas gewusst, darum um so grösser auch die Freude des Wiederfindens.

Karl war erst vor kurzem in Californien eingewandert; er hatte vorher ein paar Jahre in den Staaten zugebracht, dort Verschiedenes versucht und angefangen und als es ihm nicht nach Wunsch gehen wollte, steckte er sich unter Sheridans Reiter und machte den berühmten Cavallerielinksmarsch nach dem Süden mit, von dem er mit geheilten Wunden nach vielen Strapazen und grossem Siegesbewusstsein, aber mit leeren Taschen zurückkam.

In Californien angelangt, hatte er sich bei einem Weinbauer bei Los Angelos verdungen, wo ihm aber das Fieber arg mitspielte, so dass er wohl oder übel nach Sacramento übersiedeln musste, um wieder zu seiner Gesundheit zu kommen. Ich nahm ihn unter meine Fittige, denn einen alten Kameraden und Landsmann gefunden zu haben, das liess man sich nicht so wohlfeil abkaufen. Hatten wir uns doch so viel zu erzählen, von dem uns auf der Schulbank wahrlich nicht geträumt. Unser Streben war nun irgend eine passende Anstellung im Ingenieurfach zu erlangen, das wollte sich jedoch trotz unserm hartnäckigen Suchen nicht geben und so fassten wir den Entschluss nach dem Centrum des Geschäftes, nach San Francisco uns aufzumachen.

Bevor ich nun aber von Sacramento und mit ihm vom letzten Ausgangspunkt des Goldlandes Abschied nehme, will ich versuchen über letzteres noch Folgendes zu resumiren, zumal die Entdeckung des Goldes in dieser Gegend gemacht wurde, nämlich beim Zusammenfluss vom American und Sacramento-River, wo jetzt die Hauptstadt Sacramento liegt.

Das besagte Terrain gehörte zu Sutterfort und dieses letztere dem Kapitän Sutter, einem Schweizer aus Baselland, der bei den Schweizerregimentern in Paris diente und 1830 nach dem Sturze Karls des Zehnten seinen Abschied erhielt. In's Vaterland zurückge-

kehrt, fing Capitän Sutter einen Handel mit Manufakturwaaren an, wobei ihn jedoch das Glück nicht begünstigte. Er wanderte nach den Vereinigten Staaten aus und immer mehr entwickelte sich bei ihm die Idee, auf einem unbekannten Fleck Erde eine Colonie zu gründen. Bei seinen Beziehungen mit den Jägern und Pelzhändlern des Westens wurde ihm von der schönen Lage des Sacramento-Valley gesprochen; das fing Feuer und er ruhte und rastete nicht, bis er eine Anzahl Abenteurer zusammenfand, die mit ihm über die Sandwichsinseln nach Californien auswanderten. Dieses geschah im Jahre 1839. — Capitän Sutter baute sich an oben bezeichneter Stelle an, Landbau und Viehzucht gediehen vortrefflich, bald war er Besitzer der ganzen Thalschaft und erbaute daselbst sein Sutterfort. Beim Graben eines Mühlenkanals legten seine Arbeiter am 19. Januar 1848 einen prächtigen Gold-Placer zu Tage und neue Versuche zeugten von der weitern Verbreitung desselben. Ende Juni gleichen Jahres war die Kunde dieses Fundes schon überall hingedrungen. Im Februar 1849 kamen die ersten Goldsucher nach San Francisco, das damals noch ein elendes Fischerdorf war, Yerba Buena geheissen; ein paar Monate später lagen zweihundert leere Schiffe im Hafen, verlassen von Officieren und Mannschaft, die auf Sutters Gebiet Gold wuschen.

Sutter selbst hat von dieser Entdeckung nichts profitirt, er tauschte sein Land gegen Goldstaub um und verlor letztern an diesen und jenen Unternehmungen. Allerdings ging das nur stufenweise; anfänglich hoch hinauf und dann immer mehr und mehr herunter. Der Staat schenkte ihm den General-Titel und eine entsprechende Pension, die er nunmehr, in hohes Alter vorgerückt, in Washington verzehrt.

Sutters Name ist auch in San Francisco dadurch verewigt, dass eine der belebteren Strassen Sutterstreet heisst.

Das ganze Placergebiet längs dem Sacramento und dem American River und längs der vielen Zuflüsse ist,

wie ich bereits gelegentlich erzählt habe, von den Goldwaschern in der Periode der fünfziger Jahre durchgearbeitet worden. Dasselbe ist aus den Trümmern des Erosionsgebiets entstanden, welches von den Abstürzen der Sierra-Nevada in geologischer Zeit, das will sagen, in Zeiträumen von vielen Jahrtausenden, nach nnd nach vom Gebirge abgebröckelt und heruntergewaschen wurde; vom Gebirge, das mit immensen metallhaltigen Quarzadern durchzogen ist. — Dieses Sierra-Nevada-Gebirge zieht sich dem östlichen Rand des Staates Californien entlang und scheidet sich von dem Küstengebirge (Coast Range) in der Nähe von Shastacity bei 40° 35′ nördlicher Breite ab, um sich mit letzterem in der Nähe des Fort Tejon bei 35 Grad nördlicher Breite wieder zu vereinigen. In dem dadurch gebildeten grossen Becken erstrecken sich die Flussgebiete des San Joaquin und des Sacramento auf 350 Meilen Länge und auf etwa 80 Meilen Breite.

Die mittlere Breite des Nevada-Gebietes beträgt neunzig Meilen; der goldhaltige Gürtel erstreckt sich von Fort Tejon bis Oregon. Der mittlere und reichste Theil fällt auf die Counties Mariposa, Tuolumne, Calavaras, Amador, Eldorado, Placer, Nevada, Sierra und Plumas und auf die östlichen Theile von Yuba- und Butte Counties, von welchen Districten ich bei meinen verschiedenen Wanderungen mehrfach Erwähnung gethan habe. —

Die geologische Beschaffenheit der Sierra-Nevada ist kurz angedeutet folgende: die Hauptmasse des Gebirges (Bedrock) bildet der Granit, theils überdeckt und theils flankirt durch Schichten metamorphischen Gesteins; dagegen bestehen die Spitzen des Gebirges stellenweise und namentlich im Norden aus vulkanischen Massen, während die westlichen Vorberge von tausend bis zwölfhundert Fuss Höhe der tertiären Formation angehören.

Westlich fällt die Sierra-Nevada in schroffen Stufen gegen das Californische Flachland ab und bildet ein weit verbreitetes Erosionsgebiet. Oestlich dagegen neigt

sie sich gegen das Hochplateau, das sie mit dem Gebirgszug der Rocky-Mountains verbindet und welches Hochplateau, wie ich bereits anführte, fünf- bis sechstausend Fuss über'm Meeresspiegel steht. Aus diesem Hochplateau erheben sich halbmondförmige Wulste bis auf achttausend Fuss über das Meer, wonach das Land in eben so viele Gebiete eingetheilt ist, wie das Humboldgebiet, das Reese-River-Gebiet u. s. w. Dieses Hochplateau selbst bildet eine weite, mit Sand bedeckte und von alkalischen Salzen geschwängerte Wüste und die in dasselbe abfliessenden Flüsse, wie der Humbold-River, der Reese-River, der Carson-River u. s. w., versiegen in grossen Seen, wie der Humboldlake, der Carsonlake und der Walkerslake; die einzige Vegetation dieser Wüste ist eine holzstenglige Salbei (Sadgebrush) und eine Art Wegwart mit gelben Blüthen.

Die mächtigen Quarzadern, welche den Granit mannigfach durchstreichen, sind es, welche das Gold und das Silber beherbergen. Durch Metamorphose und durch Erosion des Granites und des Quarzes findet sich ein grosser Theil des Gebirges umgestaltet und zum Theil aufgelöst. Darum besteht auch der eigentliche Goldboden (Auriferous terrain) aus zerbröckelten, tonigen, metamorphischen Schiefern, aus Thonschiefer, aus Thonerde und endlich aus Flusssand.

Im Letzteren, im Alluvium, wurde das edle Metall, wie oben bemerkt, zuerst entdeckt und in Verfolgung der Ablagerungen und Spuren gelangten die Pionniere bis zu den vom Zahn der Zeit noch unbenagten Quarz-Adern. —

Das Auswaschen des Alluviumbodens nach alter Manier mit Pfannen und Wiegen haben wir beschrieben; auch dasjenige der neuesten Zeit angehörend, mittelst Wasserexploitation (Hydraulic Mining), unter Verwendung der Niederschläge, die sich auf dem 10 bis 14,000 Fuss hohen Kamm der Sierra-Nevada in die vielen Bergseebecken sammeln und welche dann mittelst durchge-

tunnelten und brückenartigen Kanälen bis vierzig Meilen weit an die Waschhalden geführt werden.

Noch zu erwähnen haben wir der Deep-Placers, nämlich der sogenannten vorweltlichen, jetzt ausgetrockneten Flussgebiete und Seegründe, die von Basalt und vulkanischem Gebirg bedeckt sind, welch letzteres durch neuere geologische Umwälzungen darüber gebaut wurde und bis zu welchen Deep-Placers nun ebenfalls Schachte von mehreren hundert Fuss Tiefe abgebaut werden; namentlich geschieht dies im Columbia-County. — Diese vorweltlichen Placers werden, wenn es die Lage des Gebirges gestattet, auch von den Flanken durch Tunnelmining angegriffen.

Mit der Ausbeutungsart dieser Deep-Placers stehen wir schon mitten im eigentlichen Bergbau und mit letzterem im eigentlichen Minenleben, das nach den Gesetzen der Bergmannskunst ausgeübt werden muss und womit dem eigentlichen Bedrock (Urgebirge) nun mit vielen tausend Hämmern, Meisseln und Sprenglöchern bei Tag und bei Nacht auf den Leib gegangen wird, worüber ich mich auch bereits an verschiedenen Stellen ausführlich ausgesprochen habe. — Nach authentischen Quellen ist die Produktion an Gold im Staate Californien vom Jahre 1848 bis 1867 folgende gewesen:

1848	für	$	10,000,000	1858	für	$	50,000,000
1849	„	„	40,000,000	1859	„	„	50,000,000
1850	„	„	50,000,000	1860	„	„	45,000,000
1851	„	„	55,000,000	1861	„	„	40,000,000
1852	„	„	60,000,000	1862	„	„	34,000,000
1853	„	„	65,000,000	1863	„	„	30,000,000
1854	„	„	60,000,000	1864	„	„	26,000,000
1855	„	„	55,000,000	1865	„	„	28,000,000
1856	„	„	55,000,000	1866	„	„	26,000,000
1857	„	„	55,000,000	1867	„	„	25,000,000

Also während dem Cyclus dieser zwanzig Jahre in Summa Summarum für 861,300,000 Dollars oder im Durchschnitt per Jahr für $ 43,000,000.

Man sieht hieraus, wie vom Jahr 1848 bis 1853 die Ausbeutung durch die Bearbeitung der offenen Placers riesenhaft gestiegen ist und wie sie nach Erschöpfung derselben bei dem jetzt schwierigeren Bergbau jährlich heruntersinkt. Zu erwähnen bleibt noch, dass es sich hier nur um das californische Gebiet handelt, während in den letzten zehn Jahren der jetzige Staat Nevada in gleichen Dimensionen arbeitet und namentlich an Silber-Ausbeute sehr ergiebig ist, worüber mir leider die nähern Angaben fehlen. Ueberdies ist Californien so reich an Metallen und mineralischen Produkten, dass wir mit dem Gold nicht abschliessen können.

Das wichtigste Metall neben dem Gold ist das Silber. Ferner sehr wichtig das Quecksilber, das Kupfer, das Blei, der Borax, der Graphit und die Steinkohle, von welch' letzterer am Monte-Diablo im Jahr 1867 bereits 109,000 Tonnen ausgebrochen wurden. Nach officiellen Angaben erstreckten sich damals die der Erzförderung dienenden Gänge in 481 bergmännisch betriebenen Schachten und Stollen auf eine Gesammtlänge von 4300 Meilen, und die 192 Quarzmühlen zermalmten im Jahr 1867 an 280,385 Tonnen des kostbaren Erzes. Lassen wir die Zeit der Eröffnung der Pacificbahn herankommen und das Zuführen billigen Brennstoffes! — Dann wird das Minenleben eine neue Wendung und allerdings einen noch höhern Aufschwung nehmen.

VIII. Capitel.

Reise nach San Francisco. — Topographische Lage. — Ein Gang durch die Stadt. — Das Panorama von San Francisco. — Der Strand. — Der Hafenverkehr. — Hafenstadtbilder. — Die Longbridge. — Die First-Street. — Die Schulen und das Unterrichtswesen. — Market- und Montgomery-Street. — Strassenbilder. — Die Theater. — Höherer Schwindel. — Die Markthalle. — Das Volksleben. — Ausflüge in die Umgebung. — Das Chinesische Neujahr. — Die Feuerpolizei. — Die Festepoche. — Picknicke. — Eine Arbeiter-Demonstration. — Farmerleben. — Mexicanische Nachrichten.

Unter diesen und andern Betrachtungen flog ich mit meinem wiedergefundenen Schulkameraden auf dem „Golden Eagle“, einem flotten San Francisco-Dampfer, lustig durch das tiefeingeschnittene Flussbett und nun Lebewohl Sacramento — Lebt wohl ihr Minen, ihr Placers und ihr trügerischen Löcher! —

Munter wickelten sich die Ufer auf beiden Seiten unseres Bordes ab, die Wasser wurden breiter, leichte Nebel zogen aus der Bay heran, der Tag sank dahin in die Arme einer feuchten Nacht. Trotz tiefer Dunkelheit passirten wir glücklich die der Schifffahrt gefährliche Sandbank Hogsback, in welche sich schon mancher Steamer halbe Nächte lang eingebohrt hat. Wir durchfurchten pfeilschnell die Gewässer der spiegelglatten Bay und ehe wir's uns versahen, leuchteten uns die Lichter von San Francisco zur glücklichen Einfahrt und hinaus ging's nun in Nacht und Dunkelheit mit den mitgebrachten Schätzen wiederum auf einen neuen Boden.

Wir hielten im William-Tell-House Einkehr, ein von Schweizern gegründetes Hôtel und Kosthaus, wo die meisten Schweizer logiren oder Kost nehmen. Ein zweites Etablissement dieser Art, von Schweizern gehalten und frequentirt, ist das nahe bei erstern gelegene Helvetia-House. Beide sind für unsere Landsleute empfehlenswerth; man wird zu verhältnissmässig billigem Preis dort gut gehalten und ist sicher, nicht angeschwindelt zu werden. —

San Francisco ist wirklich eine imposante Stadt, deren Grossartigkeit mich nach den langen Wanderungen im Pionierland doppelt überwältigt hat. Herrlich liegt sie am Nordende einer schmalen Halbinsel mit ihrer ganzen nördlichen und östlichen Front, an den klaren Wassern der mächtigen Bay, welche durch die Dardanellen der goldenen Pforte eindringend, bei nicht sehr erheblicher Breite nord- und südwärts tief in's Land einbuchtet und deren gegenüberliegende grüne Ufer dem Landschaftsbilde einen erhöhten Reiz verleihen. Der Grund, worauf San Francisco erbaut wurde, ist keineswegs flach, ebensowenig die Umgebung. Felsen-, Sand- und Erdhügel, dereinst von den Wassern ausgewaschen oder angeschwemmt, geben der Stadt und ihrem Weichbilde einen sehr accentuirten Charakter und haben die Intelligenz und die Arbeitskraft der Ansiedler in hohem Grade in Anspruch genommen. Man denke sich, vor 1835 war diese Halbinsel noch gänzlich unbewohnt. Die wenigen Schiffe, welche sich durch die goldene Pforte wagten, landeten am südlichen Ufer bei der Mission Dolores an. Erst im Jahr 1848, bald nach der Entdeckung der Goldlager, bauten sich einzelne Ansiedler dort an. Es entstand ein Dorf von etwa hundert Hütten mit einer Gesammtbevölkerung von 480 Einwohnern. Ende des Jahres 1849 war San Francisco bereits eine Pionier-Stadt, aus Brettern und Baumstämmen zusammengenagelt und beherbergte bis zwanzigtausend Einwanderer. Und heute, zwanzig Jahre später, nachdem

sie durch Brand mehrmals verwüstet und durch Erdbeben erschüttert worden, steht sie da, umgestaltet zu der Metropole des Westens, mit unzähligen Strassen, stolzen Quai's, in sechszehn Quartiere abgetheilt, die einen Flächenraum von 117,45 Acres einnehmen, mit 46 Kirchen, 8 Theatern, einer Anzahl Schulen und wissenschaftlichen Instituten, gross, reich und üppig, und wetteifernd mit dem neuen Paris, dem alten London und dem gewaltigen New-York. —

Die Hast, womit der Bau von San Francisco betrieben wurde, und andererseits die Gewinnsucht, haben der rationellen und zweckmässigen Anlage der Stadt grossen Eintrag gethan. San Francisco erhielt dadurch auch eine Anzahl krummliniger, enger Strassen mit schlechtem Gefäll und ungeschickter Verbindung, welche nun mit grossem Aufwand an Geld wieder wegexpropriirt und neu angelegt werden müssen, wozu übrigens schon ein schöner Anfang gemacht ist.

Eine grössere Anzahl von Hauptstrassen, die an Breite, Regelmässigkeit und Pracht den Bauten eines Herrn Haussmann in Paris nichts nachgeben, finden sich bereits mitten durch den ganzen Plan getrieben. Am südöstlichen Theil befindet sich die grosse Marketstreet, die recht eigentlich den Rückgrath des ganzen Stadtgerippes bildet, von dem die Strassen rippenartig sich abzweigen. — Der neuere Theil der Metropole ist in grossem Styl wohnlich in Squares und Blocks abgetheilt, wovon jeder Würfel gegen die Innseite seine Höfe, seine Gärten und Promenaden hegt. Hoch sind die Häuser San Francisco's nicht gebaut, selten gehen sie über zwei Stockwerke, und zwar aus Vorsicht wegen den öfter sich wiederholenden Erdbeben, von denen die Stadt so zu sagen jährlich heimgesucht ist und die schon zu verschiedenen Malen nicht unerheblichen Schaden angerichtet haben.

Der verehrte Leser sei nun freundlich eingeladen, mit uns einen Gang durch Stadt und Umgebung zu

machen, um deren verschiedene Details näher in's Auge zu fassen. Doch vorher einen allgemeinen Ueberblick; — und so treten wir an den Strand heran, wo sich das ganze Panorama in seiner vollen Pracht vor uns entfaltet. Wir sind in nördlicher Richtung und vor uns biegen sich die beiden Arme der Bucht der goldenen Pforte (Golden Gate) zu, die, in bläulichen Duft gehüllt, aus dem dunkelblauen Wasserbecken hervorragt, während die näher gelegenen Ufer in saftigem Grün schillern. Alle Gewässer des Staates fliessen durch dieses Thor in die offene See und bilden in der Ebbezeit einen starken Strom nach Aussen, der ungefähr sechs Meilen in der Stunde zurücklegt. Immerhin ist diese Strömung den einfahrenden Schiffen kein unüberwindliches Hinderniss, indem die Tiefe des Meeres am Eingang dreissig Fuss nicht übersteigt. Auf der Nordseite fallen die Ufer, die stellenweise bis auf zweitausend Fuss über das Meer gehoben sind, als kahle Felswände schroff gegen die Fluth ab. Ernst und öde starrt dieser Wall dem Ankömmling entgegen; dichte Nebel lasten unheimlich auf der Meerenge. Kaum ist er aber durch die enge Oeffnung in die eigentliche Bucht eingetreten, so ändert sich die Scenerie. Die Nebel treten in den Hintergrund; die Ufer gestalten sich zu grünen, freundlichen Gehängen; ein ewiger Frühling schimmert aus frischen Baumgruppen und üppigen Wiesen hervor und übergiesst das herrliche Naturbild mit wonnigem Zauber. — In Front der Golden Gate, vier Meilen östlich der Pforte, liegt wie ein langgestreckter Löwe die Insel Alcatraz und streckt ihre neuen Forts und den hohen, weit schimmernden Leuchtthurm dem Nahenden entgegen. Weiter östlich, etwa vier Meilen von San Francisco entfernt, liegt Angel-Island, die grösste Insel der Bay mit 800 Acres gutem Pflanzland. Gegenüber der Stadt liegt Yerba-Buena und nördlich Red-Rock, ein kahler Fels. In gleicher Richtung erheben sich Bird-Rock und die Two Sisters, zwei aus der schäumend sie umbrandenden Fluth

hervorragende Felskuppen, stets von unzähligen Möven umschwärmt, und die ganz dazu angethan sind, die zierlichen Staffagen des prächtigen Gemäldes zu vermehren.

Südwestlich liegt in der Einbuchtung die pittoreske Militärstation Presidio, von wo aus sich ein Pfad durch das anmuthige Happy-Vally nach der Mission Dolores schlängelt. Dem Gestade entlang erstreckt sich ein durchschnittener Sandaufwurf, theilweise mit Krüppeleichen und Artemesien bewachsen, hinter welchem das üppige Grün von Busch und Wald um so lebhafter hervortritt. Landhaus reiht sich an Landhaus, Garten an Garten bis zu den Hügeln des Lone-Mountain mit seinen Myrthen- und Cypressen-Pyramiden. In den Gärten blüht der Lorbeer und der Oleander, die Blumen-Beete beleben die orangefarbenen Echolzien; blaue, gelbe und violette Lupinen; gelbe und rosenrothe Abroinen; die Schwert-Lilie, Pelargonien, Fuchsinen und die Königin der Blumenwelt, die Rose, in allen Arten und Abarten, und eine Unzahl anderer schöner Pflanzengebilde. Die Mission Dolores und die zahlreichen Ansiedlungen auf jener Fläche sind mit einer Menge Strassen mit dem Weichbilde der Stadt verbunden und die über die grünen Gelände emporwirbelnden Staubwolken sind Zeuge des grossen Verkehrs, der sich darüber bewegt.

Ueber die weit sich ausbreitende Stadt und über den dichten Mastenwald verliert sich der Ausblick auf der nach Süden hin sich ausdehnenden Bay, in deren Spiegel sich die Ufer baden und über welche die rastlosen Farydampfer wie Schlittschuhläufer in allen Richtungen dahin gleiten. Am östlichen Ufer der Bay liegen die allmälig sich erhebenden, mit dunkeln Waldungen bekleideten Berge der Littoralkette, die sich mit ihren höchsten Gipfeln zu einem mächtigen Gebirgsstock um den Monte-Diablo gruppiren. San Francisco gegenüber liegt die Contra-Costa, wo mehrere durch ihren Gartenbau hervorragende Ansiedlungen sich vorfinden. Dieses

in wenigen Umrissen die Zeichnung des Panorama's, das man vom Strand von San Francisco aus geniesst.

Der Gürtel der Golden Gate und der Bay besteht aus metamorphischem und vulkanischem Gestein der mittlern und jüngern (miocenen und pliocenen) Tertiärzeit. Der Telegraph-Hill, der Russian-Hill und der Rincon-Hill, über welche und durch welche theilweise die Strassen der Stadt laufen, bestehen aus thonigem Sandstein, der im allgemeinen weich und der Verwitterung ausgesetzt ist. Dabei kommen Schichten von Jaspis und Lager von Serpentin vor, die sich vom Fort Point über Lone-Mountaine und Mission Dolores bis zum Portrero erstrecken. Bausteine von Werth sind in der Nähe von San Francisco wenig zu finden.

Der Strand ist bei San Francisco sehr seicht und darum sah man sich genöthigt, hölzerne Brücken, Warfts genannt, weit in die Bay hinaus zu bauen, an denen die Schiffe anlegen. Um jedoch der Stadt ein imposanteres Ansehen zu verschaffen und namentlich, um für den Verkehr zwischen Letzterer und der Schifffahrt mehr Raum zu gewinnen, ist im Jahr 1867 der Bau eines steinernen Quai's beschlossen worden, welcher die ganze Seefront der Stadt auf eine Länge von 8,446 Fuss umschliessen soll. Dieser Quai wird im Bett der Bucht angelegt, das Fundament, die Wellenbrecher aus soliden Felsbänken, die Strandmauer aus Granitquadern. Der dadurch gewonnene Strandboden wird mit Material ausgefüllt, das durch Abtragung der lästigen Sandhügel gewonnen wird. Die Kosten dieses Riesenwerkes sind zu 3,500,000 Dollars angeschlagen.

Auf den Warfts entwickelt sich stets ein reges Leben. Zwischen denselben und vor denselben gleiten eine Menge Boote mit und ohne Segel, während gleichzeitig grosse Segler mit ihren hochragenden Masten und ausgestreckten Raaen sanft wie Schwäne heranschwimmen, überholt von den rastlosen Dampfern, welche die

Bucht in allen Richtungen durchziehen, und mit zierlicher Wendung an den für sie bezeichneten Stellen anlegen.

Kaum ist die Brücke vom Steamer hinübergeworfen, so drängt sich hastig eine bunt zusammengesetzte Menschenmasse über den hölzernen Damm dem Strand zu und verliert sich alsbald in die daran ausmündenden Strassen.

Mit vieler Lebendigkeit werden Schiffe aus- und eingeladen, andere befrachtet. Zu diesem Ende sind eine Anzahl Dampfkrahnen in Bewegung gesetzt, welche mit grosser Raschheit die auf Verladbrücken geladenen Waaren aus dem Bauch der Schiffe empor heben oder in solche hinabsenken. Weiter vom Strand entfernt ankern mächtige Kriegsschiffe; von Zeit zu Zeit taucht in der Richtung derselben eine schmale schwarze Linie auf, die wie ein Pfeil über den Wasserspiegel gleitet; es ist ein Offiziersboot, das gegen das Land steuert mit zwölf schmucken Matrosen in blauen, wollenen Hemden mit breiten überlitzten Kragen, mit sauberer Ledergurt und breiter Mütze, deren Bänder im Winde flattern. Das Boot legt an, die Ruder heben und senken sich zum Gruss und munter trollt die Bemannung von dannen.

Blickt man dem Strand entlang auf- oder abwärts, so gruppiren sich die vielen an den langgestreckten Warft's anliegenden Dreimaster, Briggs, Barken, Clippers, Schooner's u. s. w. zu einem eigentlichen Wald von Masten, der sich in fein gezackten Linien in den blauen Aether emporhebt; hie und da durch den markigen Strich eines dickleibigen Schlotes unterbrochen, aus dem weisse und schwarze Wolken in zierlichen Windungen und Verflechtungen emporqualmen. — Einwärts, vor der ersten Häuserreihe sind in langen Reihen die Express- und die Job-Wagen aller Art nebst Kutschen, Einspännern, Hôtelequipagen nach verschiedenster Construction aufgestellt; mit ihnen rivalisiren die Mammuth-Omnibusse der Pferd-Eisenbahn, die in regelmässigen Intervallen von den bezeichneten Sammelpunkten abgehen. Ueberall reges, lautes, buntes Leben. Auf den

Uferterrassen bewegt sich ununterbrochen der Verkehr mit Gütern; hier befinden sich grosse Lager von Backsteinen, zu vielen Tausenden übereinander geschichtet, von Bausteinen, von Bauholz, von Steinkohlen und Brennholz u. s. w., ferner grosse Vorräthe von Landesprodukten aller Art, als sprechendes Zeugniss für den grossen Reichthum des Landes.

Um davon einen Begriff zu geben, wurden beispielsweise im Februar 1867 dreissigtausend Quarters californischer Weizen nach England verschifft! Die Weizenkultur steht in Californien überhaupt in hohem Flor; man schlägt sie auf eine Million Acres an und ihre Produktion auf durchschnittlich vierthalb Millionen Quarters per Jahr. Im zweiten Quartal von 1867 stieg der Werth der gesammten Agrikulturproduktion dieses Staates auf fünfzig Millionen Dollars. Was den Hafenverkehr von San Francisco im Allgemeinen anbelangt, so gibt die nachstehende authentische Notiz darüber folgenden Aufschluss: In den ersten sechs Monaten von 1867 sind im Hafen von San Francisco 1144 Schiffe eingelaufen, wovon 885 von der Pacific-Küste, 65 von der Westküste des Atlantischen Meeres und 194 von weiter gelegenen Häfen. Diese letztern vertheilen sich wie folgt und stellen sich gegen den Verkehr gleicher Epoche in den beiden vorangegangenen Jahren:

	1867.		1866.		1865.	
Von	Schiffe.	Tonnengehalt.	Schiffe.	Tonnengehalt.	Schiffe.	Tonnengehalt.
Atlantischen Häfen .	65	67,352	43	50,060	48	50,195
Grossbritannien . . .	13	9,271	13	9,113	15	8,845
Frankreich	5	2,796	8	3,851	5	2,213
Deutschland	2	374	4	1,315	4	1,451
China	13	17,828	22	14,356	17	12,412
den Hawaïschen Ins	21	6.712	23	10,049	21	6.990
den Philippinen-Ins.	6	3.634	8	4,314	4	3,263
den Malaya-Inseln .	2	673	1	337	1	359
Rio de Janeiro . . .	3	585	3	864	1	450
Total . . .	130	109,225	125	94,261	67	86,498

An Fracht wurde bezahlt für Segler und Panama-Dampfer für Schiffe von:

	1867:	1866:	1865:
Atlantischen Häfen	$ 1,553,819;	$ 1.295,961;	$ 1,920,932
Fremden Häfen	„ 668,510;	„ 938,070;	„ 813,585
für Panama-Dampfer	„ 1,016.473;	„ 309,223;	„ 887,783
Total	$ 3,238,802;	$ 2,043,254;	$ 3,622,300

Der Verkehr ausländischer Güter, den die Dampfboote vermittelt haben, beträgt 79,300 Tonnen und der veranschlagte Werth der von New-York über Panama geleiteten Güter $ 15,750,000. Die um das Cap Horn geführten Güter beliefen sich auf 106,200 Tonnen, einschliesslich 32,800 Tonnen Steinkohlen. Für inländische Ladungen auf Seglern verschifft, wurde ein Frachtbetrag von 2,222,300 Dollars ausgelegt.

In neuerer Zeit bewegte sich der Export mehr in Agrikultur und Landesprodukten. So fällt auf den in der ersten Hälfte des Jahres 1867 exportirten Gesammtwerth von 10,130,500 Dollars die Summe von 7,764,360 Dollars auf Bodenerzeugnisse; letztere betragen daher 76 Procent vom Total-Werth der Ausfuhr, gegen blos 67 Procent im vorangegangenen Jahr 1866. Der Total-Werth der verschifften Güter vom ersten Juli 1866 an bis zum dreissigsten Juni 1867 beziffert sich auf 19,367,647 Dollars; in diesem Posten erscheinen die Landesprodukte mit 14,126,434 Dollars; unter letztern spielen die Artikel Weizen und Mehl die Hauptrolle, indem sie circa 75 Procent davon ausmachen.

An Gold wurde in den sechs ersten Monaten von 1867 für die Summe von 20,805,000 Dollars gegen 20,409,000 Dollars in dem gleichen Zeitraum von 1866 verschifft. Der Gesammtexport vom Fiscaljahr vom ersten Juli 1866 bis dreissigsten Juni 1867 beträgt 41,761,560 Dollars.

Was den Personen-Verkehr anbelangt, so sind in der ersten Hälfte vom Jahr 1867 im Hafen von San Francisco auf dem Seeweg durch die Golden Gate

17,016 Passagiere eingetroffen und dagegen 9,164 abgegangen; also mehr Import: 7,852. In der gleichen Epoche von 1866 bezifferte sich dieser Verkehr auf 13,018 angekommene und auf 11,064 abgegangene Passagiere. Von obigen Passagieren treffen 12,782 Ankömmlinge und 7,726 Abgegangene für die New-York-Panama-Route. Aus China wanderten in diesem Zeitraum 2,521 Personen ein und 820 gingen dahin aus.

Die Einnahmen an Internal-Revenue-Taxen (Zöllen) beträgt für's Fiscal-Jahr ersten Juli 1866 bis dreissigsten Juni 1867 5,148,317 Dollars. Diejenige des vorangegangenen Jahres dagegen 3,310,572 Dollars.

Doch lassen wir diese dürren Ziffern und retten wir uns wieder in's farbenreiche, frische Leben, das uns rings umwogt. Alles drängt an den nächsten Warft. Ein mächtiger Panama-Dampfer steht zur Abfahrt bereit, die Segel sind aufgehisst. Dem Schlot entsteigt eine wirbelnde Rauchwolke. Das Bord wimmelt von Passagieren, Matrosen und befehlenden Offizieren. Die letzten Waaren und Effecten werden herübergeschafft. Die Brücke fällt. Die Treppe wird aufgezogen. Ein Kanonenschuss rollt dröhnend über die Fluthen. Die Räder setzen sich in Bewegung, erst langsam und dann immer schneller entfernt sich der Coloss vom Ufer.

Tücher wehen — manche Thräne mag rinnen — manches Herz bluten. — Mancher mag auch einen grollenden Blick werfen an's fliehende Gestade, über getäuschte Hoffnungen! —

Lustig und unverdrossen hämmern und fügen in unmittelbarer Nähe flinke Zimmerleute am Gerippe eines im Bau begriffenen Schiffes, was geht diese das Scheiden des Panama-Dampfers an! — was der Weltschmerz, dem dieser und jener nachhängen mag! — In San Francisco schaut eben ein Jeder für sich. Neben dem neuen Kasten werden alte ausgeflickt, frisch eingetheert und alte Wunden glänzend übertüncht. Wir sind am Südwestend der Stadt, wo eine lange hölzerne Brücke

über die Mission-Bay gebaut ist; ein besuchter Spaziergang für die edlen San Franciscaner und San Franciscanerinnen, namentlich bei hellen Mondnächten.

Im Westen lacht uns das freundliche Portrero entgegen, mit den blendend weiss angestricheuen Holzhäuschen, die über den grünen Hügel zwischen Büsche und Bäume eingestreut sind, — mitten unter ihnen streben hohe Kamine, die Minarets der Neuzeit, in die zitternde blaue Luft und markiren die dort angelegten Glashütten. Nach Südost schweift der Blick über die Bay zu den Bergen der Coastrange, die in blauvioletten Tinten über den saftiggrünen Geländen der zur Bucht neigenden Küste sich erheben. Ja die Longbridge ist eine wunderliebliche Promenade; die San Franciscaner-Bummler haben volles Recht, stolz darauf zu sein. — Steigen wir nun gegen den Southpark. — Links und rechts unseres Weges liegen an den sanften Hügelterrassen schmucke Landhäuser mitten in wohlgepflegten Gärten. In allen diesen Gärten sieht man bei jedem Luftzug die klappernden Flügel von Windmühlen in rotirender Bewegung. Diese Windmühlen, in Form von hübschen Pavillons, mit Balkonen und Wendeltreppen versehen, dienen zum Bewässern der Gartenanlagen. Unter ihnen befindet sich ein Sodbrunnen. Die Windflügel setzen die Pumpe in Bewegung und heben das Wasser in ein Reservoir. An dieses Reservoir werden Schläuche angeschraubt und so die Bewässerung auf zweckmässige Weise vollzogen. Diese Einrichtung sah ich auf meinen vielen Wanderungen nur in San Francisco; ich kann jedoch solche als sehr praktisch zu weiterer Nutzanwendung anempfehlen.

Viele dieser Gärten gehören reichen Israeliten an. Die jüdische Race, namentlich die deutsch-polnische, ist in San Francisco sehr stark vertreten und hat sich da breit gemacht, im wahren Sinne des Wortes. Eines muss man diesen Leuten lassen, sie unterstützen sich gegenseitig weit mehr, als die Brüder in Christo, und

suchen mit allen Mitteln und Opfern den Schwächern, die sich unter ihnen befinden, aufzuhelfen.

Die erste geschlossene Strasse, in die wir einlenken, ist die First-Street. Hier hausen die Handwerker und die Gewerbsleute. Lustig summen und schnurren die Räder, das Klopfen, Hämmern und Pochen von links und von rechts nimmt kein Ende. Bald ist es das dumpfe, taktmässige der Holzarbeiter; bald das grelle, Herz und Nieren erschütternde der Kupfer- und Eisenschläger. Hier Maschinenfabriken, dort Giessereien, weiter sind es Wagen- und Möbelwerkstätten. Kurz, hier ist die Arbeit Trumpf und hier feiert das Genie seine Siege. Ruhiger sind die quer durchschneidenden Folsom-, Mission- und Howart-Street, wo sich etliche Gotteshäuser, verschiedenen Confessionen angehörend, und mehrere Schulen befinden. Der Kirchen San Francisco's, deren Zahl auf 46 steigt, ist schon im zweiten Kapitel Erwähnung gethan worden. Sprechen wir nun ein Wort von den Schulen.

San Francisco ist stolz auf seine Schulen und darf es mit allem Recht sein, denn es hat solche mit einer wahren Munificenz und mit hervorragender Liberalität gegründet und dotirt. Im Rechnungsjahr 1867 hat die Staatsbehörde eine Summe von $ 209,874. 75 Cents für das Erziehungswesen ausgegeben und aus dieser Summe 120 Lehrer an öffentlichen Schulen besoldet. Der Gehalt dieser letztern varirt zwischen 600 bis 2500 Dollars jährlich. Die für das Erziehungsdepartement reservirten Einnahmen betrugen in der gleichen Jahresfrist 320,000 Dollars und der Ueberschuss wird consequent zur Verbesserung der frühern Einrichtungen und zur Erstellung neuer Schulen verwendet. Die in letzter Zeit errichteten Schulhäuser sind sehr geräumig und elegant gebaut. Die einfachsten derselben repräsentiren einen Werth von 100,000 Dollars, andere einen solchen von 250,000 Dollars.

Neben diesen öffentlichen Schulen bestehen sieben

grössere Privat-Institute. Diese verschiedenen Lehranstalten werden von circa viertausend Schülern besucht. Hierunter sind jedoch die zwölf von der katholischen Bevölkerung gegründeten Schulen und Seminarien nicht inbegriffen, welche einzig eine Zahl von 3400 Schülern fassen. Die hervorragendste der ersteren Lehranstalten ist das City-College (Stadt-Collegium), welches neben einer humanistischen Vorbildung, namentlich die exacten Wissenschaften pflegt. Demselben ist ein vorzügliches chemisches Laboratorium beigegeben, wo in hervorragender Weise Experimental-Curse über Mineralogie, die Scheidekunst und das Minenfach gegeben werden. Schliesslich erwähnen wir der University-School, einer Hochschule, wo die jungen Leute volle Ausbildung in allen höheren Fächern geniessen, in welchen namentlich höhere Staatsbeamte, Diplomaten u. s. w. ausgebildet werden. — Diese Notiz, aus zuverlässigen Quellen geschöpft, dürfte Manchen überraschen, der gewöhnt ist, das amerikanische Volk nur als materielle Dollarsjäger zu betrachten.

Ausserordentlich blüht auch in diesem jungen Gemeinde-Wesen das Vereinsleben. Neben den beiden sehr zahlreichen Brüderschaften, der Freimaurer und Odd-Fellows (Sonderlinge) besitzt San Francisco sechzig diverse Corporationen von ganz verschiedenem Charakter. Unter den wissenschaftlichen sind hervorragend die California-Academy für Naturwissenschaften und die deutsche naturforschende Gesellschaft. An diese reihen sich Vereine an, wie das mechanische Institut, die California-Pioniere u. s. w. Unter den gemeinnützigen Instituten heben wir das protestantische Waisen-Asyl hervor, welches im Jahr 1854 mit dreissigtausend Dollars gegründet wurde und das gegenwärtig für die Aufnahme von 250 Waisen eingerichtet ist.

Diesem gegenüber besteht das römisch-katholische Waisen-Institut mit hunderttausend Dollars dotirt, das bis fünfhundert Kinder aufnehmen kann. Ferner die

Frauenschutz - Gesellschaft (Ladies - Protection). Die eigentliche gemeinnützige Gesellschaft. Die Seemanns-Freunde (Seeman's-Friend-Society). Die Gesellschaft zum Schutz der Sträflinge, u. s. w. Ausser vorgenannten Gesellschaften fällt eine grosse Zahl auf Landsmannschaften, die neben gesellschaftlichen Zwecken auch Wohlthätigkeitsanstalten mit verbiuden und die darauf angelegt sind, einen gewissen Zusammenhang unter den verschiedenen expatriirten Landsleuten zu fördern. Neben diesen von Partikularen gehegten Anstalten sind von der Stadtbehörde noch eine Anzahl öffentlicher Wohlthätigkeits-Institute gegründet worden; so z. B. fünf Spitäler, das eine, das County-Hospital, dessen Kosten jährlich sechzigtausend Dollars betragen und welches neben seinen Heilzwecken die unentgeltliche Begräbniss unbemittelter Verstorbenen besorgt. Das andere hervorragende ist das United-States-Marine-Hospital, welches durchschnittlich hundert Kranke verpflegt, und ein drittes, das Alameda-Park-Asylum, für Geisteskranke gegründet.

Die Brüderschaften und Gesellschaften San Francisco's haben weit mehr, als dies in Europa geschieht, einen öffentlichen Character. Eine Jede hält im Verlauf des Jahres ihre verschiedenen Umzüge, bei welchen die betreffenden Insignien und Auszeichnungen zur Schau getragen werden; letzteres ist auch bei Beerdigungen von Vereinsgenossen der Fall. So ziehen die Freimaurer mit ihren seidenen Schürzen, mit Hammer und Winkelmass aus, ebenso die Odd-Fellows. Die Beerdigungen, da wir eben von diesen sprechen, werden mit grossem Pomp abgehalten.

Die Leichenzüge sind meist durch ein Musikkorps eröffnet, das während dem Geleite seine Trauermelodien abspielt. Hinter ihm folgt der mit hohen, schwankenden Federbüschen gezierte Leichenwagen. Diesem zunächst die Vereinsbrüder im Ornat; hinter ihnen die nächsten Anverwandten in zweispännigen Trauerwagen und den Schluss bilden Freunde und Bekannte zu Pferd.

Die Begräbnissplätze gehören, in Abweichung von unsern Sitten, meist Partikulargesellschaften an, welche sich für jedes geöffnete Grab bezahlen lassen und in deren Interesse es liegt, ihre Gottesäcker schön zu pflegen, um sie ihren Kunden angenehm zu machen. —

Unvermerkt sind wir in Marketstreet angelangt, da heisst es nun wieder aufgepasst. Die Marketstreet bahnt sich quer, einem breiten Strome gleich, durch zwei grosse Stadttheile und bildet unbedingt die Hauptader des gesammten Verkehrs. Sie hat wenigstens die doppelte Breite der übrigen Strassen und daher Raum genug für die sie in ihrer ganzen Länge durchziehende Pferde-Eisenbahn. Vor der Anlegung dieser letztern machte eine freilaufende Strassenlokomotive den Omnibusdienst. Sie musste jedoch in Folge der öfter eingetretenen Unglücksfälle, die namentlich durch das Scheuwerden von Pferden entstanden, wieder beseitigt werden.

Lenken wir nun in die Montgomerystreet ein; da finden wir den Styl einer grossen Residenz; sie könnte ebensowohl von Paris als von Petersburg, wie sie geht und steht, importirt worden sein. Vom südlichen Theil aufwärts lehnt ein grossartiges Magazin an das andere, die durch luxuriöse Einrichtung und elegante Ausstaffirung auf Leben und Tod mit einander rivalisiren. Mit diesen Stores, in denen die Industrie-Produkte aller Nationen prangen, wechseln elegante Café's und Restaurants ab. —

Den nördlichen Theil der Montgomerystreet nehmen mehr die grössern Comptoirs der verschiedenen Compagnien ein; diejenigen der Assekuranzgesellschaften, der Wasserversorgung, der Gasanstalt, der grossen Bank-, Express-, Broker- (Mäckler-) und Importgeschäfte. Hauptstrassen von Residenzen bieten durch ihre Bauart sowohl, als durch das Verkehrsleben, das sie durchströmt, jeweilen einen besonderen Reiz; nirgends findet sich das Strassenleben bunter gemischt, als in grossen Seestädten; aber San Francisco überbietet im Verkehr

seiner Montgomerystreet Alles, was Residenzleben und Seestadtleben vereint, irgendwo an den Tag legen. Nirgends mehr Bewegtheit und Lebendigkeit, nirgends eine so interessante Mischung von Typen aller Volksstämme; weder in Paris, noch in London, noch in New-York, noch in Peking fliesst der Menschenstrom in so interessanter und bilderreicher Mischung. —

Vorerst überrascht die reiche Auswahl von Fuhrwerken, welche Menschen und Dinge fördern und die mit fieberhafter Lebendigkeit, wie die Nadeln einer Strickmaschine vom frühen Morgen bis tief in die Nacht durcheinander sich verflechten. Express- und Job-Wagen, Kutschen, Korbwagen, Buggys, Backs and Cabs, und wie die verschiedenen Vehikel alle heissen, zwängen sich in lebhaftem Trab durch die Frachtwagen, die Möbel-, Groceries-, Bier-, Fleisch-, Gemüse- und Wasserkarren hindurch; und mitten in diesem Gewimmel pirouettiren elegante Herren und Damen zu Pferd. Auf den breiten Trottoirs, die theils mit Asphalt, theils mit Holz belegt sind, treibt in hohen Wogen der Menschenstrom. Menschen aller Farben und Raçen. In hastigem Ernst geht der unterkinnbärtige Tried-up-Yankee seinem Business nach, ohne nach links, ohne nach rechts zu schauen. Um so mehr Interesse nehmen die nach neuester Pariser Mode gekleideten schmächtigen Ladies an Allem was sich bewegt und nicht bewegt. Es ist ihre Lieblingsbeschäftigung, von einem Prachtmagazin in's andere zu schwänzeln und sich das neuste von Stoffen, Shawls, Bändern und Bijouterie vorlegen zu lassen; zu markten und einzuhandeln, entweder für eigenen Gebrauch, oder um eine treue Freundin damit zu überluxen; denn der Spekulationsgeist der San Franciscanerinnen ist berühmt; er soll denjenigen ihrer raffinirten Herren Ehegemahlen noch weit überragen. Berühmt, tragisch berühmt ist auch ihre Sucht zum Depensiren; sie ist der Schrecken der Heirathslustigen, die Noth der Verheiratheten!

Da kommen in lebhaftem Gespräch mit ebenso leb-

haften Gesten zwei Franzosen daher und streifen etwas unsanft an dem hochgebauten, breitschultrigen Engländer vorbei, werden aber noch unsanfter vom Gemüsekorb einer korpulenten Irländerin berührt, die mit geröthetem, aufgedunsenem Gesicht kühn daherschreitet. Die Deutschen, die daher trollen, sehen bald amerikanisch, bald englisch aus, nur nicht charakteristisch deutsch; deutsch sind dagegen ihre Gattinnen geblieben, die überhaupt das edle Element unter den San Franciscanerinnen bilden und die durch ihre Einfachheit und Sittsamkeit sehr vortheilhaft aus der ganzen californischen Damenwelt hervorleuchten. Mit tappigem Schritt bricht sich der lasttragende Neger Bahn; mit etwas gezwungener Eleganz die Vornehmen der gleichen Raçe, während Negerinnen und Mulatinnen bolzgerade mit tuchumwundenem Haupt majestätisch einherwandeln Ungemüthlicher verfolgt ein whiskybeduselter Irländer seine Schlangenwindungen und wird links von einem Russen, rechts von einem Schweden beellenbogt. Stolz und mit unverkennbarer Grazie schreitet in schmucker Gewandung der sonnverbrannte Mexikaner einher. Schleichend, mit kurzen Schritten, auf dicken Filzsohlen, der bezopfte kleine Chinese; hinter ihm, Hand in Hand, ein paar winzige Coulisweibchen in kurzen Röckchen und weiten Hosen, und zwinkern mit ihren schräg geschlitzten Augen nach links und nach rechts über die eingeplattete Nase hinweg. Dieser Carneval belebt San Francisco volle 365 Tage im Jahr und jeder Tag bringt ihn in neuen Gruppirungen und neuen Bildern.

Alsgemach sind wir bis zum nördlichen Theil der Montgomerystreet vorgedrungen. Gruppen von Handelsleuten und Spekulanten finden sich haufenweise zusammengeschaart, in eifrigem Gespräche und Handeln begriffen. Ganze Schiffsladungen werden verkauft, Häuser und Grundstücke vertauscht, Actien von Minen, von Wasserunternehmungen, von Eisenbahnen werden zum Verkauf angeboten. Jedermann ist gespannt, Jedermann

notirt und bald wirft sich die Woge auf das Heruntertreiben, bald auf das Steigen der Shares und der Stocks.

Dieser Stadttheil ist das eigentliche Geschäftsquartier, da hat der Gold- und Papierhandel seinen Hauptsitz; hört? — doch es werden weder meine Stocks von Austin, noch diejenigen von Meadowlake-City aufgerufen und so setzen wir ruhig unsere Wanderung weiter fort. — Wir biegen in eine rechtwinklig einschneidende Strasse ein und kommen in's alte San Francisco, das aus grossen und kleinen Gebäulichkeiten zusammengestellt ist; die einen aus Stein, andere aus Eisen, dritte aus rohen Backsteinen und zwischen hinein noch einzelne von Holz. Letztern ist jedoch von der Municipalität der Tod geschworen; es dürfen im Innern der Stadt keine Holzhäuser mehr gebaut und die bestehenden müssen nach und nach in weniger feuergefährliche umgewandelt werden. —

Hier wird zweimal wöchentlich auctionirt. Das Auctioniren ist im nordamerikanischen Handel sehr gebräuchlich, obschon es auf den ruhigen und geordneten Gang des Handels im Allgemeinen sehr ungünstig einwirkt. Denn wehe dem Consignirenden, wenn seine in guten Treuen abgesandten Waaren hier unter den Hammer kommen — sie werden losgeschlagen, aber oft zu Preisen, die nicht einmal Fracht und Zoll aufwiegen. Aber so bald wird das Auctioniren nicht aus der Mode kommen. Der Yankee liebt das Spiel und die Chance und tröstet sich bei jedem ungünstigen Hammerschlag auf den für ihn sicher in der Zukunft schwebenden günstigen. — Hier sind auch die Libry-stables, Miethkutscher etablirt, welche zum Theil sehr grossartig eingerichtet sind, ganz dazu angethan, jedem gestellten Begehren an Auswahl von Pferden und Equipagen gegen entsprechende Löhnung zu genügen.

Wir stehen vor dem italienischen Opernhaus, wo dreimal wöchentlich und meistens gute Vorstellungen

gegeben werden; am besuchtesten waren damals die Opern von Verdy, da nicht wenig dem Reiz der Neuheit gehuldigt wird. Im Ganzen hatte San Francisco zur Zeit meiner Anwesenheit acht Theater, die in der Regel trotz den etwas hohen Eintrittspreisen gut besucht werden. Die monatlichen Brutto-Einnahmen dieser acht Theater werden durchschnittlich auf zwanzigtausend Dollars angeschlagen. Liebhaber von grossen Balleten und Pantomimen besuchen das Metropolitan-Theater, wo zu meiner Zeit die berühmte Truppe Martinetti-Ravel ihre Vorstellungen gab. Das deutsche Theater war hingegen weniger gut besetzt; es musste sein Repertoir den schwächern Kräften anbequemen, so dass die Leistungen nur mittelmässig waren. Die englische Bühne war besser vertreten, sowohl die klassische, als diejenige der sogenannten Volkstheater. Das Reich China ist auch vertreten, einmal durch seine klassischen Darstellungen von Schauspielen mit 24 Akten und dann namentlich durch seine gymnastische Truppe. In erstern hält es kein vernünftiger Mensch bis an's Ende aus; letzteres bietet dagegen viel Interessantes, da die Chinesen und die Japanesen bekanntlich in der Jongleurkunst alles bisher Dagewesene übertreffen. Neben den Theatern gibt's auch verschiedene Concert-Anstalten, sogenannte Melodions, jedoch meist im Genre der grössern Pariser Café's-chantants, Alcansar, Eldorado u. dgl., worunter das hervorragendste die Bella-Union. Eine beliebte Volksunterhaltung bilden die Ethiopian-Minstrells, Sänger und Musiker, welche als Neger auftreten und die das Publikum in höchst charakteristischer Weise mit Travestien, Lokalpossen und komischen Concerten belustigen. Von diesem Niveau der Ergötzlichkeiten steigen die Gelegenheiten zur Unterhaltung auch noch tiefer hinab.

San Francisco verläugnet als Geschäftsstadt ihren amerikanischen Charakter keineswegs. Die Ankündigungen und Anpreisungen von Geschäftsfunktionen und

Verkaufsartikeln geschehen auf sehr ostensible Weise, nicht nur ellenhoch und grellfarbig aufgetragen, sondern auch eben so gespreizt und schwindelhaft in ihrer Fassung. So zum Beispiel annoncirt sich ein Schwindler: „Hier ist das Kunstatelier des Herrn William Albert Kostley, der sein halbes Leben daran gesetzt hat, um in allen Hauptstädten der Welt den Geschmack aller Nationalitäten gründlich zu studiren und dessen Kunst auf dem Gipfelpunkt steht, dass er jede Individualität der neuesten Mode angemessen, ebenso passend, als hervorragend zu kleiden garantiren kann.“ —

Auf dem Hausschild einer Somnambule steht: „Madame Clara Antonie entschleiert die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft. Sie ertheilt Rath über Spekulationen, Minen, Erze, Prozesse, Reisen, Krankheiten und überhaupt über alle Vorkommnisse im menschlichen Leben, die noch in der Verhüllung des Schicksals liegen. Ihre tiefe Einsicht in die Wissenschaft der Hellseherei und ihre angeborene Gabe der Voraussicht stellen sie auf die höchste Stufe und überragen Alles, was in Paris, London und New-York in ihrer Kunst je versucht worden ist. Seit ihrem Aufenthalt in San Francisco hat sie von allen hervorragenden Persönlichkeiten Besuche erhalten, und sie besitzt von höchster Hand die schmeichelhaftesten Zeugnisse. Consultationen werden geführt in englischer, französischer, deutscher und spanischer Sprache!“ — Nebenbei gesagt ist Madame Clara Antonie nicht die einzige Hellseherin, sie hat noch eine Anzahl von Collegen, weibliche und männliche, welche sich in ihren Ankündigungen geradezu Professoren und Doctoren der Clairvoyance und der Astrologie nennen. Die Amerikaner belustigt jedoch solcher Humbug, und je pomphafter derselbe angebracht ist, desto grösser der Zulauf.

Wenden wir uns zu einem gesunderen Element des San Franciscanerlebens und treten wir in die geräumige Markthalle ein, die luftig und hell aus Stein, Eisen und

Glas konstruirt, alles dasjenige appetitlich und in grosser Auswahl darbietet, was einem gesunden Magen und einem leckern Gaumen munden kann. Da liegen in der Fleischabtheilung auf Marmorbänken die verschiedenen Sorten von Ochsen-, Schaf- und Schweinefleisch; die Riesenbraten, umgeben von den beliebten Stakes und Shopes, in zierlicher Anordnung und reicher Auswahl. Zudem ist in San Francisco das Fleisch sehr billig. Schönes Ochsenfleisch erster Qualität kostet 10 bis 12 Cents das Pfund; Ochsenfleisch zweiter Qualität 7 bis 10 Cents; Kalbfleisch 8 bis 12; Schaffleisch 6 bis 7; Lammfleisch 9 bis 11; Schweinefleisch je nach der Qualität 8 bis 12 Cents. — Ebenso reichhaltig ist das Geflügel-Departement, wo Gänse, Enten, Hühner, Tauben und namentlich die beliebten Truthühner in Tausenden von Exemplaren angeboten werden. Sehr interessant ist der Fischmarkt, wo die der nördlichen Pacific-Küste eigenthümlichen Meerbewohner zur Schau aufliegen. Der gesuchteste unter allen ist der Big-Basse. Dann folgen die California-Mackerels, welche ebensowohl frisch als eingesalzen genossen werden. Die Sea-Trout, eine sehr beliebte Species, von etwa anderthalb Fuss Länge, schwarz gefleckt auf hellem Grund. Der sehr eigenthümlich geformte Cod-Fish. Der Pacific-Tom, welcher in grosser Zahl in der Bay gefangen wird. Der Salm, der sich in Frühjahr- und Spätjahrsalm unterscheidet; vom erstern werden Exemplare bis zu sechzig Pfund schwer gefangen; wie im Norden von Europa streichen sie zur Laichzeit vom Meer flussaufwärts. Endlich spielt der Häring, der in zwei Species auftritt, eine nicht unbedeutende Rolle in der Fischwelt.

An die Fische reihen sich die Schildkröten, die Seekrebse (Lobsters), die Krabben und die Muschelthiere. Schildkröten-Suppe gilt auch in San Francisco als Leckerbissen und den Austern wird nicht minder Aufmerksamkeit geschenkt, als irgendwo. Man unterscheidet sie in Rock-Cystus, Softshall-clams und Hardshall-clams. Die

der Küste San Francisco's eigenthümliche Species ist klein und fein und zeichnet sich durch ihren Wohlgeschmack aus, sie ist aber bereits selten geworden, was die Austernlieferanten veranlasst hat, grössere Sorten aus dem Norden in das Bassin der San Francisco-Bay zu verpflanzen, wo sie gut gedeihen.

Wenn die Ausstellung der animalischen Lebensmittel dazu angethan ist, den aufmerksamen Beobachter vollständig zu befriedigen, so ist dies beim Gemüse- und Früchtemarkt in noch höherem Grad der Fall. Es bietet derselbe Jahr aus Jahr ein eine Fülle von Produkten und vereinigt dabei diejenigen der gemässigten Zone mit denjenigen der tropischen. Hier prächtige Kartoffeln, Sweet Potatoes, Rüben, Kohl aller Sorten, Artischocken, Spargeln, Schotenfrüchte, Piment, Tomaten u. s. w., dort Orangen, Ananas, Bananen, Cocosnüsse, Weintrauben, Pfirsiche, Erdbeeren, Birnen, Aepfel, Melonen und anderes mehr, und zwar alle diese Früchte in den gesuchtesten Sorten und in schönster Ausbildung. Auch sind dieselben eingemacht in Gläsern und Blechkannen zu haben, die einen in Oel, andere in Essig als Zugemüse bereitet, und eine weitere Sorte in Zucker eingemacht, als Confituren. Wo so grosse Mannigfaltigkeit und Auswahl geboten wird, verfeinert sich auch der Geschmack der Consumirenden, darum kein Wunder über das ebenso reiche, als mannigfaltige Sortiment von Ess- und Erfrischungslokalen, worunter ganz besonders die Gentlemen's- and Ladie's-Refreshment-Saloons hervorragen. Was alles die Gastronomie feines und ausgesuchtes erdacht und entdeckt hat, das ist hier gegen gutes Geld zu haben. Diners unter einem Dollars werden gar nicht verabreicht, dagegen solche von 15 und 20 Dollars per Kopf, wenn ein Millionär von gestern Freunde und Freundinnen traktiren will.

Allerdings geht es mit den Restaurationen von diesem Höhepunkt stufenweise herunter, bis zur eigentlichen Volksküche. Zu einem halben Dollars lässt sich übri-

gens für ordentliche Leute eine gute Mahlzeit halten; in sauberem Lokal und mit guter Bedienung bekommt man seine Suppe, vier Fleischplatten mit Gemüse, und dazu eine halbe Flasche Claret nebst schwarzem Kaffee. — Billiger lebt man in keiner der grösseren europäischen Städte.

Will man San Francisco aus der Vogelperspective überblicken, so besteige man den im nördlichen Theile der Stadt gelegenen Telegraph-Hill, welcher nach der Küstenmessung der Vereinigten Staaten im Jahre 1855 genau im 37° 21′ 50″ nördlicher Breite und im 122° 21′ 50″ Länge westlich von Greenwich liegt. Dort hat man das ganze Häusermeer zu seinen Füssen, das sich dem Strand entlang und über die Hügel verbreitet, und aus dem sich die geradlinigen neuen Strassen, die Würfel der Squares und die verworrenen Windungen der ältern Stadt wie Mosaik-Zeichnung in das Massiv der flachen Dachungen einschneiden, welch letztere von unzähligen Kaminen, Thürmen, Masten und Wimpeln überragt sind; dann um die Stadt herum die ganze Rundschau über die Bay und die malerische Umgebung.

Will man das Stadtleben in seinem vollen Glanz und in seiner höchsten Strömung geniessen, so mache man bei schönem Wetter, Abends, wenn die Kühle eingetreten ist und die Stadt in brillanter Gasbeleuchtung schimmert, einen Gang durch die Hauptstrassen Montgomery und Kearny. Das grosse Geschäft ist dann geschlossen, die Fabriken, die Werkstätten und Baustellen sind verlassen, das Transportfuhrwerk hat sich vermindert und an die Stelle der Geschäftsspeed ist das eigentliche Volksleben getreten. Reich und Arm ist in den Strassen, die Ladies in reicher Toilette am Arm ihrer Beschützer, jene Glühwurmnaturen, die absolut glänzen müssen. Die gesammte elegante und nicht elegante Jugend der vielen Comptoirs, der Arbeiter im langen Rock mit Filz- oder Tuchhut; denn in Californien ist die Blouse beim Arbeitsmann eine verpönte Tracht.

Während der Arbeit steckt er im bunten Flanellhemd, nach der Arbeit geht er mit Tuchrock und Sonntagshut aus. Alles spaziert, kritisirt, gesticulirt, jeder sucht seiner eigenen Persönlichkeit Relief zu geben. Man hält sich an den Schaufenstern der Prachtmagazine auf, beguckt die zierlich geordneten Waaren, lorgnettirt die Verkäuferinnen und die Käuferinnen. Die kleine Industrie macht den grösseren Lärm. Ueberall an den Strassenecken sind Verkaufstische errichtet, Tombolas, kleine Auctionen, Wunderdoctoren stehen hinter ihren Quacksalbertöpfen und suchen mit amerikanischer Zungengeläufigkeit die Menge zu bethören. Auch fehlen die Professionsbettler nicht, die mit beharrlichem Stoicismus immer dieselbe Stelle im gleichen zerfetzten Costum einnehmen, ebenfalls nicht die Savoyschen Orgeldreher, die dort wie in der ganzen Welt im olivsammtnen Wamms und mit ihren gleichen indolenten Physiognomien die Meisterstücke der italienischen Künstler ableiern. Man behauptet sogar, dass sie von Gesellschaften expatriirt werden und für Rechnung solcher zu leiern haben. —

Man schliesst sich dieser oder jener Gruppe an, man lacht mit, man findet seine Bekannten und trifft Abrede, wie man den Abend zusammen verleben will, im Theater, in einem Lustgarten, oder in der dramatischen Halle, wo der Club Fidelia sich produeirt, dessen komische Darstellungen, Deklamationen und einzelne Produktionen man bei einem Glas Bier geniessen kann. Scheint dazu noch der klare Mond mitten in die lauen Sommernächte hinein, so wird des Spazierens kein Ende; alle Miethwagen sind besetzt und draussen in den Sommerwirthschaften herrscht reges Leben.

Eine andere Art Volksleben geringerer Art entwickelt sich im nördlichen Theile der Kearnystreet. Dort befinden sich eine Menge von Judenboutiken (Cheap-John-Stores); Trödlerläden (Second-handshops), Wirthschaften, Schnapsbuden. Dort drängt sich das gemeine Volk, Arbeiter, Soldaten und Seeleute. Ueberall Lärm,

überall Musik. Am lautesten schreien die Schacherjuden, die in ihren offenen Buden stehen und die Menge heranlocken. In einem und demselben Lokale stehen oft ein halbes Dutzend solcher Kerls, die im Chorus ihre Waaren ausrufen, dann miteinander markten, oder unter sich die Preise steigern und sich dabei mit schlechten Witzen überbieten. Eine Treppe abwärts führt nach den Trinkhallen, wo zudringliche Wirthe und noch zudringlichere Mädchen den Leuten das Geld ablocken. In einzelnen Lokalen wird musizirt und mit Hurti-Gurtis getanzt, die für ihren Erwerb sich tanzlustigen Burschen anbieten. — Auch im Chinesen-Quartier herrscht lautes Leben. Schon von weitem tönt toller Lärm von Schlag-Instrumenten auf Holz und Kupfer, und ohrenzerreissendes Katzengeheul entgegen; es sind Einladungen in die Theater des himmlischen Reichs, Jongleurs-, Saloons- und Marionetten-Spiele. Die letztern, die allerdings ausserordentlich possierlich sind, werden von den bezopften Herrschaften am meisten frequentirt. So sucht und findet ein Jeder nach des Tages strammer Arbeit nach seiner Art und Gewohnheit Erholung uud Ergötzlichkeit. Für den Politiker und den Phylantropen ist ebenfalls gesorgt, denn täglich bringen die Zeitungen lange Anzeigen über Vereinsversammlungen, wie diejenigen für den District-Democratie-Club; the Laborers-Protective- and Benevolent-Association; — the Imigration-Aid-Association; — the City-Central-Homestad-Association; — the society of California-Pioneers; — Freemasons; — Odd-Fellows; — Druiden; — German Rifles-Company; — Jackson-Dragoons; — St. Marys Temperance-Benevolent- and library-Association; — Allen-circle; — circle of the Fenian-Brotherhood; — Pacific-Base-Ball-Club u. s. w. — welche Versammlungen alle ihre Besucher finden.

Guten Fussgängern bietet die reizende Umgebung die lohnendsten Aussichtspunkte. Nach all' den in meiner Rundschau erwähnten Höhen werden Touren unter-

nommen und die dortigen Schweizer sind nicht die letzten dabei. Einer der pittoresken Ausflüge bietet der Landweg gegen die Golden Gate nach dem Cliffhouse und nach dem Oceanhouse, wo man auf den Scheitel der Felswand gelangt, welcher schroff gegen das Meer abstürzt, an deren Fuss sich die Wogen mit wildem Dröhnen brechen. — Grossartiger Ausblick auf das unendlich weite Becken des stillen Oceans und wiederum nie ermüdendes Schauspiel auf die am felsigen Strand und an zackigen Klippen emporschäumende Brandung. Zu letzterm gesellt sich das Spiel ganzer Schaaren von Robben, die sich auf einzelnen Klippen sonnen, die Welt um sich herum verwundert anglotzen und dann wiederum plötzlich in die Wellen tauchen.

Ich hatte mir in San Francisco Arbeit verschafft, zwar nicht diejenige, die ich mir gewünscht; sie bot mir jedoch ein ordentliches Auskommen und so musste ich mich wohl oder übel darein bequemen. — Die Leute, an die ich empfohlen war und die mich vor drei Jahren bei meiner Ankunft als junger Gentlemen sehr freundlich in ihre Salons und an ihre Tafel geladen hatten, suchte ich wieder auf, namentlich um durch ihre Connexionen die gewünschte Bethätigung zu erhalten. — Aber ein von den Minen Zurückgekehrter, der dort nicht seine Dollars gemacht hat, den sieht man über die Achsel an. So ging's auch mir, man versprach wohl, an mich zu denken, aber ich merkte gleich, dass grosser Ernst dazu nicht vorhanden sei, und dass ich mich auf mein eigenes Ich stützen müsse.

Die äusseren Auspicien waren auch nicht günstig; fortdauernde Ueberfüllung von Geschäftsuchenden, dazu ein sehr regnerischer Winter, so dass alle grossen Flüsse aus ihren Ufern traten und Verwüstungen anrichteten; man war namentlich sehr für Sacramento-City besorgt. So war ich denn wieder ohne Christbaum und ohne weitere Abwechslung in ein neues Jahr eingerückt.

Der Eintritt in das chinesische Neujahr, das mit dem

zweiten Februar anfängt, geschah auf geräuschvollere Weise. — Das Neujahr ist bei den Chinesen das Hauptfest, während drei Tagen wird gefeiert bei den Reichen wie bei den Armen. Wenn sie das ganze Jahr hindurch in Schmutz und Unrath sich behaglich finden, so muss auf's Neujahr radikal gesäubert werden, in Haus und Kleidung; weder Kosten noch Mühe werden gespart, bis alles blink und blank herausgeputzt und so zu sagen der Haushalt mit Schiff und Geschirr erneut ist. Während dieser Festzeit stecken sich die Chinesen in ihre schönsten Feierkleider und stolziren in den Strassen herum. Treffen sie Bekannte, so wechseln sie unter tiefen Bücklingen, wobei ihr Haupt beinahe die Erde berührt, und unter ceremoniellen Gesten gegenseitig ihre Glückwünsche aus.

Ihr grösstes Vergnügen bei der Neujahrsfeier ist das Abbrennen von Feuerwerk, namentlich von so genannten Fire-crakers. — Es sind dies lange Ketten von einer Art Schwärmer, die von den Balkonen bis herab in die Strassen reichen und deren einzelne Glieder langsam nacheinander abbrennen und dabei unter starkem Knallen platzen.

Nun denke man sich ganze Strassenlängen und auf jedem Balkon, oder wenn keiner vorhanden ist, auf jeder Dachzinne, ein paar Chinesen mit solchen puffenden Knallkränzen; so kann man sich von dem Heidenlärm, der verführt wird, einen Begriff machen. Es hört sich gerade an, wie ein Regiment Infanterie im Rottenfeuer, und das dauert, wie gesagt, drei Tage. — Sie können es als eine besondere Gunst betrachten, dass man sie gewähren lässt, denn die Feuerpolizei ist sonst streng und namentlich auch sehr gut organisirt. Das ganze Stadtareal ist in etwa hundert Feuerquartiere eingetheilt, wovon ein jedes seine Nummer trägt. Die Eintheilung und das Verzeichniss derselben ist in jedem öffentlichen Lokale aufgeklebt, zudem ist es allen Haus- und Taschenkalendern beigegeben, so dass jeder Einwohner mehr

oder weniger darüber orientirt ist. Diese Feuerquartiere sind alle mit dem Hauptposten, der im Centralpunkt der Stadt liegt, in telegraphische Verbindung gesetzt. Bricht nun irgendwo Feuer aus, so wird dem Hauptposten augenblicklich die betreffende Quartier-Nummer aufgegeben, dieser lässt die Nummer durch die grosse Feuerglocke repetiren. Brennt es in Quartier 67, so wird zuerst die Zahl 6 und dann nach einer kleinen Pause die Zahl 7 angeschlagen. Diese Zeichen werden so lange wiederholt, als noch grössere Gefahr vorhanden ist. Jedermann ist dadurch in kürzester Zeit von der Katastrophe in Kenntniss gesetzt. Alsobald macht sich die Feuerwehr auf die Beine; die Dampfspritzen stehen stets angespannt zu sofortiger Verwendung bereit und auf's erste Signal wird abgefahren. Da heisst es Platz gemacht, für Fuhrwerk und Fussgänger, denn der kundige Wagenlenker fährt mit seiner Spritze in gestrecktem Galopp durch breitere und engere Strassen auf kürzestem Weg nach der Brandstätte, während der Heizer sich anstrengt, dem Dampf die gehörige Spannung zu geben. An der Brandstätte angelangt, werden sofort Schläuche an die Hydranten geschraubt und das Wasser mittelst Dampfkraft armsdick und mit solcher Gewalt an die brennenden Mauern geschleudert, dass dieselben dem Anprall nicht zu widerstehen vermögen, sondern unter Krachen und Poltern mit dem Gebälke zusammenbrechen.

Sind, wie es bei grössern Bränden der Fall ist, ein halbes Dutzend solcher Wasserstrahle in Thätigkeit, so ist es eine Freude, zu sehen, wie in kurzer Zeit das unüberwindlich scheinende Element gebändigt und vertilgt wird. Die Feuerleute bilden jetzt ein besoldetes, allein zu diesem Dienst bestimmtes Corps, das in Tag- und Nachtdienst eingetheilt ist und das in strenger Disciplin gehalten wird. Früher bestanden in San Francisco, wie beinahe überall anderwärts, freiwillige Pompier-Gesellschaften. Es kam aber fast bei jeder

Gelegenheit unter solchen zu Reibereien und Streitigkeiten. Jede Abtheilung wollte befehlen oder auf ihren eigenen Kopf agiren und da gab es Unordnungen und Unglücksfälle in Hülle und Fülle, so dass die Municipalität für gut fand, diesen Skandalen durch Erstellung einer tüchtigen permanenten Feuerwehr ein Ende zu machen. Vortrefflich wirken die Wassergesellschaften mit, welche ihr Röhrensystem durch die ganze Stadt verzweigt haben, unter Anbringung einer genügenden Anzahl von Hydranten.

Mit dem beginnenden Frühjahr tritt San Francisco in seine Festepoche. Den Reigen der Feste eröffneten die rothhaarigen Söhne der grünen Insel — die Irländer — mit der Feier ihres Schutzpatrones Sanct Patrick und ihrer Schutzpatronin St. Brigit. Mit drei verschiedenen Musikcorps marschirten die irischen Freiwilligen-Compagnien, die Genossen der Irish-Benevolent-society und der Fenian-Brotherhood mit Kreuz und Fahnen nach der Kirche. Nach vollendetem Gottesdienst kam es zu patriotischen Reden und Ergüssen, im grossen Styl aufgeführt, und zur Absingung irländischer Volkslieder. Den Schluss bildete ein fröhliches Mahl, wobei sich die guten Leute durch vieles Essen und durch ausserordentlich vieles Trinken auszeichneten. Sie schwammen darum auch in einer überseligen Whysky-Begeisterung, so dass der Schutzpatron auf den Abend genug zu thun hatte, um seine Anhänger alle gut unter Dach zu bringen.

Dem Sanct Patrick folgte die Grundsteinlegung des neuen Gesellschaftshauses der „Odd-Fellows“, welche Feier ebenfalls mit grossem Pomp vor sich ging.

Grosse Prozession mit Insignien und Abzeichen, mit Bundeslade und Krummstäben, die Odd-Fellows selbst in Schürzen und Escharpen. Ihnen folgten die New-Templars in schwarzem Sammetmantel und Barret mit Maltheserschwertern und Fahnen, dazu Musik und berittene Festmarschälle. Wenn auch im neuen Welttheil eigentliche Kirchenprozessionen nicht stattfinden, wo die

hohe Geistlichkeit mit Kreuz und Fahnen, mit Baldachinen, singenden Chorknaben und viel Weihrauch herumzieht, so liebt es das Volk dennoch in hohem Grade, auf seine Art Parade zu machen und seinen Werktagsrock mit irgend einem Fastnachtsgewand zu vertauschen; sei es mit einer Freiwilligen-Uniform, einem Brüderschaftsgewand, oder einer Freimaurer-Ausrüstung: und Allem dem geben sie eine grosse Wichtigkeit. Sie veröffentlichen nicht nur in den Blättern Ort und Zweck ihrer Zusammenkünfte, sondern sie zeigen in solchen auch jeweilen die neugewählten Meister, Grossmeister, Ornatsbrüder, Marschälle, Sekretärs und Seckelmeister an, was allerdings diese Gesellschaften mehr mit dem öffentlichen Volksleben verknüpft.

Und nun im schönen Monat Mai folgte Fest auf Fest. Jede Gesellschaft will ihre Picknicks haben, heute marschiren die Freiwilligen aus, morgen die Turner, übermorgen die Sänger, dann dieser und jener nationale Club. — Niemals darf dabei die Musik fehlen. Nachdem man durch die Stadt gezogen, geht's entweder nach einem der in der Nähe gelegenen Gärten, nach Hays-Park, nach den Willows- oder dem Woodwartsgarten, oder die Gesellschaften machen eine Tour mit dem Dampfwagen nach San Matheo, San José, oder sie schwimmen per Dampfer nach der Contra-Costa, und zwar am einen Ort wie am andern in der Absicht, im kühlen Schatten, unter grünem Laubdach, fern von Sand und Staub, von Stadt und Geschäft, sich in heiterm, gesellschaftlichem Beisammensein der schönen Natur zu erfreuen.

An diesen Picknicks nehmen auch die Frauen und die Kinder Antheil; für letzere werden besondere gymnastische Spiele arrangirt und den Damen wird Gelegenheit geboten, sich bei Tanz und Gesellschaftsspielen zu vergnügen. —

Im Monat Juni fand ein Umzug anderer Art statt. Die sämmtlichen Bau- und Maschinen-Arbeiter verkün-

digten ihren Arbeitgebern Strike, derselbe verbreitete sich nicht nur über San Francisco, sondern es ging dasselbe Anstiften gleichzeitig über ganz Californien. Alle Zeitungen waren mit Aufrufen und Aufreizungen gegen die Brodherren angefüllt und mit Erwiderungen von Seite Letzterer. Der Beginn des Strike wurde durch die Abhaltung einer Riesenprozession in Scene gesetzt, woran über zweitausend Zimmerleute, eine gleiche Anzahl Maurer und Backsteinleger, und dann das Gros der übrigen Arbeiter Theil nahmen. Der Zug bestand aus zwölf Abtheilungen, eine jede mit besonderer Leitung und eigener Musik; an der Spitze des Zuges die Staatsmänner und die Redner, welche sich der Bewegung angeschlossen hatten. Nachdem die Prozession durch die Hauptstrassen der Stadt gezogen, wurde auf freiem Platz, vor einer zu diesem Zweck erstellten Tribüne Halt gemacht und die eigentliche Verhandlung begonnen. Letztere drehte sich hauptsächlich um die „Eight-hour-shift“, (um die Acht-Stunden-Arbeit), unter der Begründung, es müsse dem Arbeiter mehr Zeit als bisher zur Pflege seines Familienlebens und zur Ausbildung seiner intellectuellen Fähigkeiten neben der harten Tagesarbeit eingeräumt werden; es komme dies in doppelter Beziehung dem Staat und dem allgemeinen Volksleben wieder zu gut. — Der zweite Punkt war ein Protest gegen die Verwendung der Chinesen zur Arbeit, unter Darlegung, dass dadurch die tüchtigen Arbeiter kaukasischer Raçe geschädigt und verdrängt werden, und dass Land und Bevölkerung durch Einfuhr dieser niederträchtigen Mongolen sich verschlechtern. Diese Arbeiter-Demonstration behielt jedoch einen durchaus ruhigen und friedlichen Charakter. Wenn auch das Feuer der Begeisterung bei den Rednern auf der Tribüne hoch aufflackerte, so blieb dagegen die Masse der Theilnehmer durchaus ruhig und anständig, so dass nicht der mindeste Exzess vorfiel. Auf den Abend zerstreuten sich die Leute wieder, die Einen mit dem Vorsatz, am

folgenden Morgen die Arbeit wieder aufzunehmen, Andere dagegen, im Strike zu beharren. Die Wirkung war bezüglich der Eight-hour-shift keine durchschlagende; einzelne Meister willigten für vier Stunden Morgen- und vier Stunden Nachmittag-Arbeit ein; andere verblieben bei den bisherigen zehn Stunden. Was die zweite Frage über Ausschluss der Chinesenarbeit anbelangt, so blieb das diesfallsige Begehren ganz erfolglos.

Aus Diesem und Jenem, was ich erzählt habe, dürfte ersichtlich sein, dass es ein absolut müssiges Vorhaben wäre, nach Californien zu gehen, im Glauben, dort in wenigen Jahren ein grosser Herr zu werden und dann als kleiner Crösus wieder in die heimathlichen Fluren zurückzukehren; denn da, wo es Etwas zum raschen Zugreifen gibt, da langen gleich hundert flinke Hände gierig darnach und der schlaue Amerikaner ist dabei immer zuvorderst. Wer in Californien zu etwas kommen will, der muss unbedingt vorher alle seine Schiffe hinter sich verbrennen und dort sein bestimmtes Heim und seine Zukunft suchen wollen. Einwanderern, die mit diesem bestimmten Vorsatze sich einstellen, bietet dieser glücklich gelegene Landstrich allerdings grosse Vortheile. In verhältnissmässig kurzer Zeit kann ein intelligenter Landbauer, der mit Fleiss und Geschick arbeitet, in den Besitz eines Gutes kommen, das ihm und seinen Angehörigen ein sorgenfreies, behagliches Unterkommen bietet. Denke man sich nur das grosse Terrain, das sich dem Ankommenden öffnet, wenn er nicht an der Küste haften bleibt, sondern sich sofort nach den weniger überfüllten Landestheilen begibt. Die ganze Bevölkerung der Staaten Californien, Oregon, Nevada und des Washington-Territoriums zählt zur Zeit kaum eine Million Einwohner, und doch bilden dieselben einen grössern Ländercomplex, als derjenige des gesammten Deutschlands, welches sechzig Millionen Einwohner beherbergt. Es gibt in genannten Staaten immer noch Strecken, wo die Regierung den Acker kulturfähigen Bodens für einen Dollar verkauft;

hauptsächlich im südlichen Theil von Californien, wo die Produkte des Nordens mit denjenigen des Südens sich vereinigen.

Auch ist dort noch viel Land im Besitz von altspanischen Farmern und es fehlt also nicht an Gelegenheiten, um sich vortheilhaft einzukaufen. Man möchte wirklich versucht sein, zu fragen, was dort nicht zum Gedeihen komme? — Grosse Berühmtheit hat dieser Landstrich in der Getreideproduktion erlangt, alle Sorten rentiren auf's Vorzüglichste; dabei gedeiht die Cultur der Faserpflanzen, wie Flachs, Hanf und Baumwolle. Der Hopfen macht sich vortrefflich, auch die Futterkräuter und die Runkelrübe, neben Tabak und Zuckerrohr. In letzterer Zeit hat man auch der Seidenkultur besondere Aufmerksamkeit geschenkt und die gemachten Versuche haben alle Erwartungen übertroffen. Die Regierung prämirt diese leztere Produktion und man hofft, sie werde auf dem Weltmarkt in kurzer Zeit eine Rolle spielen. In den noch weniger bebauten Gegenden wird mit Erfolg Schafzucht betrieben und die gewonnene Wolle steht auf den Grossmärkten in gutem Ruf. Californische Arbeitspferde stehen im Preis von 40 à 50 Dollars; Milchkühe zwischen 20 und 30 Dollars. Auch der Bienenzucht wird die nöthige Aufmerksamkeit geschenkt. Honig und Wachs sind Ausfuhrartikel.

Es ist mir oft im Kopf herum gegangen, Farmer zu werden. Das Minenland hatte ich nun glücklich hinter mir mit allen daran haftenden Illusionen, doch so ein freundliches Heimwesen zu besitzen unter diesem gesegneten Himmelsstrich, das war wohl eine sehr einladende Perspective. — Aber ich hatte eben meine Schiffe nicht hinter mir verbrannt; es fehlte mir die rechte Expatriationslust. Der Gedanke an die liebe Heimath und an die Lieben zu Haus gewann immer wieder die Oberhand und liess es mir nicht zu, mich für meine ganze Zukunft hier zu binden. So ein paar Jährchen hätte ich gerne noch d'ran wenden wollen; — aber in San Fran-

cisco wollte mir das Glück nicht lachen; eine Stellung, wie ich mir sie wünschte, wollte sich nicht geben und immer wieder von Unten anzufangen, war mir gründlich verleidet.

Man bekam hie und da Nachrichten aus Mexico. Der neue Kaiser sei sehr darum bemüht, sein Land zu civilisiren; man baue Strassen und Eisenbahnen, man errichte Fabriken und gebe es da für junge tüchtige Leute Arbeit genug. — Warum sich lange besinnen? —

Einen Reisegefährten hatte ich bald gefunden. Ich packte alles Entbehrliche in meinen Mammuth-Koffer, den ich im William Tell-Haus aufbewahren liess; schnürte meinen Bündel dergestalt, dass er für den eigenen Rücken und für's Maulthier passte; nahm von meinen Bekannten in San Francisco kurzen Abschied; schrieb nach der Schweiz, dass ich von Mexico aus wieder von mir hören lassen werde und protzte auf, ohne weiteren Plan, ohne Empfehlung — das nun Kommende dem lieben Gott und meinem guten Stern überlassend.

IX. Capitel.

Abschied von San Francisco. — Fahrt durch die Golden-Gate. — Die West-Küste. — Ankunft in Acapulco. — Die Stadt und die Umgebung von Acapnlco. — Enttäuschungen. — Antritt der Fussreise über die Anden. — La vente del Agna Catillo. — Die Tortillas. — Unheimliche Flussübergänge. — Marsch durch den Urwald. — Nachtlager in Exido. — Das mexicanische Maulthier. — Eine Begegnnng mit mexicanischen Truppen. — Die Provinz Guerrero. — Buena vista im Regen. – Die Arrieros. — Chilpauzingo. — Eine Trümmerstadt. — Einkehr hei Sennora Balbina de Bolha. — Die Cactus-Vegetation. — Die Qualen von Chipale. — Mescala, ein merkwürdiger Flussübergang. — Eine schlimme Katastrophe. — Nachtlager in Sacacoyuco. — Iguala. — Die Bande des General Figaro. — Die Beraubung. — Geschichtliche Notizen. — Die Stufen des Hochplateau's. — Die Hacienda de San Gabriel. — Ein mexicanisches Idyll. — Die Hacienda San Matheo. — Die Vegetation und die Fauna der obern Stufe. — Guernaraca. — Ein Besuch bei Sennor San Jago Siegrist. — Die Passhöhe des Rundgebirgs. — Die Ebene von Mexico. — Eine republikanische Brigade auf dem Marsch. — Magney-Pflanzungen. — Einzug in Mexico.

Am dreissigsten Juni 1867 sagte ich der schönen Stadt San Francisco und ihren freundlichen Umgebungen Valet. — Ich war am Bord der Montana, einem neu construirten Dampfer der Pacific-Mail-Steam-Ship-company, welche die Route zwischen San Francisco und Panama bedient. Jeden zehnten Tag läuft ein Dampfer dieser Gesellschaft in San Francisco aus und jeden zehnten Tag kommt ein solcher in Panama an, beide in Correspondenz mit der New-Yorker Linie über Aspinwall. Diese Schiffe legen regelmässig im mexicanischen Hafen

Acapulco an, um Steinkohlen einzunehmen. Einmal monatlich machen sie auch in Manzanillo Station zur Aufnahme von Passagieren und Gütern; ausserdem besteht einmal monatlich noch eine besondere Verbindung zwischen San Francisco und Mazatlan. Ich zog die Route über Acapulco vor.

Es war ein schöner Morgen, ich lehnte in mich gekehrt an der Brüstung meiner neuen Behausung und schaute zu, wie eine Gruppe von Passagieren nach der andern über die Brücke kam und das Deck füllte. Die Einen mit vielen schweren Koffern, Andere leicht bepackt, wie ich selbst. — Es ging mir vieles durch den Kopf. Erinnerungen an heiter verlebte Stunden, an Strapazen und Mühsale, an wackere Menschen, deren Andenken ich segnete und an hartherzige Leute, denen ich — nicht grollte.

Die Stunde der Abfahrt hatte geschlagen, das letzte Signal war gegeben. Langsam setzten sich die mächtigen Radschaufeln in Bewegung, die Montana drehte sich in majestätischem Schwung vom Wharft ab; ein dreimaliges Hurrah den tücherschwingenden Begleitern! — Zum letzten Mal wohl in meinem Leben liess ich das Panorama der langen Häuserreihen San Francisco's, die amphitheatralisch von den Hügeln zum Strand herabsteigen, die grünen Hügel und die farbigen Streifen der Contra-Costa an meinen Blicken vorüberziehen. Der Raum zwischen dem Schiff und den fliehenden Häusergruppen weitete sich immer mehr und mehr. Auf einmal bog beim North-Beach-Point der Stern der Montana ostwärts. — Nun Ade du schöne Stadt! — Die Küsten wurden öder und schroffer; wir passirten die felsenbeengte Strasse von Martinez. Hier wird das Meer bewegter, die Wellen schlagen höher an; in dunkler Indigofärbung, silberbefranzt rollen sie einher aus der Tiefe des Oceans. Es öffnet sich das gewaltige Felsenthor der Golden-Gate, wild schlägt die Brandung an seine dunkeln Flügel. Unter vielen Bücklingen wurde sie von

unserer Montana durchschnitten, frei schwammen wir im weiten, endlos vor uns ausgebreiteten „Stillen Meer“; die Küste nur gegen Osten in Sicht behaltend. — Das Wetter war prächtig, der Himmel klar wie ein Saphir und die Luft meeresrein und meeresfrisch. Die mittlere Tagestemperatur schwankte zwischen 69 und 76 Grad Fahrenheit, später stieg sie bis auf 80 Grad. Von der Seekrankheit wurde wenig verspürt, die Passagiere, Jung und Alt, schienen alle veramerikanisirte Leute zu sein, an die wogende See, an Sturm und Wetter gewöhnt. So dampften wir also, das Cap gegen Süden gewendet, der Küste folgend, deren bergiges Ufer mit vulkanischen Bildungen und Kegelreihen uns sehr interessante Ausblicke gewährte. —

Der vierte Juli, der grosse Independenceday, brach an und wurde gefeiert, wie's auf den Schiffen üblich ist. Er wurde mit Kanonensalven begrüsst, die Montana prangte in reichem Flaggenschmuck, die Mannschaft in Feiertagskleidung. An Frühstück und Mittagessen wurde ein Gericht zugesetzt und Abends ging's an der Trinkbar belebter zu als gewöhnlich. —

Ich machte Bekanntschaft mit einem jungen Kaufmann aus New-Orleans, mit dem ich mich viel und gerne unterhielt. Er war ein ehemaliger Schüler des Feldkircher Jesuiten-Collegiums; um so interessanter war es mir, von ihm zu hören, wie die ihm dort eingepfropften beschränkten Ansichten über Gott, Christenthum und Kirche sich bei ihm allmählig im Anschauen und Studium der Natur und im Umgang mit wackeren Leuten geläutert und wie er zu einer freien, weiten und hochherzigen Auffassung der Gottes-Idee und des Menschenthums sich durchgearbeitet hatte.

Man führte ein ruhiges, behagliches Leben auf der Montana; die Zeit verstrich, man merkte es kaum, und so kam denn auch ganz unvermerkt der Abend des siebenten Juli heran, der uns in die Höhe von Acapulco brachte. Nun wurde das Cap ostwärts gewendet und

wir fuhren in den geschützten, von der Dunkelheit bereits überlagerten Hafen ein, in dessen Tiefe auch bald unsere Anker Grund fassten. Vom Ufer schwammen viele schimmernde Lichtpunkte zu uns heran; es waren wieder die beliebten Canoe's, die Erfrischungen an Bord brachten. Hier war ich also am Ziel meiner Steamerfahrt; ich nahm kurzen Abschied von der Reisegesellschaft und bestieg mit meinem Gefährten ein solches Boot, bemannt von zwei braunen Burschen, die uns glücklich an's Ufer ruderten.

Auf dem am Strand gelegenen Hauptplatze ging's lebhaft zu, ringsherum standen Tische, wo Männer und Frauen in weiss gekleidet und mit breitrandigen Strohhüten bedeckt, allerhand Früchte, süsses Backwerk und verschiedene Limonaden zum Verkauf ausboten. Mein Begleiter war früher schon in Mexico gewesen und war der spanischen Sprache mächtig. Glücklich fanden wir das uns angewiesene Hôtel und darin ein höchst einfaches Nachtlager. Unsere Betten bestanden aus hölzernen Kisten mit Schnüren überspannt und mit einem Leintuch bedeckt. In Betracht des vielen Ungeziefers, das am Strand von Acapulco kreucht und fleucht, mag ein solches Lager ganz praktisch sein.

Mit dem einbrechenden Morgen waren wir auf den Füssen und spazierten längs dem Strand der wirklich imposanten Bucht. Der Hafen von Acapulco wird nicht nur als einer der schönsten, sondern auch als einer der sichersten der Erde bezeichnet. Er ist durch hohe Gebirge völlig eingeschlossen und öffnet sich gegen das Meer mittelst einer weiten Biegung. Nirgends hat er Untiefen, das Ufer fällt ringsherum wie in einen Kessel steil ab, so dass Schiffe erster Grösse darinnen eben so sicher beherbergt sind, wie das leichteste Canoë. Trotzdem war Acapulco damals nur als Kohlenstation von den Panama-San Francisco-Dampfern und von Küstenfahrern frequentirt. Früher hatte es einige Bedeutung durch seinen Handel mit China und Ostindien erlangt,

die ihm aber theils durch die neuerstandene und mächtig gewordene Rivalin San Francisco, theils auch durch die Indolenz seiner Bewohner abhanden gekommen ist. Acapulco wird erst mit der Wiedergeburt des ganzen mexicanischen Gebietes die Wichtigkeit erhalten, die seine günstige Lage voraussetzt. Acapulco ist im Gegensatz von San Francisco eine sehr alte Ansiedlung, die Spanier hatten schon anno 1521 davon Besitz genommen, im Jahre 1565 kam es unter die Obhut des Pater Urdaneta, nachdem er auf den Philippinen ebenfalls eine spanische Colonie gegründet hatte. Die Häuser im altspanischen Styl erbaut, sind durchgängig nur einstöckig; gegen die Strasse sind sie kahl, die glaslosen Fensteröffnungen vergittert und meist mit hölzernen Laden so verschlossen, dass nur ein schwacher Lichtstrahl durchdringt. Gegen die Gärten, in welchen die tropische Pflanzenpracht sich in verschiedenen Palmenarten, in der breitblätterigen Banane, im dunkeln Mangabaum schattenbringend entfaltet, sind Balkone und Verandas angebracht. Dort ruhen die Bewohner von den Strapazen des Nichtsthuns aus, die Sennores auf Schaukelstühlen von Rohr und die Damen in bunten Hängematten.

Landschaftlich bildet diese alte Stadt mit ihren vielen Gärten von Palmen eingerahmt, die ihre Kronen aus glänzendem Grün empor tragen, ein wahrhaft reizendes Bild. Am östlichen Ende befindet sich auf einer kleinen Anhöhe das Fort, das die Einfahrt des Hafens beherrscht. Zur Bewachung der durch die vielen Erdbeben völlig zerrütteten Mauern und halb aufgefüllten Gräben liegen immerhin dort einige in Lumpen gekleidete Indianersoldaten herum. —

Damals zählte Acapulco gegen dreitausend Einwohner, darunter einige Deutsche, Amerikaner und Spanier, die das bischen Handel und Gewerbe in der Hand haben; der Rest bestand aus Mexikanern (Zambos), Mestizen und Creolen. Die Umgebung ist wunderherrlich, der Erdboden ergiebig und zu allen Leistungen bereit, aber

die Bevölkerung, die sich etwas mit Perlfischerei und Ackerbau beschäftigt, faul und bedürfnisslos. Sie zeigte auch wenig Theilnahme an den politischen Vorgängen; eben war die Nachricht vom Hochland herabgekommen, der Kaiser Maximilian sei den Republikanern erlegen und in Querretaro erschossen worden. Auf uns Eingewanderte machte diese Kunde schon einen schlimmen Eindruck, ebenso diejenige, dass von Acapulco nach Mexico eine ordentliche Strasse gar nicht vorhanden sei. In früheren Jahren habe wohl eine solche Verbindung mit dem Hochland bestanden, aber mit der Zeit sei dieselbe eingegangen; zu Fuss und streckenweise per Maulthier könne man übrigens heraufkommen, wenn man nicht eben pressirt sei. — Nach ernstlicher Erwägung und auf Anrathen Anderer fand ich es unter Umständen am einfachsten, die Reise zu Fuss anzutreten. Vor allem musste beim Prefecto-Politico ein Pass gelöst werden, um von einer Provinz in die andere gelangen zu können; es war dies mit viel Ceremonien und Auslagen verknüpft. Dann musste eine Revision mit den Effekten vorgenommen werden, um das Bündel für die Fussreise in der Tropengegend tragbar zu machen, und endlich liessen wir uns von Sachkundigen genau in der Reihenfolge alle die Ortschaften aufzeichnen, die wir zu passiren hatten, was uns in der Folge sehr wohl zu statten kam, da der indolente Zambo selten von der Welt mehr kennt, als die nächstgelegene Ortschaft.

Wir nahmen von den dortigen Deutschen und von unserem Wirth die besten Wünsche für eine glückliche Fahrt entgegen und machten uns am gleichen Morgen auf den Weg. — Anfänglich führte unser Pfad durch hohes Capimgras, über sumpfigen Boden, auf welchem wir nach Verlauf einer kleinen Stunde das erste Indianerdorf erreichten, das malerisch an den Hügel lehnt, mit dem die Steigung beginnt. Die Bauwerke dieser Zambos sind höchst einfach construirt; sie bestehen aus ein paar in den Boden eingerammten Stangen, an welche

mit Lianen einige Querhölzer angebunden sind, über die ein schützendes Dach von Palmblättern aufgeschichtet wird. Unter diesen luftigen Pavillons sitzen die Leute mit gekreuzten Beinen auf ausgebreiteten Matten und verrichten da ihre Hantierungen, die ebenfalls einfach sind, indem ihnen weder Kleidung noch Küche viel zu schaffen geben. Herrlich und erhaben dagegen sind die Schöpfungen der Pflanzenwelt. Tausende von schlanken Cocospalmen erheben ihre Federkronen über dickstämmige, blätterreiche Wollbäume; dazwischen sprüht in glänzendem Grün der üppige Lorbeer und mischt seinen Duft mit dem pikanten Aroma der Terebinthaceen.

Hier gönnten wir uns noch einen Rückblick über die im Sonnenglanz schimmernde Bucht, über die grünen, hügelichten Ufer und die weite, stille Meeresfläche. Dann ging's einige Stunden bergauf durch Wald und Dickicht im Schatten herrlicher Laubbäume. Es wurde nicht viel Lärm gemacht zwischen uns zwei Wanderern. Diese tropischen Wälder schützen zwar den Reisenden vor den brennenden Sonnenstrahlen hinlänglich, aber sie athmen nicht wohlthuende Kühle, wie unsere Wälder in Mitteleuropa, es herrscht vielmehr unter den schweren Blätterdächern eine erdrückende, dumpfige Schwüle, so dass wir bei ziemlich strengem Marsch ordentlich im Schweisse badeten. Vor einbrechender Nacht und beim Beginn eines gelinden Regens erreichten wir unser erstes Nachtquartier, das kleine Dorf La vente del Agna catillo. An ein Hôtel war da nicht zu denken, wir fragten Zambos, die vor einer der grössern Hütten sassen, um ein Nachtlager und wurden gastfreundlich aufgenommen. Die Hütten von La vente del Agna catillo sind aus Bambus construirt, Stämmchen an Stämmchen, immerhin so, dass Luft und Licht von allen Seiten eindringen, und bedeckt von einem Schirmdach aus Palmblättern. Sie sehen aus, wie grosse Vogelbauer. Im Innern ist der Boden mit Matten belegt und an den Wänden herum hangen die einfachen Hausgeräthe. Fenster

sind nicht vorhanden, die Thüröffnung muss daher ihren Dienst gleichzeitig als Lichtspenderin und als Ventilator versehen. Der innere Raum ist selten in besondere Gemächer abgeschlossen; er dient der Familie zugleich als Küche, Wohn- und Schlafzimmer. Den Heerd bilden einige Steine, die in der Mitte des Raumes in ein Viereck zusammengelegt sind. Nebenan befindet sich der Metate und der Metlapile, ersterer ein flacher und letzterer ein walzenförmiger Stein, womit die Maiskörner gemahlen, d. h. zerquetscht werden.

Neben der Familie wurde uns auf dem Erdboden eine Strohmatte (Petate) ausgebreitet, auf der wir ebenfalls in türkischer Positur Platz nahmen. Nun galt es gleichzeitig, sich mit der Landeskost vertraut zu machen. Die beiden Hauptgerichte sind die Tortillas und die Frijoles. Erstere sind eine Art Maiskuchen, deren Bereitung eine Hauptaufgabe der Weiber ist. Zu diesem Ende werden knieend die Maiskörner mit der Metlapile auf der Metate klein gemacht und unter Zuguss von Wasser zu einem dicken Brei gerieben; von diesem Brei nimmt die schweisstriefende halbnackte braune Schönheit eine Handvoll und gibt ihm durch Tätscheln und Kneten auf der flachen Hand die Form einer runden Scheibe, welche dann in einer irdenen Pfanne gebraten wird. Diese Tortillas ersetzen das Brod und die Polenta. Die Frijoles sind fette schwarze Bohnen, die in irdenen Töpfen weichgekocht werden; es haben dieselben einen sehr angenehmen cacaoartigen Geschmack und sind daher unsern weissen Bohnen weit vorzuziehen. Diese Frijoles werden meist mit zusammengebogenen Tortillas aufgespeist und Löffel und Gabel dadurch erspart. Neben diesen beiden Gerichten, die in jenem Landstrich die tägliche Kost einer jeden Haushaltung ausmachen, ist es zuweilen möglich, Eier (Blanchittos) zu kriegen. Fleisch wird nur zur grossen Seltenheit verspeist.

Mit Tagesanbruch packten wir am folgenden Morgen unser Bündel auf den Rücken und setzten uns wie-

der in Marsch. Nachdem wir eine Strecke gegangen, kamen wir an den Rio Paraguyo, der passirt werden musste, und da weder Brücke, noch Boot sich zeigte, waren wir genöthigt, ihn zu durchwaten. Zu diesem Ende zogen wir die Kleider aus, nahmen solche nebst dem Gepäck auf den Kopf und nun ging's behutsam vorwärts, stellenweise stieg uns das Wasser bis unter die Arme. Dieses gleiche Manöver hatten wir an demselben Morgen wenigstens ein dutzendmal zu wiederholen. Der Pfad kam immer wieder in die Nähe des Flusses und je nachdem die Ufer mehr oder weniger verwachsen waren, lief er bald rechts und bald links demselben entlang. Das Durchwaten der Furchen des Paraguyo, die bald tiefer, bald flacher sich erzeigten, war nicht die kleinste unserer Strapazen. Das Gehen auf dem abscheulich schlechten Wege war ausserordentlich lästig. Bald mussten wir uns auf lange Strecken durch sumpfiges Terrain hindurchquälen, indem wir bei jedem Schritt knietief einsanken; dabei scheuchten wir ganze Schwärme von Moskitos und Marwins (eine winzige, sehr lästige Sumpfmücke) vom Erdboden auf, die uns unbarmherzig zusetzten; bald verengte sich der Weg zu einem schmalen, tief eingefurchten Rinnsal, durch das ein korpulenter Mann kaum hätte durchdringen können und wo es aller Balancirkunst bedurfte, um die Reisebündel nicht zwischen die beiden Wände einzuklemmen. — Kamen wir in den Wald, so war es noch schlimmer, die Ueppigkeit des Pflanzenwuchses versperrte uns überall das Vordringen. Jeder Schritt und Tritt musste durch stachlige Sträucher, durch die hundertfach verflochtenen Schlingen der Lianen erkämpft werden, welche den kaum fussbreiten Pfad in allen Richtungen umsponnen hatten. Wir waren auch von dieser ausserordentlich mühseligen Arbeit dermassen in Anspruch genommen, dass wir uns nur wenig um die Schönheiten der Scenerie bekümmerten, welche der Urwald uns in seiner ganzen Fülle und Ueppigkeit darbot; wir dachten auch nicht an etwelche

Gefahren, deren wir einsame Wanderer in dieser unermesslichen Wildniss voller Reptilien und anderem Ungeziefer ausgesetzt waren.

Langsam und unverdrossen kämpften wir uns durch, zeitweilen uns mit einer hellröthlichen, sauren Traube erfrischend, die wir von der hier wildwachsenden Weinrebe pflücken zu können so glücklich waren. Mitten in einem solchen Waldknäuel stiessen wir auf einen Zambo, der im Begriff war, einen prächtig gefiederten Hahn, den er sorgfältig grossgezogen, nach Acapulco zu tragen, um ihn dort auf der Arena der Hahnenkämpfe Ruhm erfechten zu lassen. Dieser Zambo trug, wie es landesüblich ist, über die rechte Schulter geschnallt, seine Manchetta (ein breiter Säbel mit einfachem hölzernem Griff), mit der sich der Mexicaner durch die verwachsenen Pfade durchhaut; ferner trug er an der Seite die nie mangelnde Crescentio cujete, eine mit Wasser gefüllte Calebasse, aus der er uns gastlich einen Trunk anbot. Nach langem, beschwerlichem Marsch erreichten wir endlich müde die Ortschaft Exido, wo uns eine Hütte, aus Stein und Lehm erbaut, mit schirmendem Vordach, zur Herberge angewiesen wurde. Bald wiegten wir uns behaglich in den in der Veranda aufgeschnürten Hängematten, in Erwartung einer sehr ersehnten Erfrischung. Unsere Wirthin erzeigte sich sehr dienstbar und verrieth Spuren einer gewissen Civilisation; sogar in verständlichem englisch liess sie sich vernehmen, und so kam denn heraus, dass sie im Glanz ihrer Jugend etliche Jahre in San Francisco privatisirt hatte, zur Zeit, wo das Gold noch unzenweise durch die Hände freigebiger Miner lief. Uebrigens schien sie gerade zur rechten Zeit ihr stilles Bergdorf wieder aufgesucht zu haben, um dort in einfachem, häusslichem Kreise an ihren Jugenderinnerungen zu zehren. Es war uns also ergangen, wie den vier israelitischen Botschaftern des Josua in Jericho, und wir hatten alle Ursache mit der guten Bewirthung dieser Madame Rahab zufrieden zu sein.

In El Alta del Cameron miethete ich ein paar Maulesel. Ihre Eigenthümer verlangen in der Regel für eine Jornada (Tagreise), das heisst für einen Weg von vier Legnas, nebst Führer per Stück einen halben Peso.

Am nächsten Fluss mussten wir absitzen und denselben in einem schmalen Canoë passiren; die Thiere wurden abgesattelt und an längeren Leinen nachgezogen. Dieser Fluss hat sich durch den lockeren Waldboden ein tiefes Bett gegraben, in das die beiden Ufer sehr steil abfallen, so dass man nur mit Mühe zu seinem Spiegel gelangt. Die Waldungen dieser Region entfalten noch einzelne niedere Palmenarten, in reicher Fülle sind dagegen die Myrtaceen und die Mimosen vertreten, und Alles wird überwuchert von dem wirren Gewebe der Schlingpflanzen, der Lianen, dem wilden Wein, der Winden und Asclepiadeen, die sich mit prangenden Blumen und Früchten über Busch und Baum ziehen. Dem einsamen Wanderer kommt es unter diesen Verflechtungen von Zweigen und Aesten und hangenden Festons vor, er sei der verzauberte Prinz, den eine Riesenspinne mit grünen und blumigen Umgarnungen in ihr Netz einspinnen wolle. Hie und da stiessen wir auf Spuren der alten spanischen Landstrasse, die in der guten alten Zeit mit breiten Steinen gepflastert, in langen Bändern das ganze Land durchzog; jetzt ist sie zerstört und ausgewaschen, dergestalt, dass sogar die Maulesel es vorziehen, das durch Auswaschung zerrissene Pflaster zu meiden und sich mit dem engen Fusspfad nebenan zu begnügen.

Die Bewohner dieser Landschaft leben sehr genügsam und einfach; ihr Hauptnahrungsmittel, ihr Alpha und ihr Omega ist der Mais, für dessen Anbau, und zwar an jeder dazu geeigneten Stelle, sie die meiste Sorge tragen. Uebrigens halten sie auch Kühe, Schweine, Ziegen und Hühner; doch vor allen andern Thieren geht ihnen das Maulthier, es ist ihr unzertrennlicher Begleiter auf Weg und Steg und wohl aus lauter Liebe und An-

hänglichkeit beladen sie dasselbe mit allen ihren Bürden und Lasten. Diese guten Thiere müssen wirklich viel erdulden; selten trifft man ein solches an, dessen Rücken nicht mit Wunden bedeckt ist; es ist auch kein Wunder; die schweren Lasten, die man ihnen aufbürdet, müssen diese armen Geschöpfe zerfleischen, durch das ewige Hin- und Herschwanken und Reiben auf den abscheulichen Wegen, auf denen das Thier nie in eine gleichmässige Stellung kömmt. Hiefür haben jedoch die Mexicaner weder Augen, noch Herz; sie scheuen sich nicht, das durch offene Wunden, Insekten und Last abgeplagte Thier oft ohne allen Grund mit Stockprügeln zu traktiren. Haben die Egyptier recht, und gibt es eine Seelenwanderung, so mögen sich die Seelen der Mexicaner ihren Packeseln einverleiben; es wäre dies keine üble Vergeltung. Doch haben ja diese Zambos auch ihre Plagen, vor allem sind sie faul und da macht ihnen jede Arbeit Beschwer, dazu sind ihre Ackerwerkzeuge von primitivster Art, Pflüge und Hacken noch meist von Holz und ohne alles Eisenbeschläg. Die reifen Maiskolben entkörnen sie ohne irgend ein mechanisches Hülfsmittel mit der blossen Hand. Mit einem spitzigen Holz stossen sie die erste Körnerreihe der Länge des Kolbens nach herab und drehen dann die Kolben mit beiden Händen fest herum, wodurch sich die Körner ablösen. Neben dem Mais bauen sie noch die schon erwähnten Frijoles und Tabak, diesen letztern hauptsächlich zum Hausgebrauch; denn es pflegt die ganze Familie zu rauchen, die Kinder wie die Mutter und die Mutter wie der Vater.

Unter solchen Betrachtungen waren wir über den Rücken eines hochansteigenden Bergkammes gekommen, von welchem der Pfad nach dem Dorfe Dos Caminos abfällt; hier dehnt sich das Land zu einer ziemlich weiten Ebene aus.

Auf einmal tönten uns Trompetenstösse entgegen. Ganz unerwartet sollten wir da mit einem Detachement

der republikanischen Armee zusammentreffen. Ein Ausweichen wäre für uns gefährlicher gewesen. Wir ritten daher ganz freimüthig in's Dorf hinein, wurden aber auch sofort angehalten und vor die Casa des Capitano geführt. — Der Herr Capitano, ein junger, schlank gewachsener Mann mit prächtigem schwarzem Vollbart und stechenden Augen, trug ein wollenes Hemd und buntgestickte Lederhosen, seine Lenden waren mit einer breiten wollenen Escharpe von blauer Farbe umwunden, aus welcher zwei Reiterpistolen von gutem Kaliber hervorguckten. Er fragte nach unseren Pässen und holte uns über unsern Reisezweck und über die gemachte Route aus. Nachher bemerkte er, wir thäten wohl daran, in seiner Compagnie Dienst zu nehmen; für lange Zeit werde in Mexico kein Geschäft so gut blühen, wie das Kriegshandwerk. Als wir uns dazu nicht geneigt zeigten, wurden wir gnädig mit einem „Esta bueno!“ entlassen und wir marschirten gravitätisch bei der Wache vorbei, die aus einem Dutzend zerlumpter Kerls bestand, mit Musketen bewaffnet, welche schon im siebenjährigen Krieg gedient haben mögen.

Von der Ortschaft Dos Caminos führt der eine Weg südlich nach La Providencia, der Hauptstadt der Provinz Guerrero, der andere geht in der Richtung von Mexico. Der Name dieser Provinz war allerdings ihrem damaligen Zustande angemessen, da nicht weniger als drei verschiedene Generale, nämlich Alvarez, Kimines und Figaro sich mit ihren Horden darin herumtrieben und sich gegenseitig um die betreffende Statthalterschaft stritten. Dabei wurde von dieser ächt mexicanischen Soldateska nicht versäumt, im Lande herum zu liegen, Städte und Dörfer zu brandschatzen und die tüchtigsten jungen Leute zur Verstärkung ihrer Mannschaft auszuheben.

Wir fanden für gut, trotz eingefallenem Regenwetter Dos Caminos so bald als möglich zu verlassen und unsern Weg, die Magnetnadel nach Nord-Ost gewendet, fortzusetzen.

Das Land, das von der Höhe aus gesehen, als eben erschienen war, erzeigte sich beim Begehen als sehr durchschnitten und von Regenfurchen und Spalten mannigfach zerrissen. Der Grund und Boden würde sich vortrefflich zum Ackerbau eignen; es fehlt weder an Wasser, noch an fruchtbarer Temperatur; es mangelt einzig und allein an arbeitsamen, wirthschaftskundigen Leuten, die dort Hand anlegen, um das Land zum schönsten und ergiebigsten der Erde zu machen. Aber die dortigen Bewohner haben weder Lust noch Bedürfniss dazu, sie lungern lieber herum und lassen sich die Sonne an den Magen scheinen.

Unter strömendem Regen erreichten wir das Rancho Buena-Vista, wo wir gastliche Unterkunft fanden, aber leider keine andere Aussicht als Regenwolken, die bis auf den Erdboden herabhingen.

Auch am folgenden Morgen wollte sich der Himmel nicht aufheitern; wir brachen dennoch auf, mussten aber nach vielem überstandenen Kreuz und Leiden in dem kaum drei Leguas davon entfernten Weiler Rincon wieder absatteln und Quartier nehmen. Rincon heisst zu deutsch „Schlucht“ und diese Benennung ist für die aus etwa sieben Hütten bestehende, in einem tief abgeteuften Thalkessel gelegene Ortschaft sehr bezeichnend. Wir setzten uns unter das hervorragende Vordach einer Venta, unter dem bereits eine Anzahl Gäste Schutz gesucht hatten, darunter auch Mäuler und Kälber, und ergötzten uns am Treiben einer Anzahl Peregitos, einer Art kleiner, grüner Papageien, welche fast in jeder Hütte gehalten werden und die sich sehr drollig geberden. Einen weniger angenehmen Zeitvertreib boten uns drei mexicanische Maulthiertreiber; sie hatten während dem gezwungenen Aufenthalt dem Agua ardiente zu viel zugesetzt und waren in eben so heftigen als langweiligen Wortwechsel gerathen; endlich des Haders unter sich müde, fiel es ihnen ein, sich mit den Estrangeros einzulassen. Sie verlangten nach unsern Pässen und ge-

berdeten sich dabei wie Standespersonen. Allen ihren exaltirten Aufforderungen setzten wir jedoch klassische Ruhe und beharrliches Stillschweigen entgegen, was sie noch mehr in Wuth versetzte; es half aber Alles nichts. Am Ende aller Ende mussten sie doch unverrichteter Sache abziehen, uns die stolze Erklärung zurufend: „Nos somos hombres de Castillano“ (wir sind castilianische Ritter), welches glückliche Bewusstsein wir ihnen herzlich gerne gönnten.

In Rincon mussten wir für die Nacht Quartier nehmen und waren glücklich, am folgenden Morgen in der Frühe der Wirthin ein „Adios Margarita“ zuzurufen. Der Regen hatte die Temperatur etwas abgekühlt, dafür waren die Bäche angeschwollen. Mit unsern frischen Maulthieren kamen wir jedoch leidlich durch und lebhaft gings nun scharf ansteigend, über schrägliegendes, tafelförmig abgespaltenes Gestein. An einem der steilen Berghänge, in welchem der Pfad nur als schmale Rinne eingeschnitten ist, begegneten wir einem Zug Arrieros, die durch's Gebirg herabstiegen; die Mulas und Burros waren mit Fässern, Mesgal (ein gebranntes Wasser) enthaltend, beladen. Bei einer erweiterten Kehre machten wir Halt, um die Karawane passiren zu lassen, sie bestand aus etwa fünfzig Lastthieren von drei berittenen Arrieros geführt. Ebenso behutsam wie sicher krappelten die Thiere, eines hinter dem andern, über die geglätteten Felsplatten herab, unermüdlich angespornt durch die bald freundlichen, bald scheltenden Zurufe ihrer Treiber. Nachdem wir längere Zeit über Stock und Stein bergan geklettert und uns dabei an den munteren Sprüngen der über die Felsplatten herabstürzenden Bäche erfreut hatten, gelangten wir nach Acahuizotla, einem aus elenden Hütten zusammengesetzten Bergdorf, dessen Bewohner sich sehr seltsam trugen. Wir sahen da hübsch gewachsene robuste Männer blos in kurzen, schlotternden Hosen, ein Schaffell über den Rücken geworfen, einherschreitend, wie die Ziegenhirten zu Homer's Zeiten. Statt

dem breitrandigen Hut trugen sie ihre eigenthümliche Frisur zur Schau, nämlich ihr vom Hintertheil des Kopfes nach vorn aufgeringeltes Haar, das wie die Raupe eines Helms sich über die Mitte des Schädels heraufbog. Acahuizotla muss schon dem Namen nach älteren Ursprungs sein. In seiner Nähe stiessen wir auf ein Stück der alten Heerstrasse und auf eine Anzahl Ruinen, die bald links, bald rechts von der Strasse ab liegen, über deren Ursprung und Geschichte jedoch Niemand dort Bescheid weiss. Die Leute sind verwundert, dass man sich überhaupt um solche verwitterte, von Busch und Dorn durchwachsene Steintrümmer bekümmern mag. Diese sind ihnen eher unheimlich, denn in ihren Köpfen steckt es voller Geister- und Gespensterspuk.

Die Landschaft gewinnt, von Acahuizotla aufsteigend, ganz besonders an Reiz; freundliche Hügel mit bewaldeten Gipfeln, mit Mais bewachsenen Flanken, wölben sich zu beiden Seiten des Weges. Hie und da zeigt sich blendend weiss mitten im saftigen Grün ein niedliches, im spanischen Styl erbautes Rancho; in den meergrünen, in der Sonne glänzenden Maisfeldern bewegen sich zwischen den buschigen mannshohen Stengeln weissgekleidete Gestalten mit braunen Gesichtern. Die ganze Scenerie gewinnt an Leben und Anmuth. Es kam mir allerdings oft höchst spanisch vor, so mit eingewebt zu sein in den Zauber dieser herrlichen Landschaftsbilder und auf gut Glück mit meinem Sancho Pansa auf dem Grauchen, in der fremdartigen Natur herumzustreifen. Ja mein Sancho Pansa war zwar nur ein hergelaufener Bursche aus Baselland, der als Fremdenlegionär nach Mexico gekommen war, dort aber für gut gefunden hatte, sich vom Gros der Armee zu trennen und vereinzelt Avantgarde zu machen, bis er auf nordamerikanischem Boden war; dann auf letzterm nach Californien und San Francisco gekommen, sich erst recht angeprellt sah. — Da es nun absolut in seinen Sternen geschrieben stand, er werde nur in Mexico sein Glück finden,

so habe ich ihm zur Reise verholfen und ihn zu meinem Sanchito gemacht.

Am folgenden Tag gelangten wir nach dem Städtchen Chilpanzingo, das sich aus der Ferne an einem vom Flussbett sanft ansteigenden Hügel anlehnend, mit seinen alten Thürmen, hohen Giebeln und Baumgruppen gar lieblich ausnimmt. Vor Zeiten muss Chilpanzingo ein ansehnlicher Ort gewesen sein; davon zeugt die stattliche, jetzt allerdings dem Ruin entgegengehende Kathedrale, mit dem grossen Vorplatz, der von dichtbelaubten Ulmenbäumen beschattet, in Form eines Vierecks sich vor derselben ausdehnt; fernere Zeugen davon sind, eine Kaserne, von etlichen zerlumpten Soldaten bewacht, aus deren gesprengten Fensterbogen Bäume ihre Aeste herausstrecken, einzelne Kapellen von Gestrüpp und Dorngebüsch umrangt und gradlinige Strassen, deren Häuser theils zerfallen, theils ihrer Dächer beraubt, meist verlassen sind. Diese dachlosen Häuser, deren vier Mauern noch als Ruinen dastehen, werden von einzelnen zu Gärten verwendet, von andern zur Anpflanzung von Mais, und die Bewohner hausen daneben in elenden Rohrhütten. Auf der Plaza und in den Strassen wuchert Gras und Kraut, so dass Kühe und Esel darin weiden. Es ist schwer, sich einen Begriff von solchem Verfall einer bewohnten Ortschaft zu machen. Während die Vegetation, durch prächtiges Clima begünstigt, mit aller Macht auftritt und überall für ihre Schöpfungen Raum erzwingt, ist der Mensch kraft- und energielos geworden, hat sich der Arbeit entfremdet und jedem höheren Bedürfniss; bebaut blos zur Noth, was ihm absolut zum Unterhalt dienen muss; er wird recht eigentlich von der Produktionskraft der Natur erstickt, die, wenn er mannhaft genug wäre, sie in seinen Dienst zu spannen, ihm hundertfach seine Mühe lohnen würde.

Man hatte uns als Absteigequartier das Haus der Sennora Sabina de Balba angewiesen, das gegen die Plaza eine Ecke bildet. Wir traten ein und wurden von

einer wunderlieblichen Scene überrascht. Hinter dem Mustrador (Schenktisch) stand ein junges Mädchen von schlankem Bau und hellem Teint, ihr langes dunkles Haar hing in zwei breiten künstlich geflochtenen Zöpfen über den runden Nacken herab, ihre lebhaften und dennoch mildglänzenden Augen waren auf die Spielkarten geheftet, die sie fächerartig ausgebreitet in der linken Hand hielt, während sie mit den niedlichen Fingerchen ihrer Rechten mit bewunderungswürdiger Zierlichkeit eine Cigaritta drehte, die sie eben im Montespiel ihrem Partner abgewonnen hatte. Dieser letztere, eine edle schlanke Figur, stand nachlässig an die Wand gelehnt; seine pfiffig zusammengekneipten Züge schienen errathen zu lassen, dass diesmal der Vortheil auf seiner Seite sei. — Er trug die Tracht eines mexicanischen Landjunkers, einen kurzen Lederwamms mit grossen silbernen Knöpfen und reichgestickte lederne Beinkleider, um die Hüften einen silberbeschlagenen Ledergurt. Im Hintergrund sass die Sennora vor dem breiten, behimmelten Familienbett, und spielte mit ihren beiden Buben, die baarfuss in kurzen Hemdlein sich vor ihr herumtummelten. Der eine mochte zwei, der andere vier Jahre alt sein; doch zankten sie sich darum, an die Brust der naturfrischen Mutter liegen zu können und mit Behagen von der süssen Milch zu kosten, was die gute Mama ruhig gewähren liess. — An der Wand stand ein Tischchen mit duftenden Blumen bestellt, darüber hing ein dunkles Oelgemälde, das Portrait des ehemaligen Kaisers Don Agostin Iturbide darstellend, daneben mehrere kleinere Bilder aus der heiligen Geschichte und in der Ecke hinter dem Mustrador war der Feuerheerd angebracht, mit einzelnen ärmlichen Kochgeschirren ausgeschmückt. So sah es bei unserm Eintritt im Hause der Sennora Sabina de Balba aus. Diese Leute liessen sich durch unser Erscheinen nicht sonderlich ausser Fassung bringen, das Monte wurde fortgespielt, die Mama fuhr fort, ihre grossgewachsenen Säuglinge zu befriedigen, und wir hatten uns

ungeheissen selbst Sitze zurechtzustellen. Dennoch wurde es uns bald behaglich bei diesen Naturkindern und die landesüblichen Tortillas und Frijoles mundeten prächtig. Das Haus der Sennora Sabina de Balba enthielt in früherer Zeit eine Anzahl bewohnbarer Gemächer, aber es war der guten Frau gegangen, wie ihren Nachbarn; ein Zimmer um das andere wurde mit der Zeit verlassen, das eine als Ziegenstall eingerichtet, das andere als Maismagazin, und fünf andere gingen gänzlich in Ruin. — So war denn als einziger bewohnbarer Raum die eben beschriebene Schenkstube geblieben. Den Estrangeros machte man das Nachtlager draussen unter der Vorhalle zurecht, nämlich es wurde auf dem Erdboden ein Rohrbündel ausgebreitet, eine Matte darüber gelegt und eine zerrissene Decke. —

Als Alexander von Humboldt mit seinem Gefährten Bonpland im Jahr 1803 Chilpanzingo berührte, mag diese Stadt noch etwas besser ausgesehen haben; er war ebenfalls von Acapulco heraufgekommen, hatte jedoch anfänglich einen andern Weg eingeschlagen, durch die beiden heissen Thäler Mescala und Paraguyo, wo die Temperatur im Schatten dreissig Grad Reaumur misst, und die wir wegen dem dort regierenden Fieber vermieden. Von Chilpanzingo wandte er sich über die Hochebene Tchuilotepec, durch das silberreiche Tasco, dann über Cuernavaca und Guchilaque nach der Hauptstadt Mexico. Die Höhe von Chilpanzingo bestimmte er auf 2328 Pariser Fuss und bezeichnete sie als die untere Vegetationsgrenze für die Eiche; diese Vegetationsgrenze reicht auf der Westseite um 532 Fuss tiefer herab, als auf der östlichen Seite, und erstere wird deshalb auch als die gesundere Lage bezeichnet.

Das Hochplateau, welches sich von Chilpanzingo in östlicher Richtung ausdehnt, ist von mehreren Flüssen durchschnitten, deren Bette versandet und mit Geschiebbänken derart angefüllt sind, dass sie bei dem mindesten Anschwellen bald links, bald rechts die Ufer überfluthen,

in das baubare Land einbrechen und den bessern Boden wegschwemmen, aber man lässt die Sache gehen und nimmt nicht die mindeste Vorkehrung, um dem Uebel zu steuern.

Bei dem Orte Zumpango beginnt die Cactus-Vegetation lebhaft aufzutreten und sich in den seltsamsten Formen zu entfalten. Die Umzäumungen der Gärten neben den Hütten sind aus Cacteen gebildet, die wie eckige Basaltsäulen mit langen Stacheln gepanzert, zehn Fuss und mehr in die Höhe ragen. An andern Stellen wuchert die dornige, wilde Ananas und gruppirt sich um die ausgestreckten Schwerterbündel der Agave.

In Chipale, einem elenden Indianernest, wurden wir von der Nacht überrascht und mussten dort Quartier nehmen; ich werde zeitlebens an dieses Nachtlager denken. Ein Blätterdach, auf einer Anzahl Stöcke ruhend, von biegsamen Ruthen quer durchflochten, bildete die Alberga, in welche unser Capo, der Besitzer unserer Maulthiere, uns einführte. In einer Ecke sassen zusammengekauert einige braune Weiber, mit straff über Gesicht und Nacken herabhängenden Haaren, die um die Wette Tortillas rieben, tätschelten und auf glühenden Kohlen brieten, sich dabei von Zeit zu Zeit mit dem Ellbogen den Schweiss abwischend, der von Stirne und Wangen troff. Nebenan kauerte eine Mutter mit ihrem Säugling an der Brust. Ein anderer Schreihals lag in einem vom Dach herabhängenden Weidenkorb. Ein ferneres Häuflein Kinder spielte lärmend mit den Hunden, den Hühnern und den Peregidos, die in keinem Haushalt mangeln; auch gingen die Schweine des Hauses ungestört ein und aus und entblödeten sich nicht, die Estrangeros zu beschnüffeln. Wir machten uns mit unsern Sätteln und Decken ein leidliches Lager zurecht und streckten uns aus — aber nun fing der Jammer erst an; hüpfendes Ungeziefer strömte in Schaaren heran und wir wurden geplagt, wie Gulliver unter den Zwergen; dermassen geplagt, dass ich mich für meinen Theil gerne hinaus-

gelegt hätte unter den freien Himmel, wenn es nicht stromweise geregnet hätte. Es war mir nicht möglich, so müde ich war, ein Auge zu schliessen. Um drei Uhr in der Frühe, als es zu regnen aufhörte, packten wir unsere Thiere und ritten hinaus in die kohlschwarze Nacht. Wir hatten in dieser egyptischen Finsterniss Mühe, uns beisammen zu halten, da man nicht über eine Maulthierlänge vor sich hin sah. — Als es endlich Morgen geworden und wir so vier Stunden geritten waren, machten wir in Mescala Halt und erfreuten uns an einem seltenen, aber um so wohlthuenderen Frühstück, aus Caffee, Tortillas, Carne und Frijoles bestehend. Der Ort Mescala hat zweifelsohne seinen Namen von der in der Umgebung häufig vorkommenden Pflanze, die Mescal, deren Wurzel den dortigen Indianern als Nahrungsmittel dient. Mescal wird übrigens auch der aus der Agave bereitete Branntwein genannt.

Hier war der Rio de Mescal zu passiren; vorerst mussten wir hierzu die Bewilligung beim Alcalden einholen, dessen Wohnung wir uns weisen liessen. Wir trafen sie verschlossen; am Thürpfosten hing statt der Klinke oder dem Klopfer eine kleine Trommel mit einem Schlegel daneben, auf welcher man seine Gegenwart anzumelden hatte. Ich trommelte aus Leibeskräften den Basler Morgenstreich und endlich nach langem Harren wankte der alte Secretarius heran, visirte mit zitternder Hand unsere Passa-porte und stellte uns noch eine Extrabewilligung für die Flusspassage aus; alles für einen Real per Kopf. Nach Verlauf einer halben Stunde waren wir am Rio de Mescal; die Fähre bezeichnete eine dünne Rauchsäule. Um das Feuer lagerten mehrere Indianer, dem auslöschenden Stamm der Pintus angehörend, die sich durch ihre dunkelbraune, aber verschiedenartig gefärbte Haut unzweifelhaft als solche kenntlich machten. Sie waren mit dem Flechten der beliebten mexicanischen Strohhüte, rundgublig mit breitem Rand, beschäftigt. Das Fahrzeug, in dem wir uns

übersetzen lassen mussten, bestand aus einem aus dünnen Zweigen zusammengeflochtenen Boden von circa sieben Fuss Länge und fünf Fuss Breite, an welchem unterhalb eine Anzahl Calabassen angeheftet waren, die dazu dienen müssen, dem Fahrzeug Tragfähigkeit zu verleihen. Dieser Korb wurde nun ins Wasser gesetzt, das Sattelzeug gleichmässig darauf vertheilt und die Passagiere so sachte wie thunlich darauf abgesetzt. Als wir unsere Bewilligungen abgegeben und das Fahrgeld entrichtet hatten, sprangen zwei dieser Pintus ins Wasser, fassten das Fahrzeug an beiden Enden an und gaben ihm schwimmend die gewollte Richtung; die Maulthiere wurden an langen Leinen nachgezogen. Bei der Ueberfahrt erzählte uns der Führer, dass die französischen Truppen von Mexico aus bis an den Rio de Mescal herabgekommen seien; auf der südlichen Seite wäre jedoch das Ufer von den Liberales besetzt gewesen; man hätte sich gegenseitig mit Flintenschüssen und mit Scheltworten begrüsst, aber am Ende seien die Franzosen genöthigt gewesen, unverrichteter Sache wieder abzuziehen. Glücklich jenseits angekommen, sahen wir noch zu, wie einer der Pintus das Fahrzeug auf den Kopf nahm und es flussaufwärts trug, um an geeigneter Stelle wieder an's jenseitige Ufer zu kommen. Immer mehr entwickelte sich bei unserem Weiterkommen der grosse Reichthum der Cacteen, die dem Lande Mexico eigenthümlich sind. Die Agaven-, Bromelien- und Yuccaarten wechseln in unglaublicher Mannigfaltigkeit und kommen an Stellen vor, wo der felsige, sandige Boden ihnen nur höchst stiefmütterlich einige Nahrung beut. Man kann sich nicht genug darüber wundern, wie so üppige, strotzende Pflanzengebilde auf so ödes Land sich verpflanzen konnten. Eine herrliche Spezies bildet die Opuntia arborescens, die mitten aus einem Gefüge länglichter, fontainenartig herabfallender Blätter einen dicken Stengel hervortreibt, dessen Aeste und Zweige zu einer Krone aufgebogen sind, die mit unzähligen Stacheln bewaffnet eine Menge gelber

Saamenknollen zur Schau trägt. Daneben kommt auch die Tunis, der Feigencactus häufig vor, die zwischen ihren fleischigen Blätterlappen feigenartige rothe Früchte trägt, die allgemein als Frucht genossen werden; und mitten durch die Tunis sieht man oft die lange dornige Ruthe der Fonguira emporragen.

Wir passirten die Ortschaften Halitla und Tonalapa, deren Bewohner an Fremden schon üble Erfahrungen erlebt haben müssen; denn scheu wandten sie sich von uns ab, als wären wir marodirende Soldaten und auf unsere Bitten um irgend eine Erfrischung gegen baares Geld, antworteten sie hartnäckig mit: „No hai — nada" — vielleicht das einzige Spanisch, das ihnen geläufig war.

Unerbittlich ging es vorwärts, die armen Thiere waren müde und mussten immerfort zu lebhafterem Schritt angespornt werden. Die Sonne brannte mit unerträglicher Beharrlichkeit auf uns herab, vom Boden wirbelte feiner, trockener Sand auf. Unsere Augen waren vom Glast fast erblindet und die Zunge an den Gaumen fest gebannt. Lautlos ritten wir fürbas; jeder hing seinen eigenen Gedanken nach und hatte Mühe, seine Lebensgeister aufrecht zu erhalten. Ich dachte an den grossen Bierkessel in der Pacific-Brewery und es kam mir vor, ich hätte ihn unabgesetzt austrinken können; dachte an die dicke Schneedecke in Meadow-Lake und hätte können eine ganze Lawine durch den brennenden Schlund herabkollern lassen. Diese Bilder zogen immer wilder durch mein Gehirn — es ward mir schwarz vor den Augen — ein Schrei — und ich lag wie entseelt zu Füssen meines Maulthieres. Meine Gefährten hatten Mühe, mich aus meiner Ohnmacht zu wecken und mich wieder sattelgerecht zu machen. — Wir waren in einer schlimmen Lage, Menschen und Thiere bis auf's äusserste erschöpft; dabei war unser Capo noch vom rechten Pfad abgewichen und so lavirten wir bald nach links, bald nach rechts und dies so lange, dass wir erst bei ein-

gebrochener Nacht Sacacoyuco erreichten, wo wir in einem umfangreichen Gehöfte, in welchem patriarchalische Sitten herrschten, eine freundliche Aufnahme fanden. Gestärkt durch gute Pflege und wohlthuenden Schlaf setzten wir am folgenden Morgen unsere Reise wieder fort.

Als wir wieder einmal über den Rücken eines der unzähligen Hügel gekommen waren, welche die Stufen zum mexicanischen Hochplateau bilden, hatten wir den reizenden Ueberblick auf das mitten in einem fruchtbaren Thalboden gelegene Städtchen Iguala, das rings von hohen Bergen umschlossen ist. Aus der Ferne gesehen, ist dieser Ort ein wahres Paradies. Aus einer freundlichen Häuser-Gruppe, mitten im Thalkessel gelegen, erhebt sich der blendendweisse Kirchthurm; Häuser und Hütten liegen in saftiges Grün gestreut, überragt und umschattet von prächtigen Laubbäumen und rings herum wogende, grüne Felder. Bald klapperten die eisenbeschlagenen Hufe unserer müden Thiere über das etwas holperige Strassenpflaster; ein Huf klapperte jedoch nicht, denn es war ihm der Beschlag irgendwo stecken geblieben und derweil hier dafür Ersatz verschafft wurde, musste die kleine Karawane der Ruhe pflegen.

Wir nahmen in einem Eckhaus gegen die Plaza Angesichts der Hauptkirche Quartier und schauten aus einem landesüblich vergitterten Fenster dem Exercitium der in Iguala liegenden Truppen zu. Letztere bestanden aus Reisigen und aus Berittenen; aus Braunen und aus Bräunlichen, jeder Soldat in seiner Privatuniform. Der Eine trug eine Jaketa, der Andere hatte keine; dieser stak in Lederhosen, jener war in Baumwolle gewickelt; der Eine hatte ein ganzes Hemde, sein Nebenmann blos das Fragment eines solchen. Die meisten der Fusssoldaten entbehrten der Beschuhung, einzelne trugen Sandalen, die Mehrzahl aber war baarfuss; als Kopfbedeckung trugen die meisten den breitrandigen Sombrero

von Stroh oder von Filz. Die Bewaffnung entsprach vollständig der Montirung; der Eine hatte einen Karabiner mit Feuersteinschloss, der Andere eine lange Entenflinte, ein Dritter eine Muskete; gleiche Verschiedenheit in den Seitengewehren. Die ganze Mannschaft hatte eher das Aussehen einer Räuberbande, als das einer stehenden Truppe; auch der Commandirende, der schon genannte Bandenchef Figaro, sah ganz rinaldorinaldinimässig aus. Die Bewohner von Iguala schienen ob ihrer Besatzung nicht sonderlich ergötzt zu sein; sie fanden es aber am Gerathensten, sich in ihr Schicksal ruhig zu fügen; war es doch nicht das erste Mal, dass sie sich unter der Fuchtel einer verwilderten Soldateska befanden. Schon im Jahr 1821, am 23. August, war in der kleinen Stadt Iguala der Anstoss zu einer zweiten mexicanischen Revolution gegeben worden, bekannt unter dem Titel „der Plan von Iguala", welcher die mexicanische Nation als eine unabhängige und die römisch-katholische Religion als Staatsreligion erklärte. Die erste Schilderhebung erfolgte durch Miguel Hidalgo, der den priesterlichen Ornat mit dem Schwert vertauscht hatte. Gegen ihn kämpfte die mexicanische Krone und für letztere auch Don Agostin Iturbide, geboren in Valladolid im Staat Mechoacan. Dieser Agostin Iturbide stammt aus einer angesehenen Familie und hatte in seiner Jugend eine sorgfältige Auferziehung genossen; lange kämpfte er für die spanische Herrschaft und legte zu Gunsten dieser letztern glänzende Beweise von Ergebenheit, Muth und militärischer Tapferkeit an den Tag, obschon sein Kriegspfad auch durch unnütze Grausamkeit bezeichnet war. Diesem Don Agostin Iturbide wurde in Folge dessen von dem damals regierenden Vice-König Apodaca das Commando über die bewaffnete Macht in Mexico übertragen und zunächst erhielt er den Auftrag, 500,000 Piaster nach Acapulco zu escortiren. Unterwegs hielt es jedoch der vicekönigliche Vertrauensmann für angemessener, sich selbst in den Besitz

des werthvollen Geldtransportes zu setzen und in der Stadt Iguala das neue mexicanische Königthum und seine Trennung von Spanien zu proclamiren, welche Treulosigkeit ihm nebenbei die mexicanische Krone eintrug.

Iguala sollte auch für mich eine Stätte des Verrathes und der abscheulichsten Beraubung werden. Um vor den streifenden Militärs unsere Angehörigkeiten zu sichern, versorgten wir die Sättel unserer Maulthiere sammt unsern Reisebündeln in die Alberga und zu grösserer Vorsicht wurden letztere mit den Sätteln zugedeckt. Erst dann erlaubten wir uns, die Stadt etwas näher anzusehen. Es waren, wie wir vernahmen, noch in der neuesten Zeit mehrere amerikanische und deutsche Handels- und Gewerbsleute dort angesessen, welche jedoch alle mit Hab und Gut abzogen, als General Figaro diesen Platz zu seinem Hauptquartier machte. Wir fanden den inneren Theil der Stadt, die Kirche als Centrum mit inbegriffen, von den übrigen Strassen durch Verschanzungen abgetrennt und die Communication nach aussen nur durch schmale Durchpässe offen gehalten, so dass dieser innere Stadttheil im Angriffsfalle als Kastell dienen konnte.

Ein heftiger Platzregen trieb uns jedoch bald in's Quartier zurück, wo wir ein Gegenstand der Neugier der aus- und eingehenden Offiziere und Soldaten waren. Endlich war es stiller geworden und wir machten uns das Nachtlager mit unseren Sätteln und Decken zurecht.

Bei Tagesanbruch sollte wieder aufgeprotzt werden; — aber man denke sich meinen Schreck! — Ich war vollständig ausgeplündert. Irgend ein Schelm hatte gewusst, meine wohl versteckte Habe, während ich schlief, unter dem Sattel hervor zu kriegen. Meine ordentlichen Kleider, mein gutes Weisszeug, meine Reiseskizzen, meine poetischen Versuche in ein Bändchen zusammengetragen, mein Reisepass, mein Heimathschein, meine Empfehlungsbriefe — Alles war weg — Alles verloren! — So leichten Kaufes wollte ich jedoch mein kostbares Eigenthum nicht

dahin geben; ich eilte zum Prefecto-Politico, der mich anhörte und mir versprach Nachforschungen halten lassen zu wollen. Dieses Versprechen wurde mir aber mit einer Indolenz gegeben, dass ich gleich merkte, es werde nichts gethan. Ich fasste daher in der Verzweiflung den Entschluss, General Figaro selbst aufzusuchen und appellirte an sein Gerechtigkeitsgefühl und an seine Grossmuth. Er konnte an der Wärme, mit der ich meine Sache vortrug, wohl absehen, welchen Werth ich auf die Wiedererlangung meiner Effekten setzte; er nahm daher meine Bitte gnädig auf und beorderte einen seiner Offiziere ab, mit mir nach der Alberga zu gehen und Nachfragen halten zu lassen. Dieser kannte jedoch seine Pappenheimer sehr wohl und all' sein Bemühen ging nur darauf hinaus, mich über meinen Verlust zu trösten. Nachdem ich mit meinem Begleiter und dem Maulthiertreiber von Pontius zu Pilatus gerannt, jedoch überall mit leeren Worten abgespeisst worden war, musste ich mich endlich entschliessen, ohne meinen Plunder, so wie ich stand und ging, die Reise fortzusetzen, nachdem ich der Donna Margaritha dringendst empfohlen hatte, mir beim Wiederfinden meines Eigenthums wenigstens die Schriften an die aufgegebene Adresse nachzusenden, was sie gerne versprach — jedoch niemals in den Fall gekommen ist, auszuführen. Zum Glück hatte ich mir angewöhnt, meinen Geldvorrath auf dem Leibe zu tragen, so dass mir doch wenigstens die Subsistenzmittel geblieben sind. Niemals war ich während meiner ganzen Reise mit schwererem Herzen von irgend einem Orte abgezogen, als von dem treulosen Nest Iguala. Den Verlust meiner Werthsachen, den hätte ich noch verschmerzt, aber meinem Liederbuch, meinen Notizen, meinen Schriften — denen weinte ich bitter nach, und der Himmel, mit Gewölk düster umzogen, weinte mit mir.

Lautlos verfolgte die Carawane einen höchst beschwerlichen Weg, der vom Thalboden gegen den Rand des Kessels sehr steil ansteigt; wir passirten die Orte

Platanillo und Vento della negra, welche wie Schwalbennester an die felsige Bergflanke angeheftet sind. So ging's über eine Stunde bergan und die guten Maulthiere hatten viel Mühsal, um über das lose Geröll und die glatten Steinplatten empor zu kommen. Links und rechts wucherte wildes dorniges Gestrüpp und hie und da sahen wir aus demselben Trümmer früherer Ansiedlungen hervorragen. Als wir die Passhöhe erreicht hatten, mussten wir auf eben so steilem Saumpfad jenseitig eine gleiche Strecke bergab reiten. Glücklich für die müden Esel und für uns nahm uns, unten angekommen, ein freundliches Rancho auf; die Thiere bekamen einen Armvoll Maisstroh und eine Quardilla Maiskörner, und wir erlabten uns zur Abwechslung an Tortillas und Frijoles. Nachdem wir uns allseitig ausgeruht und gesättigt, brachen wir wieder auf und erreichten nach längerem Ritt das Städtchen Amacuzoc. — Amacuzoc trägt noch die Spuren früheren Glanzes an seinen, nunmehr dem Ruin entgegensinkenden stattlichen Gebäuden altspanischen Styles, die mit ihren hohen Giebeln und spitzen Thürmchen malerisch aus dem sie umgarnenden und überragenden Grün hervortreten. Ohne längeren Aufenthalt ging's jedoch vom tief eingeschnittenen Flussbett mehrere Stunden lang aufwärts bis zur Hacienda de San Gabriel. —

Eine Hacienda ist eine grössere Besitzung, zu welcher eine Anzahl Ranchos und Labores gehören. Unter Ranchos versteht man dort das Wiesenland nebst den dazu gehörenden Sennereien und unter Labores das Ackerland und die Oekonomie-Gebäude. An Don Alexandro, Besitzer der grossen Hacienda de San Gabriel, hatte ich von Acapulco aus ein Empfehlungsschreiben; das war nun allerdings verloren, dennoch näherten wir uns dem stattlichen Gehöfte und ritten durch das weite, militärisch bewachte Thor in den grossen Hofraum ein, der von der einen Seite durch das weitläufige, in maurischem Styl erbaute Herrschaftsgebäude, durch die Kirche der

Hacienda und von der andern Seite durch die Zuckermühle, die Siedhäuser und die Brennerei abgeschlossen wird. Das Erdgeschoss des Herrschaftsgebäudes bildet eine auf schwerfälligen steinernen Pfeilern ruhende Halle, von der sich eine breite steinerne Treppe nach den oberen Etagen erhebt. Unter dieser mit breiten Steinplatten belegten Vorhalle sassen um einen massiven, viereckigen Tisch herum in weiten Lehnstühlen die Herren der Administration, nämlich der Hausherr mit einigen seiner Angestellten. Boten und Geschäftsfreunde ritten ab und zu, ihre Pferde und Maulthiere jeweilen an den in der Mauer angebrachten Ringen befestigend. Die Administration erhielt Briefe und mündliche Kundschaft und ertheilte schriftliche und mündliche Antwort. Bald kam die Reihe auch an mich, ich richtete meinen Gruss aus und erzählte mein Missgeschick mit den gestohlenen Effekten. Don Alexandro, ein sehr nobel aussehender Cavallero, bezeigte mir sein Beileid und zugleich sein volles Zutrauen und stand keinen Augenblick an, mich mit sammt meinem Gefolge freundlich aufzunehmen; er stellte mir sogar in freundlichster Weise das Anerbieten, einige Tage in seiner Hacienda auszuruhen. — Er zog die Glocke an und alsobald erschien der Major-Domo, welchem der Befehl ertheilt wurde, uns die nöthigen Gemächer anzuweisen. Dieser Major-Domo war eine prächtige Figur, ein wahrer Figaro. Man stelle sich einen wohlgewachsenen, wohlgenährten Mann in den besten Jahren vor, mit rundem hellbraunem Gesicht, von grossen, heiteren Augen erleuchtet und von breiten Augenbraunen und kurzem Schnurrbart beschattet; in knapper, runder Jakcta von schwarzem Sammt und eng anschliessenden Hosen von gleichem Stoff, beide reich mit Silbertressen besetzt; um die Lenden einen breiten Ledergürtel mit daran befestigtem Schlüsselbund und über die Brust ein feines, mit Stickerei verziertes Hemd. In der einen, mit zierlichen Manschetten geschmückten Hand hielt er gehorsamst seinen mit goldener Schnur

und Troddel besetzten Sombrero, und hiess uns die breite Treppe hinaufsteigen, auf welcher zwei mächtige Doggen, den Kopf über die gekreuzten Pfoten ausgestreckt, wie lauernde Sphinxe der Länge nach lagen. Dank dem strengen Blick des Major-Domo kamen wir mit heiler Haut an ihnen vorbei. Wir wurden in eine weite, hohe, mit Steinplatten belegte Halle geführt, deren Wände und Decke mit Fresken bemalt waren. Das Ameublement derselben war einfach, aber der Halle entsprechend. Vor den eisernen Bettstellen, den ersten Bettstellen, die ich bisher im Mexicanischen angetroffen, lagen buntgeflochtene Matten ausgebreitet und an den Wänden herum standen einige massive, hölzerne Stühle. Flugs wurde das Gesinde herbeigerufen, das uns mit frischem Wasser und Fussbädern bediente. Ich wurde als Cavallero behandelt, was mir sehr behagte, und mit höchsteigener Hand brachte mir der Major-Domo ein prächtiges Hemd und eine blendendweisse Jaketa aus seines Herrn Garderobe. Als wir uns so gut als möglich herausgeputzt hatten, wurde im Gehöfte herum Inspektion gehalten. Unstreitig ist die Hacienda de San Gabriel eine der schönsten Zuckerplantagen im Reich und die ganze Anlage lässt auf einen vornehmen Besitzer schliessen. Sie ist rings von einer Mauer umschlossen, die Gebäude selbst von ausserordentlich solider Konstruktion und das Ganze dermassen distribuirt, dass es im Nothfall in Vertheidigungszustand gesetzt werden kann. Vor der Mauer, dem grossen Eingangsthor gegenüber, befindet sich die Plazuela, die Ansiedlung der Eingeborenen, welche mit ihren Familien in der Hacienda arbeiten. Dem herrschaftlichen Gebäude entlang, unmittelbar unter dessen Fenstern, ist ein wohlgepflegter Garten angelegt, der terassenförmig sich abstuft. Eine Allee schattiger Platanen durchzieht ihn der Länge nach; neben an blühende Orangen- und Citronenbäume, die Yucca gloriosa mit ihrem riesigen Blüthenschaft und silberhellen Glocken; die Aguacates, die

Cherimollas, und ganze Büsche duftender Heliotropen und Rosen; Büsche und Bäume umschlungen von farbenreichen Passifloren. — In der Zuckermühle (Trapichez) war noch reges Leben; überall braune Gesichter mit lebhaften Augen; rührige, braune Arme aus knapper, weisser Gewandung. Die Einen schleppten auf dem Kopf grosse Bündel Zuckerrohr herbei; Andere zerkleinerten dasselbe und schütteten es unter die von Ochsen getriebenen schweren Walzsteine. Der ausgepresste Saft wurde in grosse Kessel gesammelt und zu braunem Mehl abgedampft, dann als Rohzucker in solide Kisten eingestampft.

Gleiche Thätigkeit in der Brennerei; in einigen Kesseln wurde das ausgepresste Zuckerrohr zu Rhum gebrannt, in andern der beliebte Vino de Mescal aus der Agave Americana bereitet, die kurzstämmig, mit langen hellgrünen Blättern in der Tierra templada und in der Tierra caliente vorkömmt. Zur Gewinnung des Vino de Mescal werden die gedörrten Wurzelstöcke klein gemacht, mit Wasser angesetzt, und wie sich Gährung zeigt, die Destillation begonnen.

Abends nach sieben Uhr erklang die Tafelglocke; an der Tafel selbst nahmen jedoch nur die männlichen Hausbewohner Platz; obenan der Hausherr mit seinen Freunden und Gästen; dann zu beiden Seiten die Söhne des Hauses und mehrere Angestellte der Hacienda; unten der Major-Domo, der das Commando über die Dienerschaft führte. Das Mahl, dem ausser den bekannten mexicanischen Speisen noch ein wohlschmeckender Braten und das lang entbehrte Brod beigefügt war, wurde durch eine lebhafte Unterhaltung über die politischen Zustände des Landes gewürzt, das Getränke bildete ein Trunk frischen Wassers. Nach aufgehobener Tafel wurden Cigarittos herumgeboten und eine Flasche Mescal aufgestellt, mit der sich namentlich der schmunzelnde Major-Domo viel zu schaffen machte, und so setzte sich die Unterhaltung bis in die späte Nacht fort. — Am folgenden Morgen war im Hofraum der Hacienda de San

Gabriel ein sehr bewegtes Leben. Zu den schon anwesenden Gästen hatte sich eine grössere Anzahl Cavalleros eingefunden, die auf feurigen Rossen sich herumtummelten. Es hatten nämlich die Hacienda-Besitzer der Umgebung zur Aufrechthaltung der Ordnung und zu gegenseitigem Schutz ein eigenes Corps Berittener unter sich und aus ihren Angestellten gebildet, unter Zuzug einer Anzahl honnetter Leute. Diese Guarda vereinigte sich jeweilen durch speciellen Aufruf eines ihrer Mitglieder, zur Sicherung von Waaren- und Geldtransporten, ferner zur Abwehr von Ladrones und marodirenden Soldaten. Es war dies ein malerisch ausstaffirtes und wohl ausgerüstetes Corps, im absoluten Gegensatz zu der Horde des General Figaro stehend. Prächtige Pferde, reiches Sattelzeug mit Silber beschlagen und mit schweren silbernen Steigbügeln behangen.

Die Mannschaft selbst aus lauter schmucken kräftigen Leuten zusammengesetzt, in reicher mexicanischer Landestracht; diese besteht aus einer kurzen runden Jaketa von Tuch oder Leder, eng anliegenden hirschledernen Beinkleidern, beide mit silbernen Knöpfen und Tressen verziert, aus einem Gürtel oder aus einer Echarpe mit Pistolen und Dolch besteckt, braunen Ueberstiefeln von gepresstem Leder; über die Schultern geworfen, tragen sie die Sarape oder die Manga, eine Art Decke und als Kopfbedeckung den reich verzierten Sombrero. Nachdem das Corps vollständig war und einige Evolutionen im Hofraum vor dem vergitterten Balkon der edlen Donna's ausgeführt hatte, zog es ab. — Die Sache wurde ziemlich geheimnissvoll betrieben; ich erfuhr nur so viel, dass ich an selbigem Tag wohl oder übel die Hacienda nicht verlassen durfte, dabei aber auf's gastlichste verpflegt wurde. — Dieser Rasttag hatte mich an Seel und Leib erfrischt; munter ging's am folgenden Morgen wieder weiter und zwar per pedes Apostolorum. Anfänglich führte der Weg durch bebautes Land, durch Zuckerrohr und Maisfelder und zeitweise kamen bald

näher, bald entfernter die Gehöfte einer Hacienda zum Vorschein. Später aber wurde die Gegend wieder wilder und die Cactus-Vegetation nahm mehr und mehr die Oberhand. Die schwertblättrigen Agaven, die Yucca's in ihren wunderlichen, mannigfachen Formen; die Cereen, die wie böses Gewürm dem Boden entlang kriechen, bis sie irgend einen Baumstamm erreichen, in den sie sich einranken und bis in die dreissig Fuss Höhe an ihm emporsteigen. Dann in geschlossenen Gruppen die sonderbar verwachsenen Opuntien, die indianischen Feigen-Cactusse. Merkwürdig ist es allerdings, dass die Cactusformen blos dem neuen Continent eigenthümlich sein sollen. Ihr Auftreten bald in kugelförmiger Gestalt, bald gegliedert, bald als hohe vierkantige Säulen, orgelpfeifenartig gereiht, sticht auch so ganz und gar von jedem andern tropischen Pflanzengebilde ab, von den Liliengewächsen, von den Bananen und andern. Bernhardin de St. Pierre nannte sie mit Recht vegetabilische Quellen der Wüste, denn unmittelbar entsteigen sie mit ihrem fleischigen, wasserreichen Zellengewebe einem dürren sandigen Boden. Auch soll es keine Fabel sein, dass vom Durst geplagte Maulthiere den Melonencactus in sandigen Gründen verborgen aufsuchen, mit ihren Hufen seine furchtbaren Stacheln entfernen und das saftige Fleisch desselben geniessen.

Wir kamen bei dem Dörfchen San Miguel vorbei und in dessen Nähe hatten wir wieder einen Fluss zu durchschreiten und zwar nach der Methode des ersten Adam. Etwas weiter davon entfernt war ich Zeuge einer Scene, die ich als ein Charakterstück mexicanischen Lebens nicht unskizzirt lassen will. Auf einem Vorsprung unweit des Weges sassen im Rücken geschützt von einem mächtigen Agavenbusch zwei junge Mexicanerinnen in der üblichen Landestracht; diese besteht aus einem faltenreichen Unterkleid, das aus zwei verschiedenfarbigen Stücken Baumwollenzeug zusammengesetzt ist; aus einem gestickten Hemd, welches die Lenden

bekleidet und bis an die Schulter reicht und aus dem blaugrauen Rebozo, einem länglichten Shawl, womit in graciösen Verschlingungen Kopf und Nacken eingehüllt werden; ferner aus seidenen Schuhen, in welchen die unbestrumpften Füsschen stecken. Diese beiden jungen Mexicanerinnen zeigten sich keineswegs erschrocken, als zwei Rancheros, die des Weges daher kamen, an sie heranritten und sich mit ihnen in ein Gespräch einliessen. „Oiga Donna Juanita!“ rief der vordere dieser Reiter mit lächelnder Miene „Quieres tu andar con mi?“ „„Con mucho gusto Sennor Rosario““, war die freundliche Antwort. Alsobald legten die beiden Cavalleros ihre Sarapen auf der Kruppe ihrer Pferde zurecht, umfingen, vom Sattel sich herabbeugend, die schlanken Hüften, und mit einem Schwung sassen die beiden Donzelas, eine jede neben ihrem Cavallero, diese letztern mit ihrem rechten Arm umschlungen haltend. Grüssend ritten sie an uns vorüber und nur zu bald entschwand das freundliche Bild aus unserem Gesichtskreis.

Derweilen kam bei weiterer Fortsetzung unserer Wanderschaft der Abend heran und wir fanden in der Hacienda San José eine willkommene Herberge. Diese Pflanzung hat weder den Umfang, noch den Reichthum von San Gabriel, produzirt aber ebenfalls Zucker und Mescal.

Hier in den hochstehenden Zuckerrohrfeldern ergötzte mich zum erstenmal das Spiel der flimmernden Luzernes. Die Luzernes (von Luz, Licht) sind beflügelte Insekten, die wie unsere Johanniswürmchen in der Nacht leuchten. Diese Leuchtmücken treten jedoch nicht einzeln auf, sondern in ganzen Schwärmen, ähnlich wie bei uns die Mücken in der Abendsonne tanzen, und so ist es höchst erbaulich, die tausend und tausend bläulichen Lichtfunken durcheinander wirbeln zu sehen, die in flimmernden Bogen aus dem dunkeln Grund hervortreten und sich in letzterem wieder verlieren. Nach einer wohlschmeckenden Tasse Chocolade, das gewöhnliche Frühstück der vornehmen Mexicaner, setzten wir

am andern Morgen unsere Wanderung wieder fort, stiessen jedoch lange Zeit auf keine menschliche Wohnung; endlich erreichten wir ein klosterähnliches Gebäude, das aber völlig einsam und verlassen stand; die Mönche oder Nonnen, die darin gehaust hatten, waren abgezogen oder in der Kriegszeit entflohen. Wie ich schon unterwegs vernommen hatte, ist Juarez weder ein Freund der Klöster, noch der Pfaffen. Bei seinem ersten Auftreten hat er der Geistlichkeit auf's strengste verboten, ausserhalb der Kirche das priesterliche Gewand zu tragen oder sich irgendwie vor andern Bürgern äusserlich auszuzeichnen. Es war dies allerdings eine sehr gewagte Massregel gegenüber einem solchen unwissenden und bigotten Volke, in einem Land, das von Pfaffen und Klöstern wimmelte; aber diese Massregel wurde mit aller Strenge durchgeführt. Ohne Klostersuppe ging's also weiter, bis wir endlich die Firsten einer Hacienda entdeckten. Doch wie sehr waren wir enttäuscht, als wir vor ihrem Thore müde und ausgehungert angelangt, wohl ein grosses Häusergeviert vor uns hatten, aber ein solches, das vollständig im Verfall war. Das Erdgeschoss ruinirt, alle Fenster zertrümmert; — da hatte allerdings die Zerstörungswuth irgend einer Kriegshorde übel gehaust. Nach längerem Forschen entdeckten wir im oberen Theil des einen Gebäudes menschliche Gestalten; wir erkletterten die Ueberbleibsel einer zertrümmerten Stiege und trafen den Major-Domo, einen wohlwollend aussehenden Mann, der mit zwei alten Dienern allein in der Hacienda wohnte; die Herrschaft war geflohen und noch nicht wieder zurückgekehrt, der Sennor hies es, suche in Mexico die Mittel zur Wiederherstellung seines Gehöftes. Er hiess uns nach alter Gewohnheit Platz nehmen, das war aber mit Schwierigkeiten verknüpft, da in dem entleerten Gemach weder Stühle noch Matten sich vorfanden. Endlich zogen wir eine umgestürzte Kiste herbei und setzten uns zu dem treuen Diener, der uns erzählte, wie eine versprengte

Abtheilung Franzosen auf der Flucht sich der Gebäulichkeiten der Hacienda bemächtigt, solche in Vertheidigungszustand gesetzt und dabei Alles zerstört hätte. Wie die Republikaner in der folgenden Nacht einen Angriff gewagt, in das Gebäude eindrangen und den Feind herauswarfen. Er erzählte uns, wie die Kugeln pfiffen, wie im Hofraum und in den Gängen des Hauses gekämpft wurde, und dass so mancher hingestürzt und seiner Lebtag nicht wieder aufgestanden sei; wie man die Verwundeten fortgeschleppt und die Todten begraben habe. Ihm lag der Schlotter noch in den Knieen und Thränen stürzten ihm aus den Augen, wenn er vom früheren Glanz der Hacienda sprach. Immerhin wurden wir mit einer Schüssel Frijoles und mit Tortillas regalirt; erstere waren zwar etwas sauer und letztere etwas schimmlig, aber der Hunger auf der einen und das gastfreundliche Benehmen mitten im eigenen Elend auf der anderen Seite liessen uns das Mahl dennoch schmecken. Zum Schluss wurde ein Glas Mescal getrunken auf die Wiederherstellung und das gute Gedeihen der Hacienda San Matheo. — Von hier fängt der Weg an breiter zu werden und sich allmählig zu einer eigentlichen Kunststrasse zu gestalten, diese letztere sogar zu einer soliden steinernen Brücke, die in weitem Bogen über einen frischen Bergstrom schreitet, zu dessen beiden Seiten sich ein üppiger Pflanzenwuchs entfaltet. Doch schreiten wir nicht zu schnell über diese erste unserer Brücken hinweg, sondern sehen wir einen Augenblick zu, wie die graugrünen Wogen durch eine tief eingeschnittene Schlucht sich drängen, wie die glatten Basaltstöcke wie grosse Kristalle aus den Wänden und aus der Tiefe ragen und wie die kleidende Flora mit Busch, Gras und Blumen aus jeder Ritze dringt und auf jedem Vorsprung sich ansiedelt.—

Auch jenseits der Brücke hatten wir die Fortsetzung einer wohlthuenden Landschaft; wir wandelten durch den schönsten aller Lustgärten, von Mutter Natur angelegt und gepflegt, durch Palmen-Aleen, Bananen- und

Magnolien-Anlagen, bei Gruppen von baumartigen Farren vorbei, unter schattenbringenden Anonen, Cheremoyas, Aguacades und andern zierlichen Laubbäumen mit Parasiten geschmückt und von mächtigen Schlingpflanzen umwunden. Mitten in diesen Park hinein gestreut liegt eine Ortschaft aus niedern Rohrhütten erbaut; aus der einen derselben drang ein munteres Durcheinander jugendlicher Stimmen. Ich trat hinzu, öffnete die Thüre und befand mich mitten in der Dorfschule, wo eine ältliche Donna so etwa 50 kleine braune Teufelchen unter ihrem Scepter hielt, die lustig durcheinander kreischten, wie ein Käfig voll Peregitos; sich balgten, sich haschten und übereinander purzelten; kurz — zwischen dem Affenpavillon im Jardin des plantes und dieser Dorfschule fand ich keinen andern Unterschied, als in der schöneren Anlage des ersteren; das tolle, drollige Treiben der Insassen war dasselbe.

Weiter von dieser freundlichen Ortschaft verdichtet sich der Park allmählig zu einem eigentlichen Wald, der das ganze Jahr hindurch grün belaubt und schattenbringend sich erhält. Mit den zahlreichen Eichenarten, die darin vorherrschen, mischen sich Familien, welche mehr dem Tropenland angehören, der glanzblättrige Lorbeer, die gewürzigen Myrthen und als Unterholz die zierlichen Mimosen und die duftenden Monimien. Diese Gebirgswaldungen enthalten viel Gewild; es hausen darin zottige Coyotes, träge Opossum's und Wildschweine, auch Füchse, Rehe und Hasen. Die immer mehr wachsende Lebendigkeit des Verkehrs auf unserer Strasse kündigte uns die Nähe einer grösseren Ortschaft an. Wirklich erreichten wir nach Verlauf einer Stunde das niedliche Städtchen Guernavaca (zu deutsch Kuhhorn), das nur circa zwanzig Leguas von der Hauptstadt Mexico entfernt liegt. Wir erfreuten uns am Anblick der freundlichen Häuser, der reinlich gehaltenen Strassen, der wohlerhaltenen öffentlichen Gebäude, einer imposanten Kathedrale und einer sauberen Kaserne. Welch' angenehmen

Contrast bildet dieses freundliche Guernavaca gegenüber den in Ruin verfallenden Städten Iguala und Chilpanzingo!

In Guernavaca lag ebenfalls Besatzung und zwar ein neu eingekleidetes Corps, dessen Uniform aus rother wollener Jacke, weissen Beinkleidern und rundem Strohhut bestand. Wir hatten Grüsse an einen hier niedergelassenen Schweizer auszurichten und stellten uns am folgenden Morgen dem Sennor San Jago Siegrist, aus Zürich gebürtig, vor, der seit längerer Zeit in Guernavaca seine Residenz aufgeschlagen hat. Wir wurden von ihm auf's herzlichste empfangen und mussten ihm sofort das Versprechen ablegen, wenigstens einen Rasttag bei ihm zu halten. Sennor San Jago Siegrist machte in seiner Jugend nach absolvirter Schule die Lehre als Mechaniker in der Maschinenfabrik von Escher, Wyss und Comp. in Zürich, er kam von dort nach Spanien und später nach der Havanna, wo er viele mechanische Einrichtungen leitete. Zur Erweiterung seiner Kenntnisse bereiste er Nordamerika, um sich dann schliesslich im Mexicanischen zu fixiren. Seine Specialität ist die Einrichtung und Reparatur von Zuckermühlen und da Guernavaca mitten im Bereich der Zuckerproduktion liegt. so hat er eine sehr ausgedehnte Kundschaft, die sich auf viele Tagreisen in der Runde erstreckt. Siegrist ist dabei ein heller, spekulativer Kopf, der auf Kauf und Tausch diejenigen Geschäfte mitnimmt, die sich eben darbieten; auch geniesst er weit und breit nicht nur den Ruf eines ausgezeichneten Mechanikers, sondern er ist auch als ehrbarer Mann von der Bevölkerung hoch gehalten. Die Invasion der Franzosen hat ihm zwar grossen Schaden gebracht, nicht allein durch die eingetretene gänzliche Stockung aller Geschäfte, sondern auch durch wiederholt erlittene Plünderung und Raubanfälle. Die Sicherheit für Person und Eigenthum war im Moment meines Besuches gewährleistet, jedoch lag das Geschäft noch ganz darnieder, sonst würde mich Siegrist sehr gerne als Gehülfen aufgenommen haben. Nach glücklich ver-

lebten Stunden, während welchen unser Landsmann uns auf's gastfreundlichste bewirthete, schickten wir uns am folgenden Tage an dem vorgesteckten Ziele wieder um eine Strecke näher zu kommen; zwar fährt eine Diligencia von Guernavaca nach Mexico, jedoch zog ich vor, den Marsch zu Fuss weiter fortzusetzen. Von Guernavaca führt die Strasse ungefähr eine Stunde lang durch eine fruchtbare Ebene, die mit Zuckerrohr, Mais, Kaffee, Indigo und Frijoles reich bepflanzt ist; dann erst beginnt das Gebirge, das in weiter Rundung die letzte Stufe des Plateau's bildet, auf welchem Mexico liegt. Bei dem kleinen Rancho Sacabesco hatten wir den Gipfel der ersten Gebirgsvorlage erreicht und genossen dort einen herrlichen Rückblick über die Landschaft von Guernavaca. Die Lenden des Gebirges sind von dem Mantel einer prachtvollen Waldung sorglich umhüllt, der im Glanze der untergehenden Sonne in allen Farben vom brennendsten Grün bis in die dunkelsten Schatten schillerte. Am Fuss dieser Berge sind in regelmässig gezogenen Linien Kaffeepflanzungen angelegt und an sie reiht sich der sorglich bepflanzte ebene Thalgrund, aus dem die Stadt Guernavaca und viele in ihrer Umgebung zerstreute Ranchos und Hacienda's hervorschimmern. Diese an Fruchtbarkeit und an Naturreizen so reiche Gegend bildet allerdings die Krone des mexicanischen Staates und ist es auch in Beziehung auf seine Einwohner, die sich durch Fleiss und unternehmenden Geist vortheilhaft von denjenigen anderer Provinzen auszeichnen. Die letzte Gebirgsstufe erzeigt sich schon rauher, die Strasse lenkt in einen dichten Wald ein und ist auf beiden Seiten von dunkeln Pinien eingeschlossen, auch ist der Weg steil und mühsam. Endlich nach stundenlangem Steigen erreichten wir das kleine Blockhaus El Guarda, eine Haltstelle der Diligencia, wo ein unheimlicher Wind durch die Kronen der Nadelhölzer strich.

El Guarda ist auf der Passhöhe des Rundgebirges gelegen, welches in weitgezogener Ellypse den grossen

Thalkessel von Mexico völlig einschliesst und das namentlich auf der Ostseite bis in die Schneeregion emporragt. Um nach der Metropole zu gelangen, oder um von letzterer wegzukommen, ist daher die Uebersteigung des Gebirges unerlässlich. Dieses majestätische Ringgebirge, von dessen Gipfeln der ganze eingeschlossene Thalboden von circa achtzehn Stunden Länge auf zwölf Stunden Breite mit seinen glänzenden Seebecken, mit dem Strassengeflechte der Hauptstadt, mit seinen vielen Feldern und Ansiedlungen überblickt werden kann, gleicht dem Rand eines riesigen Kraters, in dessen Tiefe die Stadt Mexico und ihr weites Gebiet eingebettet ist. Von der Passhöhe genossen wir jedoch keinen Einblick in das bezeichnete Rundgemälde; es war uns durch die ineinander geschobenen Coulissen der höher gelegenen Gipfel verschlossen. — Während wir einen Augenblick Rast hielten, kam gerade die Diligencia daher gewackelt und die müden Pferde waren froh, an der Wechselstation angelangt zu sein. Die Diligencia war von Guernavaca her von sechs bewaffneten Reitern eskortirt, welche sie bis zur letzten Station vor Mexico zu begleiten hatten. Trotz dieser Bedeckung sollen Raubanfälle nicht zu den Seltenheiten gehören. Wir sahen dem Umspannen zu, liessen sie abfahren und setzten nun zu dreien den Marsch wieder fort; es war nämlich ein blondhaariger Elsässer zu uns gestossen, der auch nach der Hauptstadt unterwegs war. Er war mit der Armee herübergekommen und konnte nicht genug davon erzählen, wie anfänglich, als sie die Herren im Lande gewesen, das Detachement, welchem er angehörte, die Gegend gebrandschatzt; wie man die Einwohner zur Lieferung von Eiern, Hühnern, Ferkeln und Grossvich gezwungen und wie manchen fetten Schmaus man mitten im Kriegsglück gehalten habe; nun waren sie allerdings vorüber, die schönen Tage von Aranjuez und er hatte von Glück zu sagen, dass ihn, den von seiner Truppe Versprengten, gutmüthige Landleute aufgehoben und vor den Li-

berales versteckt gehalten haben, bis es wieder geheuer war um aus dem Schlupfwinkel heraus zu kriechen. Rascher ging es nun bei hereinbrechender Dämmerung bergabwärts durch den jenseitig abfallenden Wald. Bis auf eine ziemliche Tiefe blieben die Pinien vorherrschend; später nahmen die Laubbäume wieder die Oberhand und unter solchen waren meine alten Freunde, die Eichen, Ulmen und Erlen, noch erkennbar. Unterhalb des Waldsaumes passirten wir das Dörfchen San Matheo Chalpa, das inmitten freundlicher Baumgruppen gelegen ist und dessen mit Stroh bedeckte Hütten mit Verandas oder Recubas verziert sind.

Ungeheuer schnell und markirt tritt der Wechsel der Vegetation und der klimatischen Verhältnisse zu Tage. Aus der Pinienregion waren wir soeben in diejenige der Laubhölzer gelangt und nun winkten uns bereits wieder einzelne Gruppen schlanker Palmen entgegen. Auch die Natur des Gebirges zeigt sich verändert; die Strasse führte durch Schichten von Lava und vulkanischer Asche und statt dem freundlichen grünen Pflanzenteppich fanden wir über die Landschaft ein einförmiges todtes Grau verbreitet. Am Fusse des Gebirges liegt der Ort Hachicomilco, wir hätten da gerne übernachtet, wurden aber angewiesen, bis San Agostin weiter zu marschiren, da in Hachicomilco kein Mezon sich vorfinde. San Agostin liegt bereits auf der Fläche des Thalbodens und wir waren daher unserm Ziele nicht mehr fern.

Am folgenden Morgen brachen wir in aller Frühe auf, um vor der Mittagshitze unter Dach zu kommen. Eine Strecke von San Agostin entfernt begegneten wir einer Division mexicanischer Soldaten, die nach dem Innern des Landes marschirte. Die Spitze des Zuges sah ziemlich geordnet aus, aber weiter hinten ging's kunterbunt durcheinander, Soldaten und Frauen, Pferde und Maulthiere. Der mexicanische Soldat zieht nicht allein aus, ihm folgt sein Weib oder seine Geliebte überall nach; diese verlassen ihre Muchachos nicht so billigen Kaufes; denn wer anders soll unterwegs die Mais-

kolben stehlen, bei kurzer Rast die Tortillas reiben und Küche und Keller besorgen? Mit dem Nachtquartier sind beide Theile genügsam, man breitet eine Sarape auf den Erdboden aus und legt sich selbander hin. Allerdings ist der Anblick eines solchen wandernden Kriegsvolkes seltsam. Die ritterlichen Offiziere in ihrer kleidsamen Tracht, ihre Frauen wohlberitten hinten drein, das Fussvolk, braune markirte Gesichter in bunten, aber meist sehr abgetragenen Uniformen, denen mit hastigem Schritt und energischer Haltung die zerlumpten Weiber nachlaufen; eine jede irgend einen Bündel zusammengeraffter Habe über den Rücken geschnallt. Man glaubt sich da in die Zeit der Skytenzüge versetzt. Wir wurden von dieser Kriegsschaar nicht angefochten und zogen unseres Weges unverdrossen weiter.

Auf beiden Seiten desselben fanden sich grosse Magney-Pflanzungen. Die Magneypflanze ist eine grosse Agave, die theils als Einfassung von Feldern und Gärten verwendet, theils auch in besonderen Plantagen gebaut wird. Es gibt Ranchos, deren ganzer Reichthum lediglich in Magneypflanzungen besteht. Die grossen fleischigen Blätter der Magney enthalten feste Fasern, die ohne grosse Zubereitung zu allem möglichen Flechtwerk, zu Stricken, Tauen und dgl. dienlich sind und welche einen grossen Handelsartikel bilden. Aus diesen Blattfasern soll auch das pergamentartige Papier der alten Azteken bereitet worden sein. Den Hauptnutzen ziehen jedoch die Bebauer der Magney aus dem Saft, den sie entwickelt. Während einem Zeitraum von zehn bis fünfzehn Jahren treiben die Wurzeln der Magney nur breite, fleischige, am Rande mit Dornen bewaffnete Blätter; sie sieht dann aus, wie ein aus dem Boden sprühender Schwerterbündel; nach Verlauf dieser Zeit treibt sie plötzlich aus ihrer Mitte einen riesigen Schaft empor, der sich mit vielen kandelaberartigen Seitenzweigen bekleidet, die tausende von grüngelben Blüthen tragen, aus denen ein förmlicher Regen eines flüssigen

Harzes herabträufelt, das eine Menge prächtiger Schmetterlinge und gefiederter Insektenfresser herbeilockt. Will man diesen Saft gewinnen, so lässt man die Magney nicht zur Blüthenentwicklung kommen, sondern schneidet sorgsam die sämmtlichen Auswüchse hart am Schaft ab und fügt und bindet die den Stengel umgebenden Blätter zu einer Art Urne zusammen, in welche dann der mächtig ausströmende Saft abfliesst. Zweimal täglich wird mit einem gebogenen Rohr, einer Art Heber, der gesammelte Saft aufgesaugt und in einem Ledersack nach der Pflanzung getragen, wo er in Kufen oder Schläuchen der Gährung überlassen und dann zum Verbrauch aufbewahrt wird. Dieses Getränk, Pulgue genannt, hat berauschende Eigenschaften und wird von dem mexicanischen Volke sehr geliebt. Der Fremde hat hingegen Mühe, sich daran zu gewöhnen, wegen dem widerlichen käseartigen Beigeschmack, der ihm eigen ist. In denjenigen Theilen vom mexicanischen Gebiet, wo nur selten Regen fällt, bildet der Pulgue während Monaten das einzige geniessbare Getränke und ist daher für jene Umwohner eine grosse Wohlthat.

Doch lasst uns einen Blick in die weitere Umgebung thun. Rund um uns strahlt im feurigsten Morgenglanz das Ringgebirge, dessen schneebedeckte Zinnen bis in die Wolken ragen. Das brennende Grün der waldbekleideten Gebirgsflanken kämpft mit dem Purpur der tropischen Sonne und mit dem Grau der Lavaschichten; glühendes Violett zittert über dem weiten, herrlichen Gemälde. Der Thalboden dampft; die Sonnenstrahlen brechen sich in röthlich-gelben Tinten in den lichten Nebelschichten, und aus der umflorten Ferne schimmern die Kuppeln der imposanten Hauptstadt.

Wir wandelten auf der Strasse, wo die alten Azteken sich vor vielen Jahrhunderten bewegten, auf welcher der tapfere Cortez siegreich einherschritt; und eigentlich feierlich war es mir zu Muthe, dass mir armen Sterblichen es nun auch gegönnt sei, Einzug zu halten in das erinnerungsreiche Mexico. Wir wanderten

auf einer breiten, wohlgepflegten Heerstrasse, zu beiden Seiten mit Pappeln bepflanzt und mit Graben versehen; auch wanderten wir nicht allein, wir zogen mit all dem Volk einher, das nach der Stadt zu Markt geht. Mit mannigfaltigen braunen Menschenkindern, mit ihren Lasten und Lastthieren. Reiter im kurzen Trab mit ihren Sennoras auf der Kruppe, lenkten an uns vorüber. Weiber in die Rebozo gehüllt, ein Kind an der Brust oder hinten auf den Rücken gebunden, mit einer schweren Last Früchte oder Gemüse auf dem Kopf, schreiten im Laufschritt davon.

Vor uns her promenirte, drollig genug, eine Schaar lebendiger Stroh- und Heuschober; nämlich ein Zug Arrieros, die ihre Mäuler dermassen mit Stroh und mit Heu beladen hatten, dass aus den grossen Stroh- und Heubündeln auf der vordern Seite nur der Kopf und auf der hintern nur der perpendikulirende Schwanz der Thiere hervorguckten. Zwischen hindurch trieben zwei- und vierrädrige Karren, die einen mit drei, andere sogar mit fünf Mulas bespannt; auch die Diligencia rasselte vorüber, uns in eine dichte Staubwolke einhüllend.

So hatten wir uns allmählig der Stadt genähert. — Wir passirten die Guerita, das Stadtthor, wo wir uns bei der Wache haltenden Garde auszuweisen hatten und traten dann in die Vorstadt ein, in eine breite Zeile einstöckiger Häuser, deren Erdgeschosse meist nur Pulguerien und geringe Wirthschaften beherbergten, wo es überdies zu unserm Schrecken überall schmutzig genug aussah. Doch je weiter wir vorwärts kamen, desto besser gestaltete es sich. Reges Volksleben, das sich in buntester Abwechslung in den Strassen tummelte, Quartiere regelmässiger Häuserreihen, massiv aus Stein im maurisch-spanischen Style erbaut, die uns aufnahmen, dazu die flachen Dächer, die reichen Magazine; — Alles das waren ja beredte Zeugen einer grossen Stadt, einer Residenz, so dass wir in gehobener Stimmung in das uns anempfohlene Hôtel einzogen, glücklich, unser Reiseziel erreicht zu haben.

X. Capitel.

Mexicanische Zustände im August 1867. — Das Clima. — Die topographische Lage Mexico's. — Die Umgebung. — Die Plaza des Armas. — Die Kathedrale de Santo Domingos. — Geschichtliches. — Bauliches. — Die Alameda. — Der Paseo. — Das Schloss Chapoltepec. — Die Schatzgräberei. — Volksleben. — Die Puente del Roldan. — Die mexicanische Tafel. — Die Volkstafel. — Das Münzwesen. — Juarez. — Politisches. — Das Räuberwesen.

Das stolze, reiche Mexico, die Perle und Metropole von Mittelamerika, war damals, im Monat August 1867, durch die vielen schweren Ereignisse, die es in so kurzer Zeitfolge nacheinander heimgesucht, bis in seine Grundfesten erschüttert, die Bevölkerung in Trauer, der Credit gelähmt und der Handel gebrochen.

Die Zerspaltung der Partheien, welche die französische Invasion herbeigerufen, die Kämpfe gegen diese letztere, das neue Kaiserthum unter einem excentrischen deutschen Fürstenpaar, die Intriguen und der Sturz desselben, der Sieg der Republikaner; alle diese folgenschweren Ereignisse hatten die Leidenschaften tief aufgewühlt und alle Bande der Familie und der bürgerlichen Verhältnisse zerstört.

Mexico blutete noch aus tausend Wunden. Eine Anzahl Wochen waren seit der Erschiessung Maximilian's I. verstrichen. Zwar war das Gros der französischen Militärmacht bereits eingeschifft, auch ein Theil der Oestreicher. Das Land und die Stadt waren jedoch voll von Abenteurern, von Deutschen und von Welschen, die

sich von ihren Corps losgemacht und nun auf ehrliche und unehrliche Weise eine Existenz suchten. Die Stadt Mexico selbst hatte soeben eine längere Belagerung ausgehalten, unter Theuerung und Hungersnoth; nun war die Republik wieder Sieger und der grössere Theil der Einwohner, namentlich auch viele der angesiedelten Fremden, hofften auf eine gute Entwicklung derselben — aber natürlich erst in der Zukunft.

Für den Augenblick war jedoch nichts davon zu merken. Die Häupter vieler vornehmer Familien sassen als Anhänger des Kaiserthums in Gefangenschaft und auf ihre Besitzungen hatte die republikanische Regierung Beschlag gelegt. Andere hatten sich mit Hab und Gut aus dem Lande entfernt, darunter eine Anzahl grosser Hacienda-Besitzer. Sämmtliche vornehmen Familien waren in Trauer, alle öffentlichen Vergnügungen und jeder Luxus eingestellt.

Die Kunde über diese Zustände war nur zu bald an mich gedrungen; zuerst im Gasthof, wo ich Herberge genommen; dann wurde sie mir mit den grellsten Farben von den in Mexico ansässigen Schweizern und Deutschen bestätigt, so dass ich ziemlich enttäuscht von meiner ersten Recognoscirung zurückkehrte. Ein Hauptunternehmen, auf das ich meine Hoffnung gesetzt hatte, war die von einer englischen Compagnie in Angriff genommene Eisenbahn, welche sich über einen grossen Theil des Reiches erstrecken sollte, mit der Bestimmung, die Hauptstadt Mexico mit dem Meer und mit sämmtlichen hervorragenden Provinzialstädten in Verbindung zu bringen. Diese Compagnie hatte ihre Concession von der kaiserlichen Regierung erlangt und hatte die Sache mit vieler Energie an Hand genommen, so dass bereits das ganze Tracé ausgesteckt, ein grosser Theil der Erdarbeiten hergestellt und auch der Oberbau schon streckenweise vollendet war. Wie jedoch die liberale Regierung an's Ruder kam, wurde die Fortsetzung der Arbeiten von Amtswegen untersagt und die

Concession für null und nichtig erklärt. Eine grosse Menge von Ingenieurs, Aufsehern und Arbeitern war dadurch plötzlich auf's Pflaster gestellt und in die grösste Verlegenheit versetzt. — Ich begab mich übrigens persönlich auf's Central-Bureau, um genaue Erkundigung einzuziehen; da hiess es, die Compagnie habe die Verhandlung wegen Fortdauer der Concession mit der republikanischen Regierung eröffnet, aber die Sachen ständen der Art, dass man überhaupt nicht wisse, ob die Arbeiten jemals wieder aufgenommen würden; jedenfalls nicht in naher Zukunft.

Ein zweites, grösseres Unternehmen, ein von Engländern gegründetes Gasgeschäft, war in gleicher Weise brach gelegt; auch dort handelte es sich um Verständigungen mit der neuen Municipalität. Ein grosser Theil der Röhrenanlagen war vollendet, die Maschinen und Retorten unterwegs und mittlerweile wurde bis auf erfolgten Entscheid gefeiert. — Die Magazine mit Manufacturwaaren und Luxusgegenständen machten schlechte Geschäfte; es wurde, so klagten mir Landsleute, gar nichts verkauft und von alten Ausständen könne nichts eingetrieben werden; die Krisis war der Art, dass ein Magazin um das andere geschlossen werden musste.

Was meine Person anbetrifft, so fing ich zu merken an, dass es ein gutes Stück jugendlichen Uebermuthes gebraucht hatte, um so mir nichts, dir nichts, ohne vorher eingeholte Empfehlungen und Credit-Briefe, und ohne davon meine Leute zu Haus benachrichtigt zu haben, in solchen Zeiten in eine derartig fremde Stadt und in so wildfremde Verhältnisse einzureiten. Ich hatte auf meinen guten Muth und auf die eigene Faust vertraut; die mussten nun allerdings durchhelfen.

Leider kam der fatale Umstand hinzu, dass mir das Clima von Mexico nicht zusagte und ich viel gegen das Fieber zu kämpfen hatte. — Meinem Reisegefährten von Acapulco her war's noch schlimmer ergangen; waren es die durchgemachten Strapazen der Reise oder die mexi-

canische Luft, kurz, er wurde dermassen fieberkrank, dass er in das Spital übersiedeln musste. Ich hingegen quartierte mich bei einem jungen Deutschen ein, der ein Jahr vor mir aus Californien nach Mexico gekommen war und dessen Bekanntschaft ich gemacht hatte, und half mir, so gut es gehen wollte, selbst mit Chinin, das die Apotheken unter der Benennung „Floresina" in den geeigneten Dosen abgeben. Es war das für mich eine um so ungewohntere Sache, als während allen meinen Wechselfällen in Californien meine Gesundheit nicht die mindeste Anfechtung erlitten hatte.

Das alte aztekische Mexico war gänzlich von den Wassern der Binnenseen Tezcuco und Chalco umgeben und die Inselgruppe, auf welchen es gebaut, nur durch einzelne Dämme mit dem Festland verbunden. Mit dem Verlaufe der Zeit ist der Chalco seicht geworden, die Wasser haben sich zurückgezogen und wurden mehr und mehr von den Ausfüllungen und neuen Bauten verdrängt. Nur der westliche Theil des jetzigen neuen Mexico wird heute noch von den Wassern des Chalco benetzt, der sich von da in einer Ausdehnung von ungefähr fünf Leguas Länge auf zwei Leguas Breite in's Flachland erstreckt, und über dessen Spiegel sich der Verkehr mit dem Land durch tausende sich kreuzender Canoe's vermittelt. Dieser See hat jedoch weder direkte Zuflüsse, noch einen sichtbaren Abfluss, seine Ufer sind seicht und sumpfig; er ist eigentlich nur ein grosser Tümpel, der ungesunde Dünste aushaucht, welche die Atmosphäre mit Fieberluft erfüllen, so dass Mexico, obschon 7450 Fuss über dem Meeresspiegel gelegen, keineswegs als ein gesunder Aufenthalt bezeichnet werden kann. Es wurde zu meiner Zeit gar nichts gethan, um diese ungünstigen Verhältnisse zu verbessern. Wäre Mexico in der Hand der strebsamen Yankee's, gleich wären grossartige Arbeiten im Gange, um diese Uebelstände gründlich zu beseitigen. Tausende von Ackern des produktivsten Landes würden sofort trocken gelegt und zum

Wohl des Allgemeinen mit ergiebigen Landesprodukten bebaut werden. Aber trotz alledem ist Mexico eine prächtige Stadt, die stolze Metropole eines Volkes von Cavalieren, mitten in den Schooss einer grossartigen Natur gelegt. — Nach welcher Seite man sich umschaut, und dazu bieten die flachen Dächer Mexico's den bequemsten Standpunkt, erblickt man die gigantischen Gipfel der Cordillieren, die in malerischer Gruppirung den Horizont in einem Umfang von sechzig Stunden umspannen. Im Süden erheben die beiden Vulkane, der Popocatepetl (rauchender Berg) und der l'Iztaczihuatl (die weisse Frau) ihre majestätischen Häupter, deren Scheitel mit ewigem Schnee bedeckt ist und welche bei Sonnenuntergang in purpurnem Feuer erglühen. Der erstere zeichnet sich durch seine Kegelform aus, der letztere gleicht der Büste einer liegenden Nymphe, die ihre weissen Schultern in den lichten Aetherraum empor richtet.

Herwärts dieser beiden Vulkane breiten sich die Spiegel der drei Lagunen aus, die, wie gesagt, in früherer Zeit das aztekische Mexico als einzelner See umspühlt haben und deren silberne Schilder aus grünem Gelände hervorschimmern. Im Osten erscheint das Gebirge wellenförmig gehoben, als trete die wildaufgeregte See in grünen schäumenden Wogen an den Horizont heran, ein stolzes Schiff auf ihrem Nacken tragend. Dieses stolze Schiff ist das Schloss Chapoltepec, das die Zinne des einen dieser Hügel krönt. Aus seiner Felsflanke stürzt ein mächtiger Wasserfall zu Thal, der unten aufgefangen, als klarer Bach mittelst eines steinernen Aquäducts, auf hohen Jochen, von massiven Pfeilern getragen, der Stadt zugeführt wird.

Ueberall an den Hängen der Hügel und über die weite Ebene von Techuochtitlan hin finden sich Landhäuser, Kapellen, Klöster und Dörfer mitten in das frische Grün eingestreut, dunkle Baumgruppen, glänzende Wasserbecken, sandige Wege, die das Land wie Silberschnüre

durchziehen; Alles trägt dazu bei, in reizender Weise das grosse Landschaftsbild zu bereichern.

Die Stadt selbst bildet ein beinahe rechtwinkliges Viereck, die Strassen kreuzen sich ebenfalls rechtwinklig in der Richtung von Nord nach Süd und von Ost nach West. Im Allgemeinen sind sie breit, schnurgerade und topographisch vollkommen eben angelegt, so dass das Auge ihr Bild mit einem Blick auffassen kann. Sie sind jedoch keineswegs langweilig. Die eigenthümliche Bauart der Häuser im maurisch-hispanischen Styl, die vielen unregelmässig angebauten Balkone, die flachen Dächer (Azoteas) und die bizarren Verzierungen, die zwischen hinein gestellten Kirchen und Klöster, — das Alles gibt dem etwas zu realistischen Plan wieder Leben und Bewegung und korrigirt die Monotonie des Winkelmasses. Hauptsächlich trägt auch das bewegte Strassenleben zur Erheiterung der Physiognomie dieses Stadtbildes vieles bei; — dieses Strassenlebens, das sich nicht auf den gewöhnlichen Verkehr von Transport und Bewegung von Menschen und Fuhrwerk beschränkt, sondern das ein ganzes frisches und buntes Volksleben mit einschliesst, welches sich recht eigentlich auf der Strasse selbst abspielt. Von Nah und Fern strömt das Volk tagtäglich nach der Stadt; die Meisten haben irgend eine Kleinigkeit zu Markt zu bringen oder einzukaufen, und wer das nicht hat, kommt gleichwohl. Diese Leute belegen vom frühen Morgen an Märkte und Strassen mit ihren Produkten und Arbeiten; da sitzen oder liegen sie herum, kochen und essen im Freien, treiben allerlei Schnack unter sich, begaffen das Treiben der Stadtleute und kehren beim Zunachten wieder heim.

Der Mexicaner, der Vornehme wie der Geringe, liebt es, Gegenstand der Bewunderung zu sein. Die Sennora fährt mit einer Grandezza im offenen Phaeton durch die Strassen, dass unwillkürlich alle Blicke auf ihr haften müssen. Die Cavalleros in ihrer kleidsamen, bunten Tracht reiten mit einer Noblesse, als wären es lauter

Prinzen, selbst die Thiere thun stolz und hoffärtig, spreitzen ihre Nüstern und ihre Mähnen und schlagen in strammem Passo das gellende Pflaster. Und dieses Alles, der Kranz der Cordillieren, die Lagunen, die breiten Strassen, die freien Plätze, die vielen Kirchen, das bunte Volksleben, überspannt vom reinsten blauen Himmelsgewölbe, wie es nur hochgelegenen Gegenden gegönnt ist; dazu die Beleuchtung einer tropischen Sonne mit all den brennenden Farben und wechselnden Tinten, vom glühenden Purpur in's Violet, vom feurigen Orange in's azurne Blau hinüberschillernd, verwebt sich zum herrlichsten Gemälde, das die Erde bieten kann.

Sehen wir uns dieses reiche Bild etwas mehr im Einzelnen an und beginnen wir mit der Plaza des Armas, oder Plaza Mayor, dem Knotenpunkt, wo die bedeutenden Strassen zusammenlaufen. Sie liegt im Centrum der Stadt und bildet ein mächtiges Quadrat, im Norden von der Kathedrale, im Osten, Süden und Westen von Palästen der Regierung abgegrenzt.

Innerhalb diesem Rahmen sind herrliche Lustgärten, Paradeplätze, schattige Alleen angelegt. Ihre jetzige Umgestaltung verdankt die Plaza dem Kaiser Maximilian I.; früher war sie nur ein öder freier Platz, zur Regenzeit ein Sumpf und während der übrigen Jahreszeit vor lauter Staub und Sonne unzugänglich. In ihrer Mitte ist jetzt ein grosses Rondell angebracht, wo zu meiner Zeit allabendlich die österreichische Militärmusik ihre schönen Weisen abspielte; früher kaiserlich, nun im Dienst der Republik. Auf diesem Rondell wurde damals, in Erwartung von etwas Besserm, die riesige Statue der „Republica“, in Gyps gegossen, aufgestellt, aber die arme Republica hielt nicht lange aus; sie bekam bald Risse und fiel während einer schönen Nacht vollständig in sich zusammen, so dass am andern Morgen blos noch ein Schutthaufen abzutragen blieb. Vom gleichen Rondell aus laufen wohlgepflegte Wege und Alleen in zierlichen Windungen nach allen Seiten

des Parkes, der mit schattigen Baumgruppen und Gebüsch, mit Blumenbeeten, Statuen und Fontainen sehr geschmackvoll ausgeschmückt ist; ringsum sind eiserne Bänke angebracht, auf denen die schöne Welt von der Mühseligkeit des Nichtsthuns ausruht. —

Der Platz wird jeden Morgen sauber gereinigt, die Blumenbeete werden begossen, die Wege ausgerecht, und zwar ohne alle Kosten. Die Stadtpolizei fängt einfach das herumstehende und herumliegende Volk zusammen, Männer, Weiber, Kinder, wie sich's trifft; die haben nun unter ihrer Aufsicht die nöthigen Instrumente an Hand zu nehmen und während einer Stunde oder zwei das Uebrige zu thun. Grössere Arbeiten werden durch Sträflinge vollzogen, die mit schweren, klirrenden Ketten beladen, in einzelnen Abtheilungen von ihren Hütern aufgeführt werden.

Auf diesem Platz finden auch täglich militärische Uebungen statt. Zu meiner Zeit waren ziemlich viel Truppen in Mexico. Beinahe in jeder Strasse hatte man eine provisorische Kaserne errichtet, wozu namentlich die Klöster herhalten mussten; denn der Präsident Juarez ist ein geschworener Feind sowohl der Klöster als auch der Pfaffen; erstere löst er auf, wo immer sich Anlass dazu bietet; verlegt dann entweder Militär in solche, oder baut Verbindungsstrassen mitten durch die Klosteranlagen hindurch, um für ein- und allemal damit aufzuräumen. Die Pfaffen sind in engen Schranken gehalten, alle Ceremonien ausserhalb der Kirchen sind ihnen untersagt, ebenso das Tragen priesterlicher Gewänder und Ornate auf offener Strasse. Er weiss sehr wohl, dass bei den mannigfachen, seinem Regiment vorangegangenen Staatsumwälzungen diese Leute die Hände mit im Spiel hatten und das meiste Unheil dabei anrichteten.

Was das Militär anbelangt, so hatte ich schon mehrmals Gelegenheit, davon zu berichten. Die in Mexico selbst stationirten Truppen unterscheiden sich nicht sehr

wesentlich von denen, die ich in der Provinz antraf; einige Regimenter und vorzüglich die Cavallerie waren jedoch neu organisirt und zum Theil auch neu uniformirt. Die Soldaten werden nicht durch Verlosung ausgehoben, sondern engagirt, meistens auch gepresst; man kann daher auf ihre Zuverlässigkeit nicht schwören und immerfort müssen alle möglichen Vorsichtsmassregeln angewendet werden, um massenhafte Desertionen zu verhindern. Einzeln dürfen sie die Kaserne nicht verlassen, dagegen werden sie, wie Zöglinge von Seminarien, im Begleit ihrer Offiziere, ein- oder zweimal wöchentlich spazieren geführt. Immerhin ist die Desertion an der Tagesordnung und mehrmals ist es vorgekommen, dass ganze Wachtposten mit Sack und Pack Reissaus nahmen. Diese Deserteurs liefern dann in der Regel ein vortreffliches Contingent für die Banden der Wegelagerer und Ladrones.

Die Kathedrale de San Domingo, welche die nördliche Front der Plaza Mayor einnimmt, ist genau auf derselben Stelle erbaut, wo einst der Tempel des blutlechzenden Huitzilopochtli stand. Sie hat eine Länge in der Richtung von Nord nach Süd von 467 spanischen Fuss, auf eine Breite von 219 Fuss und steht auf einer erhöhten, sehr regelmässig gepflasterten Estrade von ziemlicher Ausdehnung. San Domingo imponirt durch seine solide, massige Construction aus Porphyrquadern, jedoch weniger durch die Reinheit des Styles. Die gegen Süden gerichtete Hauptfaçade zeigt drei übereinander befindliche, mit Reliefs und Statuen geschmückte Portale; das Mittelportal bildet drei, die beiden Seitenportale je zwei Etagen. Seltsamer Weise ist die untere Etage in dorischer, die mittlere in jonischer und die oberste in korinthischer Säulenordnung ausgeführt. Zu beiden Seiten des Frontispices erheben sich Thürme, welche ebenfalls aus drei übereinander gebauten Etagen bestehen; diese letztern sind mit behelmten Kuppeln versehen, deren Kronen in einen kreuztragenden Blumen-

kelch auslaufen. Das Innere der Kirche ist gewaltig verschnörkelt und im jesuitischen Geschmack verunziert.

Die westliche Front der Plaza-Mayor nimmt der Palazio ein, ein kunstloses, einförmiges Häuserviereck; es steht auf derselben Stelle, wo seiner Zeit Cortez gewohnt haben soll. Die Hauptfaçade ist ebenfalls der Plaza zugekehrt. Drei grosse Portale, zwei Reihen Fenster, die eine mit Balkonen versehen, und ein flaches Dach, bezeichnen seine Physiognomie. Im ersten Stock wohnt Präsident Benito Juarez, die andern Räumlichkeiten beherbergen die Bureaux der Minister und der Legislatur, ferner die Regierungsbuchdruckerei und die Hintergebäude sind zu Kasernen und zu Gefängnissen eingerichtet.

Gegen Osten und gegen Süden machen das Ayuntamiento (Stadthaus), das Portal de las Flores und die Portales de los Mercaderos gegen die Plaza Front. Diese beiden Portales sind weitläufige Bazars; geräumige, von Säulen getragene Hallen, in deren Hintergrund sich Magazin an Magazin reiht, wo Juwelen, Geschmeide, feine Stoffe und Toiletten aller Art in reicher Wahl ausgeboten werden. Um die Säulen herum und auf den Treppen sind die Kleinhändler gruppirt, welche Purros (Cigarren), Cigaritos, Dulces, Backwerk, Kinderspielzeug und dergleichen zum Kauf anbieten. Vom frühen Morgen bis in die Nacht wogt in diesen Portales buntes mexicanisches Volksleben; schon die centrale Lage der Plaza, die Nähe der Kathedrale, der Regierungslokale und der Promenaden, ziehen eine Menge Leute herbei. Man geht unter die Portales, um zu sehen und um sich sehen zu lassen; sie sind das Stelldichein der Handelswelt, des Bürgers und der Galanterie.

Besonders gegen Abend, wenn die reichen Carossen um die Plaza herumrollen und die Cavalleros ihre behenden Pferde tummeln, da füllen sich die Hallen; da sieht man mit feierlichem Schritt den wohleingebundenen mexicanischen Bürger einherschreiten, angebettelt von

halbnaktem Indianer-Gesindel; den schlanken, schmuck gekleideten Dandy, die behäbige Handwerkerfrau in türkischrothem Jupon; die Weltdame kokett in ihre schwarze Mantilla gehüllt und mit ausgezeichneter Virtuosität ihren Fächer hantierend; den stolzen Offizier, den kräftigen Ranchero. Da sprühen feurige Blicke nach rechts und nach links, da glühen dunkle Mandelaugen, da lacht und plaudert das Volk. Durch die Menge drängt ein alter Invalide, Lotteriebillete anbietend, mit dem monotonen Ruf: „Ciente Pesos in la tarve — paga — El ultimo Sennores.“ Ein Anderer bietet schreiend Zeitungen aus: „El monitor Republicano“, „El siglo diez y nueve“, „La sombra“ u. s. w., und um seine Blätter interessanter zu machen, zählt er mit wichtiger Miene die darin enthaltenen Neuigkeiten auf. Ein Dritter macht auf die an den Säulen aufgeklebten Theaterzettel aufmerksam, indem er dem Publikum auf hohen Standarten, in grellen Farben das Conterfei der Hauptactionen des Stückes vor Augen stellt. — Doch mit dem Scheiden der Sonne schwindet auch allmählig der Glanz der Portales-Promenade, die Verkäufer packen ihren Plunder zusammen, das Volk zieht sich in die Dörfer und nach den Vorstädten zurück und der Bürger in seine Quartiere. Die goldene Jugend begibt sich nach den Café's oder nach den Spielhallen, die seidenen Mantillas huschen durch das Dämmerlicht und der Aguador schreitet im Bewusstsein seines vollendeten Tagewerkes gravitätisch, den Chococol auf der Schulter, über die Plaza.

In die Plaza münden sechs der schönsten Strassen ein, die Calle de Santo Domingos, de San Francisco, de Tacuba, de los Platteros, de la Monterilla und die Calle de San Agnes; unbedingt die schönste unter denselben ist die Calle de los Platteros, in welcher auch die grössten und reichsten Verkaufsmagazine sich befinden, wie la Ciudad de Mexico, Paris und „a el mundo nueve,“ die mit viel Luxus ausgeschmückt sind. Mehrere der grössern Kirchen öffnen sich nach den Platteros und beson-

ders auffällig präsentirt sich das Hôtel Iturbide. Dieses Gebäude, in palastähnlichen Verhältnissen und reichster Ausschmückung erbaut, war die Residenz des Kaisers Iturbide während seiner kurzen Regentschaft. Es umfasst drei geräumige Höfe, rings um dieselben laufen Gallerien, deren schlanke Säulenschäfte die zierlichen Bogen der Abenceragen tragen. Alle Stockwerke sind mit Balkonen geziert, auf welche sich sämmtliche Zimmer öffnen; die Geländer derselben sind aus Stein und von prächtiger durchbrochener Arbeit. Die vordere Façade ist zwar nicht in reinem, aber immerhin in edlem Styl gehalten; ihr reicher Schmuck an Bildhauerarbeit grenzt an Ueberladung.

Ein zweites Monument aus der neuen Geschichte von Mexico zeigt sich auf der Plazuela; es ist die Bildsäule des Priesters Hidalgo, welcher als Befreier Mexico's vom spanischen Joch verehrt wird, mit dessen Namen hauptsächlich die Kirche beim Volk Kapital schlägt.

Dieser Miguel Hidalgo y Castilla war aus Mexico gebürtig, später funktionirte er als Priester im Städtchen Dolores, dessen Einwohner zum grössten Theil aus Indianern bestanden. Ein leidenschaftlicher Freund seines Vaterlandes setzte er sich im Geheimen mit seinen Gleichgesinnten in Verbindung und bereitete im Stillen die Catastrophe vor. Er hatte bereits sein sechzigstes Jahr erreicht, als er endlich die Umstände für geeignet hielt und mit der grossen Aufgabe vor sein Volk trat, es von der spanischen Herrschaft loszuketten. Im Jahr 1810 stand er an der Spitze von 80,000 Mann und durchzog erobernd das Land, selbst in der Hauptstadt konnte er sich eine Zeitlang behaupten. Aber es trat Reaction ein, seine Truppen und seine Freunde liessen ihn im Stich und er selbst wurde als Hochverräther erschossen.

Zu den Merkwürdigkeiten der Stadt gehört ferner auch „La casa de los Azulejos“, ein auf dem Platze Guardiola gelegenes Gebäude, das ganz aus bläulich-

gebrannten chinesischen Porzellanfliessen erbaut ist. Vom Guardiola gelangt man zur Calle del Independencia, welche Präsident Ignacio Comonfort im September 1856 anlegte, indem er zu diesem Behufe das sehr geräumige Kloster der San Franciscaner quer durchschneiden liess. Dasselbe Quartier zählt noch mehrere ganz neue Strassen, wie die Calle de San Francisco; auch solche, die ihren Namen umgetauscht haben, zum Beispiel die Calle del cinquo de Mayo, die Calle de Lopez u. s. w.

Allmählig gelangt man zur Calle de Mirador oder Belveder mit einer Reihe herrschaftlicher Paläste auf der einen Seite und auf der andern Seite von der Mauer der Alameda begrenzt, welche von erstern dominirt wird.

Ueberall haben in der eigentlichen Stadt die Häuser ein sehr solides Aussehen und markiren sich durch ihren zwar nicht eleganten, jedoch consequent durchgeführten Styl. Jedes Haus hat seine Balkone, bei einzelnen Häusern jedes Fenster; alle tragen die flache Dachung (Azoteas), welche gegen die Strassen mit Brustwehren von durchbrochener Arbeit (Atticen) versehen sind, die allerdings je nach dem angewandten Material und der darauf verwendeten Kunst eine Zierde des Gebäudes bilden. Die gewöhnlichen Gebäude gehen selten über zwei Stockwerke; gegen Aussen sind sie mit grellen Farben angestrichen, welcher Anstrich öfter erneuert wird; so erscheinen die einen in blendendem Roth, andere in grellem Blau, dritte in stechendem Gelb u. s. f., einzelne sind auch mosaikartig mit blauglasirten Fliessen belegt.

Durch ein grosses Portal gelangt man in den Hofraum, der in der Regel ein Quadrat bildet, dessen Parterre oft in einen anmuthigen Lustgarten umgewandelt ist. Duftende Blumenbeete, terassenförmig übereinander gebaut, plätschernde Springbrunnen, die ringsum Kühle verbreiten, spinnende Gewächse, die an den Mauern emporklettern und in blühenden Garben überhängen; Alles dies trägt dazu bei, diese Räume zu einem sehr angenehmen Aufenthalt zu machen.

Sowohl um das Erdgeschoss, als auch um die obern Stockwerke laufen Gallerien, welche mit ihren kräftigen Säulen und schlanken Bogen eine malerische Abgrenzung nach dem Hofraum darbieten, zumal, wenn die Gesimse dieser Hallen mit blühenden Gewächsen geziert sind, oder wenn die Bewohner des Hauses in graciöser Nonchalance sich darüber lehnen. In diesen Hallen winden sich auch die sehr breit angelegten steinernen Treppen in niedern Stufen empor. Diese Bauart kennzeichnet die aristokratischen Gebäude. In den belebten Quartieren sind jedoch die Erdgeschosse in der Fronte und im Hofraum meistens zu Kaufläden, Comptoirs und Werkstätten verwendet.

Ich habe bereits erwähnt, dass die Calle de Mirador oder Belveder an die Alameda anstosse. Diese Alameda, am westlichen Ende der Stadt gelegen, ist eine prächtige Parkanlage, die in länglichem Viereck ein Terrain von über 20 Morgen bedeckt. Sie ist rings von Mauern und Graben umschlossen. Sechs Thore mit schweren Eisengittern vermitteln den Ein- und Ausgang. Die Mitte des Rechtecks nimmt eine prächtige Fontaine ein und in symetrischem Abstand, in der Länge und in der Quere, spielen vier weitere, etwas kleinere Fontainen. Um diese Fontainen ziehen sich terassenförmige Rondelle mit Sitzplätzen und zierlichen Balustraden geschmückt. Vier breite Alleen, mit Gitterwerk eingefasst, durchschneiden den Park in seiner ganzen Länge, von welchen sich vier und zwanzig Diagonalwege abzweigen, welche sich durchkreuzen und eben so viele Dreiecke bilden. Hundertjährige Ulmen, Silberpappeln und Eschen bilden ein herrliches Blätterdach, das erquickenden Schatten spendet. Der Rasen wechselt mit duftendem Buschwerk von Rosen, Myrthen und Jasmin; nebenbei prangt die Orange aus saftigem Grün, glüht in feurigen Farben der Oleander und zwischen hinein strahlen in blendendem Purpur die grossen Blumenkelche der Cacteen. Aus zarten Blumengewinden treten unvermerkt Statuen

und plastische Gruppen hervor und beleben diese reizende Schöpfung.

Die Anlage dieser Alameda wurde unter dem spanischen Vicekönig Velasquez zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts begonnen, und ist seitdem stets fortgeführt und ausgebildet worden. Mit vollem Recht ist sie der Stolz der Mexicaner, die allerdings einen schönen Theil ihres Lebens, von Kindsbeinen an bis in's hohe Alter, in ihren Schattengängen zubringen. Es ist auch eine wahre Freude, hier dem bunten Treiben der mexicanischen Welt zuzuschauen. Aus lichtem Laubwerk treten feingeschnittene Equipagen hervor, bespannt mit stolzen Racenpferden, die leicht durch die Alleen fliegen. Schmucke Reiter tummeln in kleidsamer Tracht ihre reichverzierten mit silberbeschlagenem Sattelzeug geschmückten Renner. Mit graciöser Nachlässigkeit wiegt sich die Sennora in den Kissen ihres Phaetons, die Saya leicht über die Schulter geworfen, das reiche Gewand dem Spiel der Abendlüfte preisgebend; den zierlichsten aller Füsse, den nur ein schmaler Atlasstreifen umspannt, der Triumph der Mexicanerinnen, am jenseitigen Sitze anlehnend. — Aus dem herabgelassenen Fenster des nachfolgenden Wagens schaut das lebenslustige Gesichtchen einer schmucken Signorita, die feurigen dunklen Augen leuchten zauberhaft, die rabenschwarzen Locken ziert ein Diadem von natürlichen Blumen, über das ganze Wesen ist ein wohlthuender Schimmer von Natur, Anmuth und Jugend gegossen; und wie der Fächer in den kleinen Händchen federt? — er spricht eine Sprache so mysteriös — und doch so cosmopolitisch verständlich. Die Spazierenden kommen und gehen, gruppenweise oder vereinzelt, kreuzen sich, grüssen sich mit lebhaften Geberden, verlieren sich in Seitenwegen und nehmen die Sitze bei den Fontainen ein. Die junge Welt im feinsten Pariser Schnitt; der behäbige Geschäftsmann mit diplomatischer Ruhe; die Bürgerinnen schwarz verschleiert, in schleppender Sergerobe mit stolzer Grandezza; die Offiziere im rei-

zenden Phantasiecostüm; — und zu alledem der mysteriöse Schimmer der glühenden Tropensonne durch das saftige Grün, das Plätschern der springenden Fontainen, das Gezwitscher der Vögel, das Summen der Insekten. die laue, mit Wohlgerüchen gefüllte Luft, die in Wellen heranfächelt. Es gibt eben nur eine Alameda, trotz den vielen Alameda's in allen den ungastlichen Provinzialnestern.

Nach den obligaten Touren in den Alleen der Alameda fährt, reitet und spaziert man gewöhnlich noch nach dem Paseo, eine weiter führende, aus einer doppelten Baumreihe bestehenden Promenade, die ebenfalls mit Fontainen und steinernen Bänken geschmückt ist und überdies mit der grossen Reiterstatue des Kaisers Iturbide. Vom Paseo geniesst man einen herrlichen Ausblick in die Landschaft. Im Hintergrund die beiden schneebescheitelten Vulkane, leicht verhüllt in duftigem Purpurschleier; zu ihren Füssen die weite Fläche in orange und violetten Farbentönen; daraus hervorschimmernd die weissen Mauern einzelner Hacienda's, die Kuppeln von Kirchen und Klöstern.

Nahe am Paseo liegt das Amphitheater, wo die Stiergefechte abgehalten wurden; es bildet einen grossen, aus Holz erbauten Circus. Zu meiner Zeit war er jedoch geschlossen und zwar auf Befehl des Präsidenten Juarez, der für diese rohen Vergnügungen nicht eingenommen sein soll. Dieser Präsident spielt mit den Mexicanern ehrliches, aber gefährliches Spiel; er hält Pfaffen und Klöster streng unter seinem Daumen; er stellt die Torros ein, er muthet den Leuten zu, ihre Gewohnheiten gänzlich zu ändern, denn für die Torros namentlich sind sie leidenschaftlich eingenommen.

Vom Paseo ausgehend, hat Maximilian I. mit grossem Kostenaufwand eine schöne Fahrstrasse mitten durch sumpfiges Terrain bis zum Schloss Chapoltepec angelegt, das er für seine Gemahlin, die Kaiserin Charlotte, neu herrichten und mit den Anlagen eines botanischen und

eines zoologischen Gartens versehen liess. Chapoltepec ist ungefähr eine Legua von der Metropole entfernt und krönt die Zinne eines vereinzelten, aus der Ebene sich etwa zweihundert Fuss hoch emporrichtenden Porphyrhügels. Dieses gleiche Chapoltepec war dereinst der Sitz des alten Montezumas und soll an feenhafter Pracht damals alles übertroffen haben, was eine kühne Phantasie sich unter einer aztekischen Kaiserwohnung vorzustellen vermag. Aus den Trümmern jenes Bauwerks hat der Vice-König Galvez im Jahr 1785 auf Staatskosten das jetzige Chapoltepec herrichten lassen. Leider waren zu meiner Zeit alle die schönen Schöpfungen Maximilians I. wieder zerstört, der Garten verwüstet und die wilden Thiere verschachert.

Der Nähe dieses kaiserlichen Schlosses verdankt wohl das Städtchen Tacubaya sein Emporblühen; es ist mit einer Anzahl prächtiger Villa's geschmückt, die mitten in schattenreichen Parks liegen. Es ist der Sommeraufenthalt der angesehensten Familien der Hauptstadt, mancher wohl in der Absicht, sich dort im Schatten einer üppigen Natur Kühlung zu verschaffen und sich zugleich von der Gegenwart allerhöchster Majestäten besonnen zu lassen. Allerdings ist Tacubaya ein sehr freundlicher Lustort; reine Luft, wasserreich, schattig und in guter Verbindung mit der Hauptstadt, wohin neben der schönen Fahrstrasse eine Locomotiv-Eisenbahn führt, nämlich diejenige, welche Mexico mit dem Städtchen Chalco verbindet und welche Maximilian I. am 8. October 1865 mit vielem Pomp eröffnet hat.

Um nun wieder auf mein eigenes Thun und Treiben zurückzukommen, so war wenigstens für einige Zeit meine Existenz gesichert. In der Maschinenfabrik des Don Enrique Graf, einem Landsmann aus Zürich, aber schon seit acht Jahren in Mexico etablirt, wurde ich als Zeichner aufgenommen und hatte mich da mit Plänen für Oel- und Zuckerpressen zu befassen. Diese Fabrik, im Mezon-Colorado in der Calle San Anna gelegen, arbeitete

mit einer Dampfmaschine und beschäftigte sich mit Eisenconstructionen zu Mühlwerken aller Art für die Hacienda's der Umgebung und auch theilweise für weiter gelegene. Die allgemeine Geschäftsstockung übte zwar auch auf dieses Etablissement ihre Rückwirkung aus.

Don Enrique Graf befasste sich daneben auch mit Goldgräberei und zwar auf eine eigenthümliche Art; er war nämlich Partner einer deutschen Gesellschaft, welche darauf ausging, verborgenen Schätzen der früheren aztekischen Bevölkerung nachzugraben. Diese Ausgrabungsversuche waren schon seit einem Jahr in Betrieb gesetzt, und zwar sollte nach einem vergilbten Dokument, das in Händen dieser Gesellschaft ist, an betreffender Stelle von einem reichen indianischen Fürsten eine bedeutende Summe vergraben worden sein. Es wurde zu diesem Zwecke ein Schacht in die Tiefe getrieben, jedoch hatte man noch keine Spur von demjenigen entdeckt, wornach die etwas erwärmte Phantasie strebte. Diese Schatzgräberei ist jedoch so grundlos nicht; es haben in früherer Zeit die Besitzenden in Mexico sehr oft einen Theil ihrer Reichthümer, in der Angst, sie zu verlieren, in die Erde vergraben, und dieser Gebrauch hat sich bis in die neueste Zeit erhalten. Die Leute haben weder zu hölzernen, noch zu feuerfesten eisernen Schränken Zutrauen; nur die Erde bietet ihnen die gewünschte Sicherheit dar; während doch eine Menge von Zufälligkeiten gerade diese Art der Bergung als eine sehr unsichere herausstellen. So wurde mir folgendes Beispiel aus neuester Zeit erzählt: Ein französischer Kaufmann schloss mit einem Indianer aus der Provinz Oaxaca einen Handel ab und bezahlte ihm für gelieferte Cochenille sechshundert Pesos baar aus. Ein paar Tage darauf traf der Kaufmann den Eingeborenen wieder an und dieser bat ihn um Verabfolgung von vier Reales. Der Kaufmann war über diese Zumuthung sehr erstaunt und fragte den Indianer, was er denn mit dem vielen erhaltenen Gelde

angefangen habe. Aengstlich sah sich dieser letztere überall um und gestand dann seinem Geschäftsfreund, er habe es schon versorgt, nämlich tief in die Erde vergraben.

Ich wohnte in der Calle de San Agnes unweit des Palastes, und wenn ich des Morgens an meine Arbeit ging, begegnete ich fast regelmässig den beiden schlanken Töchtern des Präsidenten der Republik, Benito Juarez, die im Begleit von zwei Dienern in früher Morgenstunde in ganz einfachen Reitkleidern ausritten. Juarez selbst liess sich wenig blicken und seine Ausflüge machte er in geschlossener Equipage, jedoch ohne alles Gepränge.

Wie ich dann des Morgens die Plazuela de San Anna durchschritt, war sie schon dicht mit Landvolk besetzt, das von draussen herein kam; auch mit Kühen und Kälbern, welche die Milchverkäufer herbeitreiben. Es herrschte nämlich in Mexico noch die primitive Sitte, dass statt der Milch, die Milchkühe nach der Stadt geführt werden. Zwischen sieben und acht Uhr Morgens sind dann alle Hauptplätze mit Vieh bestellt, das an Ort und Stelle gemolken wird. Natürlich gibt dies Anlass zu den interessantesten Bildern; das langhornige Vieh, die abenteuerlichen Verkäufer, das Drängen der Weiber mit ihren fremdartigen Milchgeschirren, dazwischen das Gedränge der aus allen Vorstädten herbeiströmenden Indianer, Männer und Weiber, ein Jedes mit irgend einer schweren Last auf dem Rücken und mit über die Stirne geschlungenem Tragband.

Ein Hauptsammelplatz für diese Leute bildet auch die Puente del Roldan, wo zu jeder Tagesstunde ein bemerkenswerthes Wogen und Treiben des Volkslebens sich darbietet. Dort wird beim Kanal, der nach dem Chalcosee führt, Markt abgehalten. Rings um den Quai breiten die Verkäufer ihre Waaren aus, während auf dem Kanal selbst sich Kahn an Kahn drängt. Diese platten Schiffchen, eigens für die seichten Ufer gebaut,

mit Hühnern beladen, mit Tauben, mit Fischen, mit Gemüsen, mit Früchten und mit Blumen, gewähren einen überaus reizenden Anblick, der noch durch den lebhaften Verkehr zwischen Käufer und Verkäufer gehoben wird. Und so gleiten zu Hunderten die leichten beladenen Piroguen über die ruhige Wasserfläche. Auf dem Vordertheil ihrer Barke stehend, bewegen hellgekleidete Indianerinnen, ihren Säugling über den Rücken gebunden, mit langen, dünnen Stangen die Kähne von einer Stelle zur andern; ihr rabenschwarzes Haar fällt aufgelöst bis auf die Hüften herab, was übrigens die braunen Gestalten nicht weniger interessant macht. In der Mitte des Fahrzeugs, bald an der Sonne bratend, bald unter aufgespanntem Zelt, hält sich die Familie auf, die sich während der Fahrt mit Baumwollenspinnen beschäftigt oder mit dem Herrichten des zum Verkauf bestimmten Geflügels, worunter sich prächtige Truthühner (Quajalotes) und wilde Enten auszeichnen, die mit ihrer Federfülle herhalten müssen. Andere Boote bringen Landesprodukte, wie Mais, Capim (frisches Gras für die Pferde), Zucker, und nehmen sich mit weissen und rothen Mohnblumen geschmückt, nicht weniger gut aus.

Gegen Abend kehren alle diese Boote entweder leer oder mit Erzeugnissen aus der Hauptstadt beladen, wieder zurück nach Ixtacalco, Mexicalcingo oder Chalco, wo ein grosser Theil dieser indianischen Phönicier wohnt. Auch das Fussvolk zieht sich beim einbrechenden Abend zurück und nicht ohne dass hie und da der Pulgue, das Aguardiente, oder der Chinguerito sich Schlachtopfer auserlesen haben, denen dann allerdings Gelegenheit geboten ist, irgendwo am Rand der Landstrasse den Rausch auszuschlafen.

Meine Mahlzeiten nahm ich aus triftigen Gründen meistens in mexicanischen Fondas; man kann in diesen Fondas mit ein bis zwei Realen per Mahlzeit ordentlich auskommen, während man in einem europäischen Hause vier Realen bezahlt. Letztere sind allerdings eleganter

und die Speisen sind für den verwöhnten Europäer schmackhafter zubereitet, während er sich mit einiger Austrengung an die mexicanische Küche gewöhnen muss. Die Hauptgerichte dieser letztern sind: die Caldo, eine gewöhnliche klare Fleischbrühe; Zopa, eine Schüssel Reiss in Wasser gekocht, mit geröstetem Brod oder Nudeln und mit etwas Fett übergossen; gewöhnliches gekochtes Rindfleisch mit Gemüse, beides in der Suppe gekocht; Molly picante, irgend ein gebratenes Fleisch, das in einer rothbraunen, mit Liebesäpfeln, Zwiebeln, spanischem Pfeffer stark gewürzten Brühe schwimmt. An dieses letztere Gericht kann sich der Fremde nur allmählig gewöhnen, denn es schmeckt, als wäre es mit Schwefelsäure zubereitet. Den Schluss des Mahles bilden die beliebten Frijoles, häufig mit frischem Käse belegt. Der mexicanische Käse (Ceso) ist jedoch allein genossen, kein Leckerbissen. Bei dieser Kocherei wird statt der Butter Schweinefett verwendet und leider nicht das schmackhafteste, um desto verschwenderischer wird dasselbe den Speisen zugesetzt.

Das viele Volk, das sich in den Strassen aufhält, die Arrieros (Säumer), die Cargaderos (Lastträger), die Aquaderos (Wasserträger), die Soldaten, die Hausirer, die Taglöhner und die Faullenzer (Leperos) aller Art finden es höchst überflüssig, die Mahlzeit unter Dach einzunehmen. Die offene, freie Strasse, wo es immer etwas zu begaffen gibt, bietet ja die beste Gelegenheit dazu dar. Dort sitzen auch der Reihe nach kochende Weiber vor kleinen thönernen Herden, auf denen über glühenden Kohlen Schüsseln stehen, in welchen die verschiedenen mexicanischen Leckerbissen producirt werden; hauptsächlich Tortillas, gefüllte und ungefüllte, solche mit Pimentsauce und solche mit Ceso überstreut. Da kann sich allerdings das Volk für etliche Tlacos vollständig restauriren, denn seine Bedürfnisse reichen nicht weiter. Daneben stehen noch Tische mit Adole (alte ausgedörrte Brödchen), und mit den Leibgetränken des Landes, wie

Pulgue, Chiawasser, Agua Fresco, Limonade, Depache und Aguardiente.

Die Tlacos bilden das mexicanische Kupfergeld und sind zugleich die kleinste kursirende Münze. Zwei Tlacos geben einen Quardillo, zwei Quardillos einen Medio. Ein Medio ist ein halber Real, acht Reales gehen auf einen Peso, auch Piaster genannt und dem Dollar gleichgestellt; sechzehn Peso sind gleich einer Onza, einer Goldmünze. Die Quardillos, Medios und Reales sind Silbermünzen. In neuester Zeit hat man angefangen, das amerikanische System einzuführen und den Peso in hundert Centavos einzutheilen, was bereits Maximilian I. anzubahnen suchte.

Am Abend sind die Kaffeehäuser sehr besucht; eine Tasse schmackhaften Kaffees kostet dort einen Real, in andern Lokalen einen Medio. Neben Kaffee wird auch Bier (Cervessa) servirt, das von fünf deutschen Brauereien geliefert wird. Es wird nur frisch verzapft, Lagerbier verträgt das mexicanische Clima nicht, nicht einmal das Auffüllen in kleine Fässchen. Die Brauer ziehen daher ihr Bier aus den Gähr- oder Lagerfässern sogleich in Flaschen ab, die gut verpfropft, in offenen Kistchen, wie Siphons, den Kunden zugeführt werden. Das mexicanische Bier ist auch nur schmackhaft, wenn es ganz frisch ist; steht es einige Zeit in den Flaschen herum, so wird es sauer und ungeniessbar. Das Bier wird daher auch kaum jemals in Mexico Volksgetränk werden, zumal es den Pulgue als Concurrenten hat, der dessen Stelle vollständig vertritt. Der meiste Wein, den man in Mexico trinkt, wird aus Spanien eingeführt. Als Mexico noch der spanischen Krone angehörte, war im Mexicanischen die Weinkultur strengstens untersagt; an Orten, wo Wein wuchs mussten die Stöcke ausgerissen und ausgerottet werden; denn der Wein gehörte unter die monopolisirten Ausfuhrartikel Spaniens, sowie auch das Oel, der Hanf, der Flachs und der Safran, welche sämmtliche Produkte im Lande nicht gebaut werden durften.

Meine Berichte über Mexico habe ich mit einer Jeremiade über die damaligen schlechten Zustände von Handel und Wandel eröffnen müssen und auch nach einem längern Aufenthalt wollte sich keine Besserung zeigen. Die politischen Verhältnisse waren stets sehr gespannt und immerwährend hörte man von Demonstrationen gegen die jetzige republikanische Regierung munkeln. Juarez konnte es mit dem besten Willen nicht allen Leuten recht machen. Es waren sogar bestimmte Tage bezeichnet, an welchen bei Anlass von kirchlichen Festlichkeiten der Krawall losgehen sollte; Jedermann lebte in grosser Angst und Bestürzung, es werde all das überstandene Elend von Revolution und Krieg sich wieder erneuern. Die bezeichneten Tage verliefen jedoch ruhig; wohl zum Glück für die Erhaltung guter Ordnung reguete es gerade um jene Zeit, was vom Himmel herunterzuströmen vermochte. Berittene Patrouillen, in Decken und Mäntel eingehüllt, durchkreuzten rasch aufeinanderfolgend die Strassen, in welchen immerhin viel Volk umherwogte; jedoch fielen keine Excesse vor und schliesslich hörte man nur die Rufe: „Muerto à los Franceses! Muerto à los Estrangeros!“, dazwischen auch wieder „Eviva Juarez!“ Immerhin war viel böser Zündstoff unter den Unzufriedenen angesammelt und die Republik war gleichsam auf eine Pulvermine gestellt, die jeden Augenblick explodiren konnte. Man kann jedoch nicht sagen, dass sich die Regierung schwach zeigte, denn trotz den dumpfen Drohungen, die durch's Volk gingen, liess Juarez den eingefangenen Rebellen, General de Horan, nach Mexico schaffen, Kriegsrath über ihn halten und unter öffentlicher Anzeige an einem schönen Morgen um die sechste Stunde füsiliren.

General de Horan war ein Anhänger des in Queretaro erschossenen Kaisers, er floh nach der Uebergabe der Capitale mit General Marquez in die Nähe von Guernavaca; sie wurden verfolgt und in einer Hacienda, wo sie sich versteckt hielten, aufgespürt. Während

Marquez sich durch einen Sprung aus dem Fenster retten konnte, wurde de Horan ergriffen. Sein hohes Alter, er war ein vorgerückter Sechziger, vermochte ihn nicht vor dem Pulver und dem Blei der Kriegsjustiz zu schützen.

Marquez hingegen setzte seine Rolle als Rebellenchef fort; er vermochte es, eine Armee zu sammeln und erfreute sich eines grossen Zulaufs, denn er versprach seinen Leuten einen Tagessold von einem Peso. Er durchstreifte mit seinen Banden die Länderstriche um Guernavaca herum und machte die Gegend unsicher. Bald überfiel er grosse Hacienda's, bald kleinere und grössere Ortschaften, und wusste unter Raub und Mord auf ungebührliche Weise zu brandschatzen. In Mexico selbst hatte er seine versteckte Partei; der Pöbel ist dort stets bereit, sich dem ersten besten Abenteurer gut zu verkaufen. Es gingen die unheimlichsten Gerüchte, bald hiess es, Marquez sei nur noch fünfzig Meilen von der Hauptstadt entfernt, bald wieder, er habe nur noch zwei Tagemärsche zurückzulegen. Dabei wurde die Mähr unter das Volk gestreut, Marquez sei von der europäischen Politik unterstützt, die Mächte hätten sich vereinigt, um den Tod von Maximilian I. an Juarez zu rächen. So wurden die Leute ewig in einer sehr unheimlichen Spannung erhalten, und das Alles war nicht dazu angethan, um die sehr fatalen Zustände zu bessern. — Wie es solche aufgeregte Zeiten mit sich bringen, kamen viele kleine Ruhestörungen vor; das Diebsgesindel war in voller Thätigkeit; an allen Ecken und Enden hatte man über Einbrüche und Misshandlungen zu klagen, die auf sprechenden Thatsachen beruhten. So wurde auch mein Prinzipal Don Enrique Graf nicht übel heimgesucht. An einem schönen Sonntag hatte er mit seiner Gattin sein Wohnhaus, das noch auswärts dem Mezon Colorado liegt, verlassen, um einen Bekannten zu besuchen; hingegen verblieben sein Hausknecht und dessen Frau zurück. Diese wurden bei einbrechender Nacht plötzlich von

sechs maskirten Kerls überrumpelt und von ihnen geknebelt. Die Räuber bemächtigten sich aller werthvollen Gegenstände, die sie im Hause finden konnten. Sie liessen weder die seidenen Kleider der Sennora, noch die nach spanischem Schnitt angefertigten Jaketas des Hausherrn im Stich. Wohl wurde nachher die Polizei herbeigerufen; sie machte bedenkliche Miene, nahm ein genaues Protokoll auf und damit hatte die Sache ihr Bewenden.

XI. Capitel.

Abreise von Mexico. — Die Begegnung mit dem englischen Ingenieur. — Eine Schotterfahrt. — Die mexicanischen Eisenbahnen. — Die Barrancas. — Landwirthschaftliches. — Die Weiberkarawane. — Die Cerros. — Puebla de los Angelos. — Reminiscenzen aus dem letzten Krieg. — Amazoc, die Stadt der Schmiede. — Die Reise mit einer Arrieros-Karawane. — Der Pic de Orizava. — Der Cofre de Perote. — Kirchenzucht. — Perote. — Wanderung im Urwald. — Jalapa. — Eine mexicanische Nacht. — Abmarsch mit einer Mauleselkarawane. Das Karawanenleben. — Das Rancho Benvenuto. — Der Gebirgspass Cero gordo. — Der Strand. — Vera-Cruz. — Die Rhede. — Die Stadt und das Volksleben. — Der Markt. — Der Fandango. — Das Vomito. — Der Spital von Vera-Cruz. — Die beiden Glücksbomben. — Mein Abschied von Vera-Cruz. — Die Insel Cuba. — Havanna. — Martinique. — St. Nazaire. — Rückkehr in's Vaterhaus.

Mitte October hatte ich meine Arbeit bei Herrn Graf vollendet, neue war nicht vorhanden und auch keine Aussicht dazu, und nachdem ich mich noch etwa vierzehn Tage vergebens überall um eine Anstellung umgesehen hatte, packte ich meinen Bündel zusammen, griff nach meinem Stab und machte mich wieder auf die Wanderschaft.

In der Morgenfrühe marschirte ich durch die Querita de Guadelupe, nämlich durch das Thor, das demjenigen von San Agostin gerade entgegengesetzt ist, durch welches ich drei Monate früher in die Stadt eingetreten war. Eine Zeitlang ging's dem Kanal von Viga entlang, der auf nahezu acht Leguas Länge angelegt ist, um den Chalco-See zu speisen und um die Verbindung zwischen

den beiden Städten Mexico und Chalco herzustellen. Die Landstrasse, beiderseits mit Pappeln besetzt, läuft dieser todten Lagune entlang, aber kein Hauch spielte in den Wipfeln oder kräuselte die Fluth, die ganze Natur ringsherum lag noch in tiefem Schlaf.

Ich gewann später die breite Landstrasse, welche nach Pachuca führt, wo grosse Silberbergwerke im Betriebe sind, welche meistens englischen Unternehmern angehören. Ich lenkte jedoch meine Schritte rechts ab nach San Juan. Die Sonne über mir hatte schon ein gutes Stück ihrer Tagesreise zurückgelegt, sie stand senkrecht über meinem Scheitel, ich liess mich's jedoch nicht verdriessen, und wanderte mit keckem Schritt in einem Zuge fort, obschon ich von brennendem Durste geplagt war, ohne irgendwo Gelegenheit zu finden, ihn lindern zu können. — Und siehe, da kam ein kleines, schwerfälliges Landfuhrwerk mit drei nebeneinander gespannten Mulas herangefahren, das mit Pulgue-Schläuchen befrachtet war. Der gute Patron von Fuhrmann, der mitten unter seinen gefüllten Schweinshäuten sass, muss mir von weitem schon meinen Jammer angesehen haben; er winkte dem einsamen schweisstriefenden Wanderer zu, knüpfte den Zipfel einer wohlgefüllten Haut auf, neigte ihn herunter und trichterte mir den schäumenden milchigen Saft in die trockene Kehle hinein. Das war allerdings ein Labsal, unstreitig der beste Pulgue, den ich je gekostet; mög's dem wackern Fuhrmann der liebe Gott tausendmal vergelten. Munter und wohlgemuth marschirte ich nun wieder vorwärts, ein schweizerischer Handwerksbursch über mexicanisches Gefilde, und sang aus voller Kehle: Der Habersack hat Händ' und Füss', Juache, dilderide, lustig vor dem Walde"! —

Bei bereits eingebrochener Nacht erreichte ich ein kleines indianisches Dorf, dessen Name mir entfallen ist, wo ich eine miserable Tienda fand, in der ich mich einquartierte. Am folgenden Morgen machte ich mich wieder bei Zeiten auf den Weg und stiess sehr bald auf

die im Bau begriffene Bahnlinie. Glücklicherweise traf ich dort auf einen Schotterzug, bei dem ein englischer Ingenieur bethätigt war, den ich in Mexico kennen gelernt hatte. Nach kurzer Verständigung sass ich ihm zur Seite auf einem seiner Karren und während die Lokomotive vorandampfte, waren wir im eifrigen Gespräch über die mexicanischen Zustände im Allgemeinen und dann ganz speziell über die mexicanischen Bahnen. In Bezug auf letztere handelte es sich um nichts weniger, als um dasjenige Unternehmen, welches das 7,340 Fuss über'm Meeresspiegel gelegene Mexico mit Vera-Cruz verbinden soll. Er belehrte mich, dass die betreffende Gesellschaft sich in der ersten Regierungsepoche von Maximilian I. gebildet habe, welcher derselben eine Concession für ewige Zeiten ertheilte — allerdings ein weitgegriffener Zeitraum — aber diese Ewigkeit habe nur so lange gedauert, als das Kaiserreich selbst. Diese Gesellschaft hatte dann mit dem englischen Haus Shmith, Knight und Comp. in London einen Contract für den Bau und die Ausrüstung der ganzen Linie abgeschlossen, welcher später auf das Haus Cawly und Comp. in London mit der Verpflichtung überging, die ganze Linie bis Ende April 1869 fertig zu erstellen. Am fünfzehnten Mai 1865 fand Seitens der concessionirten Gesellschaft auf dem höchsten Punkte der vorläufig ausgesteckten Linie bei Maltrata, zwischen Orizava und Puebla gelegen, die feierliche Eröffnung der Erdarbeiten statt.

Die ganze Bahn wurde auf eine Länge von 315 englischen Meilen projektirt, während die geradlinige Entfernung zwischen Mexico und Vera-Cruz nur 200 englische Meilen beträgt. In geneigter Ebene, mit gleichmässiger Steigung angelegt, würde die Elevation der Linie 36½ Fuss auf jede Meile oder einen Fuss auf 145' betragen. So wenig jedoch die Configuration des Landes die kürzeste Verbindung beider Endpunkte gestatte, eben so wenig könne eine gleichmässige Steigung angewendet werden, weil die beiden grossen Hochebenen

die zwischen dem Golf von Mexico und der Hauptstadt liegen, durch abgesonderte Gebirgsstufen von einander getrennt seien. Das höher gelegene Plateau sei durchschnittlich achttausend Fuss über dem Meeresniveau gelegen, das tiefere jedoch nur siebenhundert Fuss, bei einer Breite von ungefähr 55 Meilen; und zwischen beiden laufen die hohen unregelmässigen Bergketten, welche diese Ebenen von einander trennen, mit einer durchschnittlichen Breite von ebenfalls 55 Meilen. Die Steigung von der Küste bis zum Hochplateau dränge sich daher auf die kurze Strecke von 110 Meilen; ein Fall, der bislang in der Eisenbahnpraxis ohne Vorgang sein soll. Hiezu komme noch der besondere Umstand, dass die Bahn nach Durchschneidung der untern Etage erst eine Höhe von fünfzehnhundert Fuss über dem Meere erreiche, und dass somit zur Ersteigung der ganzen Höhe von 8040 Fuss Scheitelpunkt der Bahn, 6540 Fuss auf eine Strecke von 55 Meilen fallen, was einer Elevation von 119 Fuss auf die Meile oder von einem Fuss auf 42½ gleich 23,5 pro mille gleich komme. Dieser Bau, einmal lebhaft in Angriff genommen, gehöre allerdings zu den grossartigsten und interessantesten Unternehmungen. Die stärkste Steigung komme bei Maltrata vor, nämlich eine solche von 211 Fuss auf die Meile oder über 30 pro mille auf eine Distanz von 23 Meilen Länge. Auf derselben Strecke soll zwischen Orizava und Cordova eine eiserne Brücke über den Fluss Metlac erbaut werden, welche Anlage an Grossartigkeit Alles übertreffen werde, was bisher in dieser Art Construction erstellt worden sei, nämlich mit 380 Fuss Elevation über dem Flussspiegel und 900 Fuss Distanz zwischen den Wiederlagern. Auch an Tunneln soll es nicht fehlen, denn nur für die Strecke zwischen Boca del Monte und Chiguihuite seien deren zehn vorgesehen. Beide Endpunkte dieser Bahn seien in Angriff genommen und das ganze Tracé in folgende Abtheilungen zerlegt, nämlich in die Strecke von Mexico nach Otumba, von Otumba

nach Apizaco, von Apizaco nach Boca del Monte, von Boca del Monte nach Paso del Macho und endlich von Paso del Macho nach Vera-Cruz.

Mittlerweile hatten wir zusammen San Martin passirt und erreichten die letzte Station Apizaco, welche von Mexico siebzehn Leguas entfernt ist. Kurz vor Apizaco gewinnt man den Rand der grossen Ebene, von welcher das Tracé mittelst sehr bedeutenden Aufdämmungen und gewaltigen Curven gegen das Gebirge ansteigt.

Mein englischer Führer war höchst deprimirt, dass es mit der Ausführung des grossartigen Unternehmens nicht vorwärts wolle, um so mehr, da man bereits das weitere Projekt aufgestellt habe, Mexico durch ein System von Bahnen mit Nord-Amerika zu verbinden; es sei zum Verzweifeln, meinte er, durch unfruchtbare Verhandlungen so lahm gelegt zu sein und die schönste Zeit des Lebens unthätig vergaffen zu müssen.

Nach einem herzlichen Abschied wanderte ich weiter und verfolgte unverdrossen den bis zur Schienenlegung fertigen Bahndamm, bis ich auf einmal am Rand eines tiefen Absturzes festgebannt stand, nämlich vor einer gewaltigen Barranca, die auf ihre Ueberbrückung harrte. Diese Barrancas, welche vielfach das Land durchfurchen, sind tief eingeschnittene Schluchten, bald treten sie als schmale Spalte mit schroff abfallenden Wänden auf, bald sind sie weit ausgehoben und steigen terrassenförmig in die Tiefe. Sie sind das Werk der Erosion; noch jetzt dröhnen bei starken Regengüssen die Wasser durch ihre tiefen Windungen zu Flüssen und Strömen anschwellend, während ihre Sohle die übrige Zeit völlig trocken liegt.

Ich kletterte an der steilen Böschung herunter und traf auf einen Fusspfad, der mich die gegenüberliegende Wand glücklich ersteigen half. Ueber der letztern fand ich bebautes Land, einzelne Hütten und etwas weiter entfernt mehrere Ranchos, die mir die Richtung zur

Gewinnung der Poststrasse zeigten, auf welcher ich dann auch wohlbehalten nach dem Städtchen San Anna gelangte, wo ich Nachtruhe hielt.

Die Bergstrasse führte mich am folgenden Tag bei mehreren Haciendas und grösseren Mezons und Molinas (landwirthschaftliche Gehöfte) vorbei; ich fand das Land überall mit Getreide angebaut. Die Leute waren gerade mit der Ernte und mit dem Ausdreschen beschäftigt. Das Ausdreschen geschieht noch auf dieselbe Weise, wie im grauen Alterthum. Man schüttelt das Getreide kreisförmig auf den abgeplatteten Erdboden auf; in der Mitte steht ein kräftiger Bursche, der an seiner Leine drei bis vier Maulthiere hält, die in einer Front susammengekuppelt sind und welche er mit heitern Zurufen in diesem Circus herumtreibt, dergestalt, dass Korn und Stroh in der Luft herumwirbeln. An andern Stellen wird der gleiche Dienst mit Ochsen verrichtet, die jedoch nicht so schnell im Kreis herumtraben, wie die Mäuler. Dieses Manöver sieht sich übrigens hübsch an; die braunen Gesichter der in weiss gekleideten Gestalten, die muthigen Mäuler, die langgehörnten Ochsen, dazu das Rufen der Treiber, das Gekreisch der Weiber und das Geplärre der Thiere; Alles das gibt der Scene viel Leben und Eigenthümlichkeit. Mehrmals kam ich an Karawanenzügen von Arrieros vorbei, wo dann nicht unterlassen wurde, sich gegenseitig ein paar freundliche Worte zuzurufen. Auch stiess ich auf Horden lasttragender Indianerweiber, die an mir vorüberhuschten. Diese Weiber, in kurze helle Röcke gekleidet, welche den Oberkörper frei lassen und nur bis an's Knie reichen, tragen ihre Lasten auf dem Rücken und zugleich an einem Riemen, der über die Stirne geht; so trappeln sie unverdrossen, den Kopf vorwärts gebogen, Eine hinter der Andern, im Gänsemarsch oft mehrere Stunden weit fort, indem sie zusammen plaudern, oder im Chor taktmässig dazu singen. Dieser Gesang ist höchst eintönig, es ist immer die gleiche Weise und immer dreht sie sich

um dasselbe Wort, wie z. B. um „Santa Maria“ oder um „O Sant Antonio“. Diese Weiberkarawanen gehören allerdings mit zu den Eigenthümlichkeiten des Landes.

Die Molinas wechselten mit waldigem Gestrüpp und dieses wieder mit Magneypflanzungen, welche den Leuten dort von grossem Werthe sind; denn diese Agave liefert mit Stengel und Blatt das Baumaterial zu ihren Wohnungen, die Blattfaser dient zur Bekleidung und der Saft, der geschätzte Pulgue, zur Erfrischung.

Wie ich dann weiter die Gebirgsstrasse herabkam und aus einem bewaldeten Engpass heraustrat, öffnete sich mir ganz unerwartet das schönste Panorama. Zu meinen Füssen breitete sich im Sonnenglanz die Stadt Puebla de los Angelos aus, mit ihren pittoresken Thürmen, mit den scharfen Frontspitzen ihrer Klöster, mit blendend weissen Mauern aus schattigen Baumgruppen hervortretend und mit ihren geradlinigen flachen Dächern. Rings herum vor mir ausgebreitet das mittlere Plateau, bald in ebener Tafelform, bald wellenförmig gefaltet, aus dem merkwürdige Erhebungen, die Cerros, hervortreten. Diese Cerros, geologisch berühmt, sind Berge, die theils isolirt, theils gruppenförmig zusammengedrängt einer bestimmten Hauptrichtung folgen und welche die vulkanischen Ausbrüche einer Zeit bilden sollen, welche derjenigen der grossen Erhebung des Hochlandes der Cordilleren lange vorangehe. Dieses Plateau ist von der Ebene von Mexico durch die beiden grossen Vulkangruppen des Rio Frio getrennt, welche die bestimmten Grenzmarken des erstern bilden; die Hochebene von Puebla grenzt sich jedoch nach allen Richtungen minder scharf ab, als das letztgenannte.

Die Stadt Puebla, in welche ich nun meinen friedlichen Einzug hielt, war während dem Invasionskriege der Schauplatz hartnäckigen und erbitterten Kampfes, in dem sowohl die angreifenden Franzosen unter General Forey, als die vertheidigenden Mexicaner ihre äusser-

sten Kräfte anspannten. Puebla war das Saragossa von Mexico und wäre es dem zweiten Armeecorps von Huamantla und Akajeta nördlich von Puebla gelungen, sich mit der tapfern Besatzung zu vereinigen, so hätte die französische Armee dort unstreitig ihr zweites Waterloo gefunden. Zuerst unterlag das Fort San Xavier unter grossen Opfern, dann bemächtigten sich die Franzosen der Häusergruppe des Klosters Guadalupide und drangen dann allmälig bis zum Hauptplatz vor. Die einzelnen Häusergruppen wurden mittelst Laufgräben in Verbindung gesetzt und zu diesem Behufe die Seitenwände mit Pulver gesprengt. Jeder Schritt musste neu erkämpft werden, jede neue Häusergruppe bildete ein neues Bollwerk.

Die Aufopferung der Belagerten verdient unter die heldenmüthigsten Daten der Geschichte aufgezeichnet zu werden; sie erlagen endlich nach langem Widerstand nur der Uebermacht der Geschütze und der Zahl der Feinde. Kein Wunder, dass bei meinem Besuch die regelmässig und fest gebaute Stadt noch viele Zeichen der Zerstörung trug, die traurig genug auf das muthwillige Eindringen der französischen Macht hinwiesen; kein Wunder also, dass von den achtzigtausend Einwohnern, die Puebla vor der Invasion zählte, zur Zeit meines Besuches kaum noch ein Dritttheil die Stadt bewohnte. Viele waren im Kriege umgekommen, Andere ausgewandert und so traf ich die vormals blühende Stadt verödet und in zerrüttetem Zustande an. Ich begegnete auch einigen Deutschen, die dort etablirt sind, sogar einer Cervesseria Alemania, einer deutschen Brauerei; doch wurde bitter über herrschendes Elend und über Geschäftslosigkeit geklagt. Schon am folgenden Mittag zog ich daher durch die Guerita de San Catherina wieder ab und setzte auf einer breiten, ebenen, aber sehr staubigen Strasse meine Wanderung fort.

Vorerst gelangte ich nach Chachapa und erreichte dann Amazoc, ein kleines Städtchen, dessen Bewohner

als die geschicktesten Stahl- und Eisenarbeiter der ganzen Republik bekannt sind. Hier traf ich zwei Deutsche, die ebenfalls auf der Wanderung nach der Meeresküste sich befanden, und wir beschlossen zusammen, die Reise gemeinsam fortzusetzen. Von Amazoc führen zwei Strassen nach Vera-Cruz, die eine über Orizava und Cordova, es ist dies die frequentirtere; die andere geht über Jalapa. Wir schlugen die letztere ein, da sich Gelegenheit fand, mit einer Karawane Arrieros zu reisen. Die Conducta bestand aus einem Dutzend Wagen, jeder mit fünf bis sechs Maulthieren bespannt, sie war für Jalapa verfrachtet. Der ganze Zug stand unter der Oberaufsicht eines Major-Domo, der jedoch die bequemere Fahrt in der Diligencia vorzog und die Conducta dem Schutz der Heiligen und seiner Capos überliess, welch letztere beritten der Karawane folgten. Jeder einzelne Wagen hatte überdies seinen besondern Fuhrmann. Wir hatten dadurch die Annehmlichkeit, abwechselnd, je nach Belieben zu gehen oder zu fahren, und waren der Mühe enthoben, unsere Habseligkeiten auf eigenen Schultern zu tragen. In der Regel setzte sich die Karawane in kühler Morgenfrühe in Bewegung und erst beim Zunachten wurde ausgeschirrt.

Das landschaftliche Gemälde, das sich uns eröffnete, lässt an Grossartigkeit nichts zu wünschen übrig; zu unserer Rechten hatten wir stets den prachtvollen Bergstock des 17,800 Fuss hohen Pic de Orizava, dessen schneeiges Haupt majestätisch in den azurnen Himmel empor ragt; vor uns den abenteuerlich gestalteten Cofre de Perote, dem wir uns immer mehr näherten und dessen Flanke wir zu umkreisen hatten. Dieser Cofre de Perote steht jedoch bei den Eingeborenen in schlechtem Ruf, er fabrizire kalte Windzüge, Sturm und böses Wetter.

Wir durften uns daher nicht wundern, als wir uns am frühen Morgen vom Bivouac erhoben, die Gräser und Sträucher ringsum mit glitzerndem Reif geschmückt zu sehen, den der Cofre de Perote aus seinem struppigen

Bart herabgeschüttelt hatte, ebensowenig über den dichten Nebel, in welchen er die ganze Thalschaft einkleidete, den aber später die kräftige Sonne zertheilte und wegfegte. Auf der durchfurchten Fläche, welche zwischen dem Pic de Orizava und dem Cofre de Perote ausgebreitet ist, sitzen die vorerwähnten Cerros als rundgedrechselte Tumulus, riesigen Maulwurfshügeln ähnlich. Rund um dieselben stehen Maisfelder, aus denen freundliche Hacienda's herausblicken. Diese Hacienda's sind selten von ihren Besitzern bewohnt, die Herrschaften ziehen das Stadtleben vor und überlassen die Bewirthschaftung der Güter ihren Verwaltern. Solche Hacienda's bestehen meistens aus einigen Hauptgebäuden, die in ihrer Mitte einen Hof einschliessen; unweit davon sind die Hütten der Labores, der indianischen Arbeiterfamilien gruppirt. Wir passirten diese Gegend an einem Sonntag Vormittag und kamen gerade beim Schluss des Gottesdienstes bei einer dieser Hacienda's an. Der Padre wickelte eben seine Kirchengewänder zusammen, bestieg das bereit gehaltene Maulthier und trabte munter von dannen. Die Arbeiter dagegen stellten sich der Reihe nach längs der Hofmauer auf, um vom Aufseher ihren Wochenlohn ausbezahlt zu erhalten. Wer beim Gottesdienst nicht anwesend war, der wurde übergangen und hatte für seine Löhnung den nächsten Sonntag abzuwarten; — das nenne ich Kirchenzucht! — Es wurde mir beiläufig erzählt, dass die Arbeiter dieser Hacienda's jeden Morgen, bevor sie ihr Tagewerk beginnen, zusammentreten und im Chor ein geistliches Lied absingen, die Melodie indianisch, der Text lateinisch.

Das einzige Städtchen, durch das wir auf unserer Fahrt kamen, war das mit bedeutenden Festungswerken umgürtete Perote, wo während längerer Zeit die Oestreicher ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatten. Die gutmüthigen Austriacos, Offiziere wie Gemeine, waren beim Volk mehr beliebt als gefürchtet und es wurde ihnen nachgerühmt, dass sie ihr vieles Essen und Trinken mit

Heller und Pfennig auch ordentlich bezahlt hatten und sich nicht auf's Stehlen verlegten, wie ihre Bundesgenossen, die Franzosen.

Von Perote an führt die Strasse bergabwärts und nach etlichen starken Tagemärschen erreichte unsere Karawane wohlbehalten den freundlichen Ort Jalapa. Wir drei Wanderer deutscher Zunge hatten uns schon am Morgen des letzten Reisetags von den Wagen getrennt, da die Hauptstrasse in weiten Krümmungen sich durch das sehr durchschnittene Terrain windet, wodurch die Distanz keineswegs abgekürzt wird. Wir schlugen daher, von einem Indianer angewiesen, seitlich einen Fusspfad ein, der immer weiter von der Strasse ablenkend uns mitten durch einen gewaltigen Wald führte, schöner und grossartiger, wie je einer der in Märchenbüchern beschriebenen Zauberwälder.

Die Waldungen dieser Region stehen auf der Grenze der Tierra templada und der Tierra caliente und haben demnach eine mittlere Jahrestemperatur von 15 Grad Celsius, sie sind aber dafür mit einer zehnmonatlichen Regenzeit gesegnet, welche bei der angegebenen Temperatur dem Boden eine ungeheure Produktionskraft verleiht, so dass ein Botaniker darin eigentlich schwelgen kann. Diese Wälder sind Jahr aus Jahr ein frisch belaubt; hervorragend sind dort die verschiedenen Eichenarten vertreten, mit einer grossen Zahl von Pflanzenvarietäten der tropischen Zone vermischt, wie die Myrthengewächse, die Anonaceen, die Jatrophas, die Aralien und viele andere mehr. Den reizendsten Schmuck verleihen ihnen durch ihre Fülle und ihre Farbenpracht die wunderbaren Ochideen, die sich als Parasiten überall auf Aesten und Zweigen angeheftet haben, um von ihrem erhabenen Standpunkte ihre Blumengarben wunderbar herabzustreuen und balsamische Düfte zu verbreiten. Nirgends in der ganzen mexicanischen Republik bescheint die Sonne eine reichere Vegetation, als in der Umgebung von Jalapa, wo die feuchtwarme Luft ein

wahres Paradies hervorgezaubert hat, dessen Anmuth den Wanderer, der von den wasserarmen mexicanischen Hochthälern in dieses prächtige Land herabsteigt, wahrhaft entzücken muss. Aber wie gesagt, nur selten erscheint diese Landschaft in heller Sonnenbeleuchtung; in der Regel lagert eine schwere Schicht grauer Dünste vom Gipfel des Perote bis zum entgegengesetzten Saum des Horizontes und aus diesem Wolkenbecken stäubt dann unablässig ein feiner Regen herab. Wir aber hatten den Genuss, den Himmel offen und die Sonnenstrahlen auf das wunderbare Grün sich ergiessen zu sehen und wir haben es unter uns ausgemacht, Jalapa liege auf dem schönsten Fleck Erde der ganzen Welt. Jalapa selbst nimmt sich reizend aus. Die Stadt lehnt amphitheatralisch an einen Hügel an, so dass die Querstrassen terrassenförmig übereinander zu stehen kommen, mitten in dunkeln Baumgruppen, in Gebüsch und Blumengehängen. Die buntfarbigen Häuser, die flachen Dächer, die reich dekorirten Balkone, die grünumrankten Veranda's, verbunden mit der reichen Umgebung eines pittoresken Hügellandes, verleihen dem Orte eine unbeschreibliche Anmuth. Die aufsteigenden Strassen, welche von Terrasse zu Terrasse führen, sind zwar steil, aber sehr reinlich. Auf der obersten Stufe angelangt, weitet sich das Panorama: die fernen blauen Berge, der ungeheure Waldteppich, die näher liegenden Hügel, die zum Theil in schroffen Felsstufen abfallen, über welche schäumende Bäche in hunderten von kleinen Cascaden zwischen Daturas und blühendem Jasmin herabstürzen, und zunächst Jalapa selbst mit seinen blühenden, überhängenden Semiramis-Gärten; alle diese Herrlichkeiten hat man da vor sich ausgebreitet zu seinen Füssen. Man spricht und liest von venetianischen Nächten, die jalapanischen Nächte sind nicht minder reizend; da fängt das gesellschaftliche Leben erst recht an, sich zu entfalten. Die um die Häuser gelegenen Gärten beleben sich mit Gesellschaften, die Veranda's sind beleuchtet, von überall

her ertönt Gesang, Mandolinen-Klang, Flöten- und Harfenspiel. Man hört das Geklapper der Castagnetten, das Rauschen der Kaschutscha und des Fandango, das heitere Lachen und das Geplauder vieler glücklicher Menschen. Die Frauen von Jalapa gelten für die schönsten und reizendsten Wesen der ganzen Republik, ihr ausgebildeter Geschmack für Blumen, Musik und gesellschaftliches Leben ist zur eigentlichen Berühmtheit geworden.

In diesem glücklichen Jalapa verweilte ich zwei Tage; es hiess, es gehe ein Packtrain nach Vera-Cruz ab und diese Gelegenheit wollte ich doch lieber abwarten, als allein die Reise fortsetzen. Die Karawane bestand aus etwa vierzig Stück Maulthieren und der nöthigen Zahl Begleiter; ausnahmsweise waren die Thiere alle gut gehalten und in einem ganz respectablen Zustand, wie man sie selten trifft, denn wie ich schon gelegentlich bemerkt habe, sind diese Packesel meist Jammergestalten, geschunden und mit wunden Beulen bedeckt. Unter dieser Truppe befanden sich auch eine Anzahl afrikanischer Esel, welche mit der französischen Artillerie in's Land gekommen und vor Abzug letzterer verschachert worden waren; sie zeichneten sich durch ihre hervorragende Grösse und durch das dunkelbraune, in's Schwarz übergehende Fell aus. Die Führung der Karawane besorgten zwei Capos und vier Muzos des Mulos, alle auf munteren Pferden wohlberitten. Eine Mula wird in der Regel mit sechzehn, ein Burro (Esel) mit achtzehn mexicanischen Arobas belastet. Eine Aroba beträgt zwölf und ein halbes Kilogramm. Vor der Belastung werden die Mäuler mit einem ungefähr 10 Kilogramm schweren Packsattel (Aparejo) belegt und auf diesen letztern wird, in Matten von Reis- oder Maisstroh (Petates) gehüllt, die Waare geladen und gut mit aus Häuten geflochtenen Seilen verschnürt. Es gehört viel Uebung dazu, die Thiere so zu belasten, dass jedes Mal das Gleichgewicht der voluminösen Bürden vollkommen hergestellt ist, dass alle Theile der Ladung in festen Zusammenhang gebracht

sind, damit keines in's Weichen gerathe, endlich, dass die Last das Thier so wenig als möglich drücke. Es sind auch zum Belasten und Entlasten einer Mula stets zwei bis drei Mann thätig, welche dieses Geschäft kunstgerecht und mit vieler Sorgfalt verrichten, ohne dabei viel Zeit zu verlieren.

Die Besattlung der mexicanischen Pferde ist nicht minder complicirt, als die der Mäuler, und da ich gerade an diesem Capitel bin, so will ich sie mit wenig Worten zu schildern versuchen. Zuerst wird dem Pferd die Saduderas, die wollene Schweissdecke, über den Rücken gelegt, dann folgen die gepolsterten Schulterkissen, auf welche der schwere Sattel zu ruhen kommt, der sich namentlich durch den hochaufstehenden, tellartigen Sattelknopf auszeichnet. Ueber den Sattel hängt man die Alforcas, und über letztere breitet man endlich die lederne Mochilla aus. Diese verschiedenen Lagen werden dann mit zwei starken Bauchgurten an das Pferd festgeschnallt, das darin wie in Leder gepanzert aussieht. Die am Sattel hängenden Steigbügel sind nicht nur zur Unterlage der Füsse des Reiters, sondern auch zum Schutze desselben eingerichtet und haben ein Gewicht von drei bis fünf Pfund. Bei reichen Besattelungen sind sie aus Silber und von schöner, durchbrochener Arbeit; bei gewöhnlicher Besattelung aus Holz. Ueberdiess wird die Kruppe des Pferdes mit der Cola de Pasa, einem Teppich aus Thierfellen, belegt, und der Reiter umschirrt sich in den kälteren Gegenden oder zur Regenzeit noch mit den Chivaras, einer Art Ueberhose aus Tigerfell. Diese Besattelung ist allerdings etwas umständlich, aber Reiter und Pferd sind dabei gut versorgt.

Ist die Verpackung der Lastthiere und die Besattelung der Pferde auf's Sorgfältigste abgethan, so kommt das beladene Thier bald in seinen regelmässigen Schritt und geht in demselben unablässig vorwärts, ohne sich durch Last und Hitze beirren zu lassen. Die Madrina, eine ältere Stute, welcher eine Schelle umgehängt wird,

eröffnet den Zug der Karawane und alle übrigen Thiere, eines hinter dem andern, folgen ihr Schritt für Schritt, wie Kinder ihrer Mutter. So geht es Berg auf und Berg ab über die steilsten Gebirgspfade, an den gefährlichsten Stellen vorbei und nur höchst selten hört man von einem Unfall, den das Thier selbst verschuldet hat. Dabei sind diese Thiere ausserordentlich mässig; bei Futtermangel nehmen sie mit Stroh, sogar mit Holz vorlieb und dürsten nur dann, wenn Wasser vorhanden ist. In diesem Punkt gehen ihnen die mexicanischen Karawanenführer mit gutem Beispiel voran, die ebenfalls ohne Murren unsägliche Strapazen und lange Fasten aushalten. Geräth unterwegs die Bürde eines Lastthieres in Unordnung, so wird ihm augenblicklich der Lasso über den Nacken geworfen und die Capa de Oja über die Augen gezogen; in wenigen Minuten hat es der Cargadero dann wieder neu beladen und in die Reihe zurückgebracht. Jeder Aufseher trägt seinen Lasso, den er mit grosser Geschicklichkeit zu werfen weiss, und an seiner Seite darf die unentbehrliche Machetta niemals fehlen. Anfänglich geht es etwas langsamer, weil die Cargaderos immer noch diesen und jenen Riemen fester zu schnüren und dieses und jenes an der Verpackung zu verbessern haben; ist jedoch die Karawane einmal eine halbe Stunde im Gang, so geht es unverdrossen vorwärts, wie an einer Schnur, bis zum grossen Halt.

Will man Abends das Bivouac beziehen, so wird die Madrina zum Stehen gebracht und die Thiere im Kreise um sie gruppirt. Es werden dann die Aparejos sorgfältig abgenommen und batterieartig in zwei Reihen aufgestellt; hinter ihnen kommen die Waaren und Geräthschaften zu liegen, letztere mit vieler Ordnung ausgebreitet, damit beim Aufsatteln Alles schön bei der Hand ist.

Da wir nunmehr in die Zone der Tierra Caliente einrückten, wurden, um Menschen und Vieh zu schonen, kleinere Etappen gemacht, nämlich nur solche von vier

bis sechs Leguas. Die Arrieros führten ihre Kochkessel mit, in welchen des Abends zur Abwechslung Frijoles gekocht wurden, die dann auch für den ganzen folgenden Tag ausreichen mussten; dazu wurde Kaffee getrunken mit Topopos, einer Art getrockneter Tortillas. Zuweilen kam ein Stück Fleisch dazu, das man beim Passiren der kleinen indianischen Ortschaften einhandelte. Dieses Fleisch findet sich in langen, schmalen Riemen an den Hütten aufgenagelt, um es an Sonne und Luft zu trocknen; man nennt es Sesina oder Tasajo. Diese Sesina wird mit fein geriebenem Salz bestreut und auch mit Citronensaft bespritzt; sie lässt sich gut aufbewahren und ist schnell gar gemacht, auch schmeckt sie roh genossen ganz angenehm.

Zuweilen begegneten wir grossen, mit zwölf Zugthieren bespannten Frachtwagen, die einem neuen Transportdienst angehörten, welchen ein im Land zurückgebliebener Zuaven-Wachtmeister zwischen Vera-Cruz und Mexico eingerichtet hatte und der seine Correspondenzen sogar bis San Luis Potosi ausdehnte. Stellenweise mussten zur Ueberwindung der grossen Schwierigkeiten, die der abscheuliche Zustand der Strasse darbot, sämmtliche vierundzwanzig Thiere an einen einzelnen Wagen vorgespannt werden; — das gab dann allerdings ein Antreiben, ein Schreien und die Carajos surrten dabei in der Luft herum, wie bei uns die Maikäfer im Frühjahr.

An einem der schönen Abende wurde auf einem wunderhübschen, ebenen Grasplatz in der Nähe des unweit der Strasse gelegenen Rancho Benvenuto Rast gemacht. Es ist dies ein allerliebstes Plätzchen, an das ich mich zeitlebens erinnern werde; seine reizende Lage und seine malerische Gruppirung prägen in schönster Form den ächten Typ einer vollendeten mexicanischen Landschaft aus. Eine leichtgebaute Wohnung mit Blättern und Maisstroh bedeckt, wenige Kammern, desto mehr Bewohner; Grossvater und Grossmutter, Mann und Weib, kräftige gesunde, einfache Leute und eine Schaar Kinder, wie

eine Orgelpfeife herunter vom Grössten bis zum Kleinsten; alle gleich muthwillig und gleich lebhaft; dazu Ziegen, Schweine, Geflügel, Papageien, Alles gleichsam mit zur Familie gehörend. Das ist nun allerdings sehr einfach, aber dazu gehört noch, dass das Rancho mitten unter grossblättrigen Bananen steht, überragt von den hohen Blüthenstengeln der Yucca's mit ihrem Silberglockenspiel; umrankt von baumartigen Heliotropen, welche die Luft mit süssen Wohlgerüchen füllen; dass im Hintergrund dunkle Bäume stehen, die ein ganzes Feuerwerk blühender Ochideen auf den Aesten tragen und dass die Zweige mit Festons von Schlingpflanzen reich behangen sind. Das sind allerdings Bilder, so warm und so ergreifend, dass ich eigentlich versucht war, meine ganze Vergangenheit zu verbrennen und ein einfacher Ranchero zu werden. — Wie ich mich in solchen Gedanken unter meine Decke strecken wollte, bemerkte ich noch zu rechter Zeit einen grossen Scorpion, der langsam darüber hin und her schwänzelte. Das verfluchte Thier durchstach auf einmal alle meine mexicanischen Anwandlungen und musste auch dafür mit dem Tode büssen.

Am andern Morgen klagte einer meiner Gefährten über heftiges Stechen an den Fusssohlen und an den Zehen. „Das sind Bijos, Sandflöhe", bemerkte einer der Eseltreiber, und ohne viel Federlesens zu machen, stach er mit einer langen Nadel hinein und bohrte einen erbsgrossen klebrigen Beutel heraus, ganz mit Insekteneiern angefüllt. Unbarmherzig grub er weiter, auch unter die Fussnägel, denn die Bijos muss man gleich entfernen, Vernachlässigung kann die schreckliche Krankheit, die Elephantesis nach sich ziehen.

Wir hatten herrliche Ausblicke über die nahegelegenen, grünen Hügel, nach den entferntern blaugezackten Gipfeln der Cordilleren und in weiterer Abstufung nach den Ausbuchtungen der Höhenzüge bis hinaus in's weite Meer, dessen blauer Rand in halbverschleierter Ferne

den Horizont besäumte. Am folgenden Reisemorgen boten sich uns noch eine Anzahl solcher überraschend schöner Ausblicke dar; an einem der reizendsten Punkte wurde uns ein kleines, roth angestrichenes Landhaus gezeigt, das mit seinem Mirador von Glasfenstern lebhaft aus schattigem Gebüsch hervortritt; es wurde uns dasselbe als das Eigenthum und den frühern Wohnsitz des Generals Santana bezeichnet.

In einiger Entfernung von Lencero überschritten wir den Gebirgspass der Cerro gordo. Ein dumpfes Dröhnen, ähnlich dem Grollen der Meeresfluth, verkündete uns die Nähe des wild daher brausenden Flusses Antigua, welcher in grauser Tiefe seine schäumenden Wogen durch die durchsägten Bergwände wälzt, deren glattpolirte Felsplatten senkrecht von beiden Ufern abstürzen. Ueber diese riesige Schlucht wölben sich majestätisch die sieben Bogen der Puente National, welche Brücke s. Z. von den alten Meistern Mexico's in festen Quadern ausgeführt wurde; sie ist ein eigentliches Prachtwerk inmitten einer hochromantischen Gebirgspartie; — unter den Spaniern trug sie den Namen Puente del Rey. Dieser Uebergang war während den letzten Kriegen ein oft bestrittener Punkt, bald von dieser, bald von jener Partei; glücklicherweise ist dieses schöne Bauwerk trotz all den Angriffen und Vertheidigungen dem friedlichen Verkehr ziemlich unversehrt erhalten geblieben.

Schon zur Zeit der Parteikämpfe war die Puente National Zeuge des erbittertsten Streites zwischen den herrschsüchtigen mexicanischen Generalen. Hier kämpfte Echavari, General des Don Agostin Iturbide, gegen Fernandez Vittoria und den schlauen Santana, damals Befehlshaber von Vera-Cruz, welcher Streit mit dem Uebergang des Echavari zur rebellischen Armee endigte. — Vom Gebirg von Stufe zu Stufe abwärts steigend, näherten wir uns allmählig den üppigstbewachsenen, aber sumpfigen Niederungen; überall zierliche Mimosen, schlanke Cäsalpinen, Tamarinden mit feingegliedertem Blätterwerk,

durchschlungen und überspannt von rankenden Schotengewächsen. Der grossblättrige mexicanische Feigenbaum bildet mit seinen aufstehenden Wurzeln eigentliche Bogengänge und aus den Wassern, die sich in den Vertiefungen ansammeln, erheben sich schlanke Bambusschäfte. Ueber unsern Häuptern schwebten und kreischten freche Zapilotes, auch Gallinazas genannt, gierige Aasgeier, die in grosser Menge vorhanden sind. Sie halten zwar gute Polizei, indem sie das Aas und das Gewürm auffressen, und sind daher für diese Gegend eine wahre Wohlthat. Nachdem die Karawane während längerer Zeit durch diese sumpfige, aber prächtig bewaldete Region daher gezogen kam, ward es allmählig lichter; schon vernahm man aus der Ferne das dumpfe Gedröhn der brandenden Meeresfluth. Endlich traten wir aus dem letzten Buschwerk — und vor uns öffnete sich der freie Ausblick auf die weite Sandebene mit ihren wellenförmig aufgeworfenen Dünen und jenseits derselben, an den Rand des Meeres gesetzt, erblickten wir die Stadt Vera-Cruz — Vera-Cruz, das wie eine vom Meer ausgespieene Muschel auf dem sandigen, flach in's Meer auslaufenden Strande liegt, abgetrennt durch eine weite Sandfläche von der reichen Vegetation und dem mannigfaltigen Leben des bewaldeten Küstenstriches. Ueber diese Sandfläche ging's nun in gerader Linie auf die Küstenstadt los, Strandläufer spazierten leichtfüssig vor uns her, graue Pelikane, aufgeschreckt vom Geklingel unserer Madrina, schossen aus den Vertiefungen empor und zogen mit schwerem Flügelschlag über unsere Köpfe weg nach dem Strand hin. Hoch über uns kreiste in ruhigem Flug der Fischaar, um im gegebenen Augenblick mit Blitzesschnelle in die Fluth herabzuschiessen, während neben unserm Pfad viele hundert spinnenbeinige Krabben bald vorwärts, bald rückwärts sich bewegend, nach ihren Löchern rannten oder aus diesen hervorschnellten.

Vera-Cruz ist ringsum von dicken Mauern und

Festungswerken umgeben und ist damit sowohl gegen das Meer, als gegen das Land abgetrennt, so dass es schwer hält, zu unterscheiden, ob die Stadt eigentlich dem Meere oder dem Lande angehöre. Es ist darum auch schon geschehen, dass die Stadt, vom Lande getrennt, einer Seemacht unterthänig war, während sie bei anderer Gelegenheit das Bollwerk des Landes gegen die Angriffe zur See bildete.

Vera-Cruz, unter dem 19. Grade 19 Minuten und 52 Sekunden nördlicher Breite und 98. Grad 29 Minuten westlicher Länge von Paris gelegen, wurde im Jahr 1580 vom Vice-König, Graf von Monterey, gegründet, und dazu bestimmt, ein Stützpunkt der spanischen Machtherrschaft zu sein; es wurde daher nichts versäumt, um dieser Ansiedlung den Charakter von Grösse und Festigkeit zu geben. Die Form von Vera-Cruz bildet ein längliches Viereck; die Strassen sind schnurgerade und kreuzen sich rechtwinklig; die Häuser sind meist nur einstöckig aber in gutem Styl erbaut, mit flachen Dächern und im Innern praktisch eingetheilt; Kirchen und Klöster sind dagegen nach der Schablone der Jesuitenstiftungen geschnitten. Die ursprünglich wohlgeordnete Anlage dieser Stadt ist jedoch vom Zahn der Zeit schon hart angegriffen worden; das verwendete Baumaterial, ein poröser Stein der Matreporen, leidet gewaltig unter den wolkenbruchartigen Regengüssen, welche sehr oft die Stadt heimsuchen, so dass sie jetzt, in der Nähe betrachtet, ziemlich abgefallen und ruinenhaft aussieht.

Unter diesen Betrachtungen war unsere Karawane in den Ring der Festungswerke eingetreten; ein Jeder nahm seine Effekten zusammen und verabschiedete sich mit warmem Händedruck nach glücklich vollendeter Reise. Ich quartierte mich mit dem einen der beiden Deutschen in einem vor den Festungswerken gelegenen Hause ein und es wurde nun nachgesehen, ob der Platz Gelegenheit zu längerem Aufenthalt darbiete oder nicht. Unsere Einrichtungen in den neuen Appartements waren um so

bälder getroffen, da sie aus sehr einfachen Elementen bestanden. Unsere Decken, ein Feuerherd, eine Pfanne und die weiteren einfachsten Zuthaten.

Ich verwerthete meine technischen Künste bei einem Mechaniker, Don Anselmo di Veranda, und mein Companiero fand eine Anstellung als Cigarrenmacher; und so war wieder ein neuer Standpunkt in meinem Wanderleben gewonnen. Doch kehren wir zur Beschreibung unseres neuen Wohnplatzes zurück.

Vera-Cruz zählt circa viertausend Einwohner und ist das Ein- und Ausgangsthor, der eigentliche Stapelplatz der mexicanischen Republik für ihren ganzen Verkehr mit den europäischen und mit den nordamerikanischen Häfen, mit den Antillen und mit der Ostküste von Süd-Amerika. Gegen das Meer, dessen Brandung seine Mauern beleckt, erstreckt sich ein breiter, aus Quadern erbauter Molo, an welchen die Barken anlegen und der herwärts mit der Aduana (dem Zollhaus), den Gebäuden der Hafenbeamten und mit grossen Magazinen in Verbindung steht. Vor dem Molo erhebt sich das mexicanische Malta, nämlich die mit starken Festungswerken gekrönte Insel San Juan d'Ulma, welche den Eingang der Strandstadt beherrscht. Sie wurde noch längere Zeit von den Spaniern behauptet, als das ganze Festland schon mexicanisch war.

Vera-Cruz ist keine eigentliche Hafenstadt, sämmtliche grössere Schiffe ankern draussen auf der Rhede, je nach ihrem Tiefgang näher oder weiter vom Ufer entfernt; die Segler von Liverpool, Bremen, Hamburg, Bordeaux und von den Häfen der Vereinigten Staaten sind um das Fort San Juan d'Ulma gruppirt; ihre Entleerung und Füllung muss mittelst Barken in offener See bewerkstelligt werden. Weiter ab liegen die riesigen Dampfboote, welche die regelmässigen Postverbindungen mit Frankreich und mit den Vereinigten Staaten unterhalten. Der französische Postdampfer kommt, von St. Nazaire ausgehend, jeweilen am zwölften oder dreizehnten

des Monats vor Vera-Cruz an, um naeh Verlauf von zwei bis drei Tagen die Rückfahrt wieder anzutreten, mit Berührung von Havanna und von Martinique. Eine zweite Dampferlinie, ebenfalls mit monatlieher Verbindung, besteht mit New-York und eine dritte, zweimal des Monats, mit New-Orleans. Zur Zeit meiner Anwesenheit in dort, lag auf der Rhede neben einem amerikanischen Kriegsschiff die östreichische Fregatte Novara, von Admiral Tegethoff befehligt, vor Anker. Diese letztere hatte den traurigen Auftrag, die Leiche des unglüeklichen Maximilian I., ihres Erbauers und früheren Befehlshabers an Bord zu nehmen. Sie lag sehon eine geraume Zeit draussen; es ist eben ein weiter Weg für ein Leiehengeleite von Queretaro über Mexieo nach Vera-Cruz, zumal wenn noeh politische Hindernisse sich mit in den Weg legen.

Sämmtliehe Waaren, die aus den Sehiffen oder in solche geladen werden, gehen über den Molo und dureh die Aduana; letztere steht mittelst einer Eisenbahn mit dem Bahnhof, der in westlieher Riehtung vor der Stadt liegt, in ununterbrochener Verbindung, so dass die Güter in der Aduana direkt aus- und in die Eisenbahnwagen geladen werden können. Die Bahn selbst war dazumal über Solidad bis naeh Paso del Maeho auf eine Länge von circa fünfzehn Leguas im Betrieb.

Von diesem allerdings sehlecht gesehützten Molo gingen im Verlauf der Zeiten viele kostbare Werthe und grosse Sehätze an metallisehem Reichthum, das Produkt von vielem Schweiss und Blut, naeh dem alten Europa ab. Gegenwärtig sind die grösseren Gesehäfte völlig ausschliesslieh in der Hand von Fremden, von Spaniern, Amerikanern, Franzosen und Deutschen, wovon Einzelne grosses Haus führen. Die Deutschen sind in ziemlicher Zahl vertreten und haben unter sich einen eigenen Cirkel, „das Deutsehe Haus“, gegründet.

Ausser Verkehrsbequemlichkeiten geniesst Vera-Cruz wenig Vortheile; trostlos liegt es, wie sehon bemerkt,

hinausgeschleudert auf den sandigen Meerboden, über eine Stunde Wegs von dem Gürtel der saftigen Vegetation entfernt, die von den Hügelstufen in die Tiefe hinabsteigt; — einem leidenschaftlichen Clima ausgesetzt, das von unerträglicher Hitze sich plötzlich in strömende Regenfluthen umwandelt, ungesund, den Fiebern preisgegeben und ohne Quellwasser. In Ermangelung dieses letztern wird das Wasser, das die heftigen Niederschläge spenden, in grossen gemauerten Cisternen aufgefangen. Hier wird es von den Aguadores (Wasserträgern) in Fässer abgezapft und auf Mauleseln, die mit Schellen behangen sind, in der Stadt herumgeführt.

Den Mittelpunkt von Vera-Cruz bildet die Plaza, östlich begrenzt von dem Ayuntamiento (dem Regierungsgebäude) und südlich von der Kathedrale. Rund um den Platz laufen die dunklen Arcaden der Portales de los Mercaderos, schwere steinerne Bogen, unter welchen Verkaufsläden und Kaffeehäuser untergebracht sind, während sich um die Pfeiler die lauten Kleinkrämer, die allerhand Tand ausbieten, gruppiren.

Das regste Leben von Vera-Cruz concentrirt sich am Molo und am Marktplatz. Letzterer ist namentlich am Morgen zwischen sechs und neun Uhr lebhaft besucht; er bildet ein grosses Quadrat und ist ringsum von gedeckten Hallen eingerahmt, unter welchen Verkäufer und Käufer Schutz gegen die sengenden Sonnenstrahlen und gegen die Stürze der Platzregen finden. Uebrigens ist auch der offene Platz meistens von Marktleuten dicht belagert. Ein solcher Markt bietet immer grosses Interesse dar; er ist ein ächtes Stück Volksleben und gibt Stoff zu allerhand Studien. In Vera-Cruz bieten Menschen und Dinge dazu reiche Ausbeute. Einmal die Landleute, welche mitten unter ihrem Geflügel, ihrem aufgeschichteten Gemüse und ihren Früchten in den Säulengängen herumliegen, mit ihren lebhaften Geberden, ihrem schallenden Gelächter, ihrem Zanken und Markten. Dann ihre Waare selbst, die schönen Gemüse und Früchte;

die Berge von rothem und grünem Chili (spanischem Pfeffer); die gewaltigen Bananenstengel, an denen die länglichen Früchte in grüngelber Hülle mit silberweissem oder röthlichem Fleisch zu Dutzenden ansitzen; die Haufen Orangen und Kokosnüsse; die vielen Papageien, und die Panelas oder Panochas, welch letztere beim Volk ausserordentlich beliebt sind. Diese Panelas sind kleine Hütchen von braunem Rohzucker, die der Ranchero selbst producirt. Er pflanzt sein Rohr, presst den Saft mit einer rohconstruirten Quetschmaschine aus, dickt denselben in einem Kessel ein, schüttet die Masse in kleine thönerne Förmchen und macht sich durch den Verkauf dieser Waare seinen guten Batzen.

Die Volkstracht ist sehr südlich und sehr einfach, jedoch nicht minder malerisch. Die Weiber tragen ein offenes gesticktes Hemd, das Schulter und Busen frei lässt, einen farbigen Rock, der von der Hüfte bis zu den Knöcheln reicht, und zierliche, seidene Schuhe, in die sich der nakte Fuss kleidet. Dabei darf die Rebozo, ein weiss mit blau gestreiftes Tuch, nicht fehlen, mit dem nach Bedarf Kopf oder Schulter drapirt wird. Die Männer tragen ein weisses Hemde, weisse Hosen und bedecken sich mit einem weitrandigen Strohhut.

Damals sammelten sich in Vera-Cruz die letzten Reste der östreichischen, französischen und belgischen Regimenter; die armen Kerls sahen elend und zerlumpt genug aus. Sie wurden truppweise von den französischen Postdampfern aufgenommen und der Militärbehörde in St. Nazaire überliefert, die für ihren Weitertransport nach der Heimath sorgte. Hungrig, elend und fieberkrank lungerten sie in den Strassen und auf den Plätzen herum und erwarteten den Tag ihrer Erlösung mit wahrer Sehnsucht.

Unsere Wohnung war am südlichen Ende der Stadt in der Nähe einer besuchten Tienda gelegen, und da hatten wir öfter Gelegenheit, den ächten mexicanischen Fandango tanzen zu sehen. Die Herren Cavaliere waren

meistens Molo-Arbeiter, welche den Tag über an glühender Sonne mit dem Ein- und Ausladen der Schiffe beschäftigt waren und nun zur Erholung von ihren Strapazen sich freuten, mit ihren Dirnen die glanzvollen Nächte durch zu tanzen. Der Fandango ist keiner derjenigen civilisirten europäischen Tänze, wo die Paare dicht gedrängt in rotirender Bewegung eine Ellypse im dampfenden Saal beschreiben, sich anpuffend nach links und nach rechts und sich mit den Füssen verwickelnd, wenn der Knäuel dieser Doppelsterne zu dicht wird. Der Fandango ist vielmehr ein ganz uncivilisirter Naturtanz, an dem Geist, Glieder und Stimme sich bethätigen. Es braucht, um den Ball in Scene zu setzen, keinen Saal mit hundert Kerzen, kein schallendes Orchester, keine Piccolos und keine türkische Musik; ein geebneter Platz unterm Sternenhimmel, eine Guitarre, eine Harfe sind die begleitenden Instrumente, die Weisen klingen taktfest und höchst melancholisch. Die Tanzgesellschaft bildet einen Kreis, in die Mitte desselben treten zwei bis vier Paare, die Mädchen auf der einen Seite, die Cavaliere ihnen gegenüber. Die Melodie der Musik, sei sie bekannt oder improvisirt, wird von den Tanzenden abwechselnd mitgesungen, dabei werden aber nicht nur bekannte Texte unterlegt, sondern meistens solche improvisirt; es sind Fragen und Antworten, Liebeserklärungen, Beschuldigungen, die sich bis zum wilden Streit steigern, um dann allmählig wieder in die Aussöhnung überzugehen. Diesen Gesang begleitet der ganze Körper der Tanzenden, bald mit zarten, bald mit lebhaften, bald mit leidenschaftlichen Bewegungen. Die Grazie derselben beschränkt sich nicht auf die Füsse, sie lebt ebensowohl in der Mimik des Gesichtes, in den Schwankungen der Hüften und in den Gestikulationen der Hände. Haben die Paare ihren Roman ausgetanzt, so greift die Musik zu den Schlussakkorden, die Tänzer werden beklatscht, sie verbeugen sich und stellen sich in den Kreis zurück, neuen Paaren den Wetttanz überlassend.

Kurz angebunden sind diese Fandango's-Kränzchen nicht; das Volk liebt sie leidenschaftlich, die Nächte sind kurz und am dämmernden Morgen lässt sich so süss ausruhen. Die Sonnabend-Fandango's sind die längsten, sie fangen schon am Samstag Abend an und dauern über den ganzen Sonntag bis in den Montag hinein.

Wir lebten im November, aber wir lebten schlecht. Vera-Cruz lag unter einer harten Himmelsdecke, sie glühte wie geschmolzenes Erz, und der Sonnen-Glast haftete am ausgebrannten dürren Boden. Kein Lüftchen wehte. Man hatte während der Mittagsstunde Mühe, sich so weit zusammenzuraffen, um den erschlafften Körper aufrecht durch die heissen Strassen zu schleppen, welche um diese Zeit verödet, verschlossen und wie ausgestorben waren. Die ganze Bevölkerung litt, die Eingebürgerten wie die Fremden, und es grassirte das Vomito, das gelbe Fieber.

Mitten in diesen glühenden Sonnenbrand fielen ein paar heftige Regengüsse, sie kühlten zwar für den Augenblick ab, wurden aber von der Bevölkerung nicht gerne gesehen; sie behauptete, diese Regengüsse trügen zur Verbreitung des Vomito bei. Ich sollte das bald inne werden; schon am folgenden Tage fühlte ich eine solche Erschlaffung in allen Gliedern, dass ich mich kaum auf den Füssen halten konnte, dabei war ich von einem betäubenden Kopfweh befallen, es schüttelte mich heftiger Fieberfrost und dazu kam noch Erbrechen. Ich wusste keinen bessern Rath, als mich nach dem Spital zu schleppen; ohne weitere Ceremonien fand ich dort Aufnahme und es wurde mir in einem geräumigen, luftigen Saal, wo schon viele Kranke untergebracht waren, ein Bett angewiesen.

Wie ich hingestreckt da lag, verging mir Hören und Sehen und vollständig verfiel ich dem grässlichen Uebel zum Raube. Es muss nicht lange angestanden haben, so wurde ich vom Arzte besucht, der meinen Zustand sehr sorgfältig untersuchte. Die erste Medizin, die über

meine brennenden Lippen kam, war ein halbes Trinkglas Castoreum, zugleich wurde mir ein Senfpflaster aufgelegt und auf die Nacht ein Zugpflaster, das meinen ganzen Unterleib bedeckte. Das waren allerdings Lebenswecker. Einen ferneren Besuch stattete mir ein greiser, spanischer Priester ab, mit schneeweissem Haar, in einen langen schwarzen Talar gehüllt, — eine Erscheinung, die allerdings Ehrfurcht einflösste. — Er fragte mich, ob ich Beichte ablegen wolle, was ich mit „Nein“ beantwortete; dann erst fragte er weiter, ob ich der katholischen Religion angehöre, auch hierauf antwortete ich verneinend und musste meine Antwort wenigstens ein halbdutzend Mal wiederholen, ehe der gute Mann diesen unheilvollen Gedanken fassen konnte. — Er schien tief erschüttert, wandte seine Blicke nach oben und rief mit bewegter Stimme mehrmals: „o Poveresito! o Poveresito!“ (O, du armer Junge). Meine Pflege besorgte eine barmherzige Schwester, welche mit der französischen Sprache vertraut war; sie hat mich wahrlich mit vieler Sorgfalt und Geduld behandelt, ich werde ihr das immer zu Dank wissen. Auch sie bekümmerte sich lebhaft um mein Seelenheil und wandte alle ihre kindliche Beredtsamkeit an, um mich Verlorenen, nun am Rande des Grabes Liegenden aus der schwarzen Hölle und aus den feurigen Krallen des Teufels zu reissen und mich dafür in den weichen Schooss der heiligen Kirche zu betten. Nachdem ich aber in einem luciden Moment der guten Schwester ruhig auseinandergesetzt hatte, dass in meiner Heimath viele Leute protestantisch seien, dass meine Mutter in dieser Religion gelebt und gestorben, dass Vater und Geschwister sie theilen und ich nun auch darin zu leben und zu sterben gedenke — gab sie ihr gutgemeintes Bekehrungswerk auf und liess mich mit diesen Dingen fortan in Ruhe. Ich war sehr krank und während den paar ersten Tagen vom Arzte völlig verschätzt. Das Fieber wogte und tobte in meinem Blut und in meinem Gehirn fürchterlich. Mein Magen war vollständig rebel-

lisch, sowohl gegen Medizin, als gegen jedes Getränke, mit dem man meinen ausgedörrten Schlund erquicken wollte. Meine Sinne waren vom Fieberwahn zeitweise gänzlich überwuchert und ich war allerdings einer derjenigen Patienten, der dem Arzte das meiste Bedenken einflösste. Dieses Arztes kann ich übrigens nur rühmlichst gedenken. Ein Mann in den mittleren Jahren, von angenehmem Aeussern; er sprach ebenso geläufig spanisch und französisch, als englisch und deutsch, so dass ich nie recht klug darüber wurde, welcher dieser vier Nationen er eigentlich angehöre. Seinen Dienst versah er pünktlich und gewissenhaft und hatte für seine Kranken immer ein freundliches, aufmunterndes Wort. Auch zu Ehren des alten Geistlichen sei hier bemerkt, dass er trotz meiner Nichtbekehrung sich täglich über mein Befinden erkundigte, mir die Hand drückte und seine lebhafte Freude bezeugte, als sich Anzeichen von Besserung einstellten. Wie ich später vernommen, haben einige europäische Nichtkatholiken, die im gleichen Spital krank lagen, auf die an sie ergangene Einladung Beichte abgelegt und sich den damit verbundenen Ceremonien anbequemt, im Gedanken, besser verpflegt zu werden. Aber ich darf es aussprechen, zur Ehre der Anstalt, dass dieses falsche Spiel keineswegs nothwendig war und dass ich eben so sorgfältig behandelt wurde, wie jene.

Als ich wieder auf der Besserung war und sich nach neunmal langen vierundzwanzig Stunden Besinnung und abwechselnder Schlaf allmählig einstellten, betrachtete ich oftmals meine abgemagerten Hände und Arme, die aussahen, als wären sie mit Safran angestrichen. Auch mein Gesicht und die Hornhaut meiner Augen waren goldgelb; die mir abwartende Schwester bemerkte mir, ich hätte bereits braungelb ausgesehen und ein Uebergang in's Schwarze sei nicht fern gestanden; ich kann also von Glück sagen, dass ich das grässliche gelbe Fieber, das Vomito, so glücklich überstanden habe.

Das Krankenzimmer, in das man mich einlogirt hatte,

bildete, wie gesagt, einen weiten geräumigen Saal, sein Boden war mit Steinplatten belegt; grosse Fenster, gegen die See gekehrt, standen Tag und Nacht offen, so dass es manchmal eigentlich kühl wurde. In diesem Raum befanden sich dreissig Betten, in gehörigem Abstand eines vom andern entfernt. Nach links und nach rechts stiessen noch zwei weitere Gemächer an diesen Saal, mit freier Circulation; sie waren sämmtlich mit Vomitokranken besetzt und täglich sah man zwei bis drei derselben bei sich vorbei und hinaustragen, die nicht wieder zurückkamen. Die Betten waren von Eisen, ein straff ausgespanntes Segeltuch in Mitten des Rahmens bildete die Lagerstätte, über letztere war eine Lacke ausgebreitet und überdiess war der Kranke durch eine wollene Decke geschützt. Mein Bett war in der Nähe eines Fensters, in sein Geviert war ein Stückchen offener Himmel und ein Stück offene See eingerahmt, — das war für mich ausserordentlich wohlthätig. Stundenlang hafteten meine Blicke an diesem Bilde. Ich schaute den Wolken zu, die vorüberzogen und beobachtete die Färbung des Himmels und des Meeres; ich kannte jeden Stern, der über mein Gesichtsfeld wandelte; zuweilen traf es sich, dass ein Fischerboot oder gar ein grösseres Schiff diesen Rahmen durchfurchte, oder dass quer über diesen Raum die aufgehende Sonne oder der silberne Mond eine helle Lichtbrücke warf. Eines Tags, als ich so halbbewusst zwischen Wachen und Träumen dahindämmerte, wurde ich von einem Signalschuss aufgeschreckt, der von der See her an unsern Mauern anprallte; ich raffte mich zusammen, richtete mich in meinem Lager auf und siehe, es war ein französischer Postdampfer, der nach Europa absegelte — ein Augenblick — und er war aus meinem Gesichtskreis entschwunden; aber meine Gedanken und mein Sehnen sind ihm noch lange nachgefolgt. Es ist nicht zu wundern, dass mich unter sothanen Umständen das Heimweh und die Sehnsucht nach den Lieben zu Haus mächtig ergriffen hat, und

dass ich den ernsten Vorsatz fasste, bei der ersten günstigen Gelegenheit der neuen Welt den Rücken zu kehren.

Nach dreiwöchigem Aufenthalt im Spital war ich soweit wieder auf den Füssen, dass ich von meinen Pflegern dankbaren Abschied nehmen und meine Wohnung aufsuchen konnte. Da fand ich meinen Gefährten wieder, den mein hageres Aussehen nicht übel erschreckte. Der gute Bursche war wegen mir in grosser Besorgniss gewesen, er wusste nicht, ob ich gestorben oder was mit mir vorgegangen sei; er war es um so mehr, da während der Zeit meines Krankenlagers Briefe für mich angelangt waren. Er hatte mich besuchen wollen, aber zu den Vomitokranken wird Niemand eingelassen, und er getraute sich auch nicht, diese Briefe fremder Hand anzuvertrauen. Es war ein gewichtiges Couvert von Mexico und daraus entfaltete ich zwei schwere Briefe, der eine von meinem Vater, der andere von meinen Freunden in Meadow-Lake. Der erstere enthielt einen flotten Creditbrief auf ein mexicanisches Bankhaus, ferner Empfehlungen an den schweizerischen und an den amerikanischen Consul, und was mich vor allem freute: gute Nachrichten von zu Hause. Der zweite Brief enthielt unerwarteter Weise eine Geldanweisung; es waren einige derjenigen Minen von einer Gesellschaft angekauft worden, von denen ich Shares genommen, und die ich als unwerth in der Hand meiner Freunde gelassen hatte.

Das war allerdings eine merkwürdige Ueberraschung nach so langem Entbehren; auf einmal zwei solcher Glücksbomben, die auf mich hereinplatzten. Nun war ich wie der Esel zwischen zwei Heubündeln, sollte ich mit dem Creditbrief und den Empfehlungen nach Mexico zurück, oder sollte ich mit meinem eigenen Gut nach Europa zurückreisen, wie es vor dem Eintreffen dieser Hülfsmittel mein bestimmter Plan war? — Letztere Meinung gewann die Oberhand, denn, dachte ich, trotz diesen Empfehlungen bin ich nicht sicher, in Mexico im

Bälde gut unterzukommen, bis dahin kann das Geld darauf gehen, und was habe ich dann mehr? — Ich blieb also dabei: „Heim“ war die Losung!

Mittelst der erhaltenen Papiere war es mir unschwer, in Vera-Cruz die californische Anweisung unter Abzug einer gehörigen Provision zu verwerthen. Ich half meinem Gefährten aus der Tinte und nahm das erste Postschiff der St. Nazaire-Linie.

Und wiederum schwamm ich auf der salzigen Fluth. — Hinter mir die flache Küste mit dem Hafen von Vera-Cruz sammt dem sandigen Ufer, den allmählig aufsteigenden dunklen Waldstufen; über denselben die terrassenförmig emportauchenden Höhenzüge und im Hintergrund über alle hoch und erhaben die gewaltigen Anden, aus dem durchsichtigen Aethergewölbe hervortretend.

Die untergehende Sonne überströmte mit Purpurschimmer das schneeige Haupt des Pic von Orizava und den zerklüfteten Krater des Cofre de Perote, und mit violetter Färbung die vor mir ausgebreitete Cordilleren-Kette, welche südlich in weitem Halbbogen sich im fernen Horizonte verliert, gegen Norden aber in steilen Felswänden nach der Meerseite abfällt.

Es war noch ein herrliches Bild, ein wunderschönes „Farewell“, das ich mit vollen Zügen einsog und auf das hin ich mich dann getrost schlafen legte. Des andern Tags schwammen wir im weiten Ocean, ringsumgeben von Himmel und von Wasser.

In der fünften Nacht erreichten wir die Antillenperle, die Insel Cuba; doch erst in der Morgendämmerung passirten wir die enge Strasse zwischen den beiden Felsen Morro und Punto, das Cap gegen Havanna gerichtet. Auf dem Morro thront die stolze Festung Pharus mit ihren über der Brandung hängenden Schanzen und Bollwerken, mit ihren grün umrankten Mauern und gewaltigen Thürmen, welche die schmale Einfahrt des weit sich ausdehnenden Hafens beherrschen. Rechts

öffnet sich das überraschende Panorama über die schöne Stadt und die zahllose Menge der vor ihr ankernden Schiffe, deren Reihen entlang unsere „Française“ mit gemässigtem Dampf sich bewegte. Die Wimpel und die Flaggen aller Nationen, die St. Georgskreuze, die Sternenbanner, die Tricoloren und wie sie alle heissen, fächelten in buntem Farbenspiel in der leichten Morgenbrise. Wir waren vor Ort. Der Dampf stockte und die Anker schossen nach der Tiefe. Vor Havanna hatten wir achtundvierzig Stunden Aufenthalt, es wurden Kohlen eingenommen und was dem Postschiff weiter anvertraut werden wollte.

Von den Passagieren blieb Niemand an Bord, man warf sich in eines der vielen Boote, die herangerudert kamen, um einen Gang durch die Stadt zu machen. Havanna, unter'm 23. Grad 19′ 4″ nördlicher Breite und 82° westlicher Länge von Greenwich gelegen, ist unstreitig ein prächtiger Platz; es herrscht ungemein viel Leben auf den Quais und in den Strassen. Leute aller Nationen und Farben wirbeln durcheinander. Die Gassen der Altstadt sind meistens eng und haben das Eigenthümliche, dass sie zur Abwendung der senkrechten Sonnenstrahlen, in der Höhe der Magazine, zeltartig mit bunten Tüchern überspannt sind, auf welchen die Annoncen der Magazinhalter prangen, was den Strassen und Allem dem, was sich darauf bewegt, eine wunderliche Färbung verleiht. In den Hauptstrassen wetteifern eine grosse Zahl der schönsten Magazine; überall bemerkt man Cigarrenfabriken und Cigarren-Niederlagen. Die Märkte prangen mit prächtigen Früchten und Gemüsen. Ausserhalb der Stadt liegen die Gärten und die Landhäuser und malerisch wird das ganze Bild von den vielen behelmten Thürmen überragt.

Havanna zählt über zweihunderttausend Einwohner, sein Hafen hat Raum für zwölfhundert Schiffe, die darin wohl geborgen sind. Die hervorragenden Gebäude sind die Cathedrale mit dem Grabmal des Christopho Co-

lumbo, dem ich allerdings auch meine Huldigung brachte, der bischöfliche Palacio, das Gouvernements-Haus, das Marine-Arsenal, die Post, das Theater, die Universität, das Seminar, und eigentlich bemerkenswerth, die prächtige Wasserleitung nach römischer Bauart und die ausgedehnten Schiffswerften; — das hat allerdings einen andern Character als Vera-Cruz.

Der Handel geht in grossem Schwung; ausgeführt wird Zucker, Kaffee, Tabak gegen 45,000 Zentner im Jahr, und 110 Millionen Stück der prächtigsten Cigarren; — ich habe mir davon nur eine kleine Million gewünscht; — dazu kommt noch Rhum und als mineralisches Product Kupfer; eingeführt wird dagegen alles Mögliche, was die Erde trägt und producirt.

Dieses Havanna und sein grossartiger Verkehr haben mich ungemein angesprochen und ich war mehr als einmal versucht, meine Kleinigkeiten vom Bord zu holen, die Passage in den Wind zu schlagen und mich hier umzusehen. Doch die Zeit rückte, man war wieder erfrischt durch ein reiches Städtebild, die letzten Kohlen und die letzten Passagiere waren eingethan und nun noch ein freundliches „Cheer“ für die schöne Hafenstadt, die mit Thurm und Masten und Schanzen unserem Gesichtskreis sich schnell entrückte.

Ein zweiter Halt wurde auf der Rhede von Martinique gemacht; leider konnten wir die höchst anmuthig vor uns ausgebreitete grüne Insel nur aus der Ferne betrachten, da wegen der Gelbfieber-Epidemie in Vera-Cruz unserem Steamer Quarantaine auferlegt wurde, so dass die aufzunehmenden Kohlen bis hinaus auf die Rhede gerudert werden mussten, welche Operation wiederum volle achtundvierzig Stunden andauerte.

Von Martinique weg hatten wir keinen weiteren Aufenthalt mehr, unser prächtiger Steamer, von zwei kräftigen Maschinen bedient, durchschnitt das atlantische Becken mit einer Ruhe und einer Sicherheit, die nichts

zu wünschen übrig liessen, und allmählig kamen wir höher in winterliche Regionen.

St.-Nazaire wurde nach einer dreissigtägigen Ueberfahrt glücklich erreicht. Aber kein blendendes Grün bekleidete die französische Küste; düstere Falaises, vom Nebel unheimlich umsponnen, starrten uns entgegen und die Januarkälte wurde empfindlich verspürt. Die einzelnen Gruppen, die sich während der Fahrt zusammengethan hatten, nahmen von einander Abschied und zerstreuten sich nach allen Richtungen. Ohne Aufenthalt setzte ich meine Reise bis nach Basel fort, wo ich am 15. Januar 1868 gegen 8 Uhr Abends glücklich anlangte.

Das Herz pochte mir allerdings laut genug, als ich vor den beleuchteten Fenstern meiner väterlichen Wohnung stand und die Klingel zog. Es war auf Jahr und Tag exact vier Jahre seit meiner Abreise. Meine kleine Schwester, die aber derweil gross geworden, öffnete mir die Thüre. „Ist's möglich!" rief sie aus, und dann so laut sie es vermochte die Treppe hinauf: „Der Hemmi isch do! Der Hemmi isch do!" — Eine Secunde später lag der vielgereiste Polytechniker glücklich in den Armen seines Vaters und seiner Schwestern.



Inhalt.



